



**University of  
Zurich**<sup>UZH</sup>

**Zurich Open Repository and  
Archive**

University of Zurich  
University Library  
Strickhofstrasse 39  
CH-8057 Zurich  
[www.zora.uzh.ch](http://www.zora.uzh.ch)

---

Year: 2017

---

## **Autoren des Sturm und Drang. Lavater, Johann Caspar**

Caflisch-Schnetzler, Ursula

DOI: <https://doi.org/10.1515/9783050093239-006>

Posted at the Zurich Open Repository and Archive, University of Zurich

ZORA URL: <https://doi.org/10.5167/uzh-138834>

Book Section

Published Version

Originally published at:

Caflisch-Schnetzler, Ursula (2017). Autoren des Sturm und Drang. Lavater, Johann Caspar. In: Luserke-Jaqui, Matthias; Greuen, Vanessa; Wille, Lisa. Handbuch Sturm und Drang. Berlin, Boston: De Gruyter, 136-142.

DOI: <https://doi.org/10.1515/9783050093239-006>

---

### **III Autoren des Sturm und Drang**



## Abel, Jakob Friedrich

\* 9. 5. 1751 Vaihingen, † 7. 7. 1829 Schorndorf

Jakob Friedrich Abel stammte aus einer der führenden württembergischen Beamtenfamilien, sodass ihm die für hochbegabte Landeskinder typische Ausbildung ermöglicht werden konnte: Nach dem Besuch der Lateinschule in Vaihingen wurde er auf den Klosterschulen in Denkendorf und Maulbronn für ein Theologiestudium vorbereitet, das er mit dem Grundstudium – Philologie und Philosophie – am Tübinger Stift 1768 aufnahm. Noch vor Beendigung des 1770 aufgenommenen Studiums der Theologie berief ihn Herzog Karl Eugen (1728–1793) 1772 auf eine Professur für Philosophie an die neu gegründete militärische Pflanzschule (Karlsschule) auf der Solitude in Stuttgart. Hier entwickelt A. eine rege Lehrtätigkeit auf der Grundlage eigener Unterrichtspläne (vgl. Riedel 1995, 15 ff.), die für das Fach Philosophie vor allem popularphilosophische und empirisch-psychologische Themen als Grundlagen vorsehen. Trotz wolffianischer Ausbildung erweist sich A. in Forschung und Lehre als profunder Vertreter der seit den 1770er Jahren auch in der deutschsprachigen Philosophie systematisch entfalteten empiristischen Philosophie. Die durch Autoren wie Johann Georg Feder (1740–1821), Christoph Meiners (1747–1810), Johann Nikolaus Tetens (1736–1807), vor allem aber Ernst Platner (1744–1818) systematisch und populär entwickelte Anthropologie wird von A. früh und umfassend in seinen philosophischen Unterricht integriert. So kommen die Schüler dieser ambitionierten Bildungsanstalt – unter ihnen 1773 bis 1780 Friedrich Schiller – schon während dieser ersten Blüteperiode empiristischer Philosophie in Deutschland in Kontakt mit den innovativsten wissenschaftlichen Entwicklungen

der Zeit. Es ist A.s ungewöhnliches Talent, die bisweilen hochkomplexen epistemologischen und psychologischen Theorien in eine verständliche Sprache und übersichtliche Ordnung zu transformieren. Dass A. von den führenden empiristischen Philosophen der Zeit als gewichtige wissenschaftliche Stimme wahrgenommen wurde, belegen zwei durch Christoph Meiners initiierte Rufe auf Professuren nach Göttingen, dem Zentrum der neuen Philosophie in den 1770er Jahren. Für die Annahme dieser Rufe verweigert der Herzog allerdings seine Zustimmung.

1790 erhält A. den Ruf auf die Professur für praktische Philosophie an der Universität Tübingen als Nachfolger seines Lehrers und Kritikers Gottfried Ploucquet (1716–1790). Doch die Zeit seiner großen Wirkung ist – wie die des Empirismus und der Anthropologie überhaupt – vorüber; die kantische Philosophie, mit der sich A. früh auch in Publikationen beschäftigt (*Versuch über die Natur der spekulativen Vernunft*, 1787), der er jedoch letztlich verständnislos gegenübersteht, begrenzt die Kreise seiner Wirksamkeit. 1811 wird A. Leiter des evangelischen Seminars in Schöntal und Generalsuperintendent für Hohenlohe.

A. kann deshalb als einer der philosophischen Anreger des SuD bezeichnet werden, weil er als Anthropologe einen grundlegenden Einfluss des Körpers auf die seelischen Aktivitäten des Menschen behauptete. „Gewisse Veränderungen der Seele folgen stets auf gewisse Veränderungen des Körpers und umgekehrt“ (Abel 1786, 17, § 29). Mit Platner stellt er damit nicht allein den Menschen ins Zentrum aller philosophischen Bemühungen, sondern am Menschen den Körper und damit dessen Empfindungsvermögen und Affektleben (vgl. ebd., 13 ff.). In seiner berühmten *Rede über das Genie* (1776) bringt er

die Bemühungen einer philosophischen Bestimmung des Genies auf den Begriff, indem er auf der Grundlage einer empiristischen Vermögenslehre die Eigentümlichkeiten der ‚großen Geister‘ in deren gefühlswunderte Befähigung zur Überwindung verstandesgeprägter Regeln verlegt: „Das Genie voll Gefühl seiner Kraft, voll edlen Stolzes, wirft die entehrenden Fesseln hinweg, höhnd den engen Kerker, in dem der gemeine Sterbliche schmachtet, reißt sich voll Heldenkühnheit los und fliegt gleich dem königlichen Adler weit über die kleine niedrige Erde hinweg und wandelt in der Sonne.“ (Abel 1955, 31) Weil A. das Genie über eine allgemeine Vermögenslehre (vgl. Riedel 1995, 432) und dabei insbesondere über die Leistungen der Einbildungskraft bestimmt, kann er – wie auch Platner oder Tetens – den Begriff auf Literaten, Künstler, Wissenschaftler und sogar Politiker anwenden. Solche großen Geister werden als „Nebenbuhler der schaffenden Gottheit“ (Abel 1955, 10), als *Alter deus* definiert. A. lieferte damit im Anschluss an Platner ein allgemeines Modell produktiver Genialität, das die vorherigen Versuche der Autoren des SuD, so vor allem Goethes und Herders, bündelte und zu weiteren Erörterungen anregen konnte.

Auch auf dem Felde der praktischen Philosophie lassen sich insofern Affinitäten zum SuD feststellen, als A. eine Tugendlehre entwickelt, die weitgehend auf der Grundlage einer emotionalistischen Neigungslehre basiert, die Elemente der Hume'schen (1711–1776) und der Rousseau'schen (1712–1778) Ethiken aufnimmt (vgl. Luserke-Jaqui 2005, 378–394). Unverkennbar aber liegen die Grenzen der Gemeinsamkeiten mit einer Ethik des SuD in der Gültigkeit der Tugend für jeden Menschen – auch für die großen Geister genialer *Couleur*. Eine differenzierte philoso-

phie-, ideen- und literarhistorische Aufarbeitung des A.'schen Werkes steht aus.

## Werke

Abel, Jakob Friedrich: Rede, über die Entstehung und die Kennzeichen grosser Geister [*Rede über das Genie*]. Stuttgart 1776 [ND hg. v. Walter Müller-Seidel. Marbach 1955; auch in *Karlschul-Schriften*, 181–218]. – Ueber die grausame Tugend, in: *Württembergisches Repertorium für Litteratur* 1 (1782), 1ff. [ND in: Matthias Luserke-Jaqui: Friedrich Schiller. Tübingen u. a. 2005, 378–394]. – Einleitung in die Seelenlehre. Stuttgart 1786 [ND Hildesheim u. a. 1985]. – Plan einer systematischen Metaphysik. Stuttgart 1787. – Versuch über die Natur der speculativen Vernunft. Zur Prüfung des Kantischen Systems. Frankfurt u. a. 1787. – Sammlung und Erklärung merkwürdiger Erscheinungen aus dem menschlichen Leben. 1. Th. Frankfurt u. a. 1784, 2. Th. Stuttgart 1787, 3. Th. Stuttgart 1790. – *Karlschul-Schriften*. Eine Quellenedition zum Philosophieunterricht an der Stuttgarter Karlsschule (1773–1782). Mit Einleitung, Übersetzung, Kommentar und Bibliographie. Hg. v. Wolfgang Riedel. Würzburg 1995 [hier auch eine vollständige Bibliographie der Werke Abels, 652–671].

## Forschung

Franz, Michael: Eine Anregung für den philosophie-theoretischen Ansatz des frühen Schelling: Jakob Friedrich Abels Inauguralthesen über *Ursprung und Natur der ersten Philosophie* (1792), in: *Dialektik. Zeitschrift für Kulturphilosophie* 2 (1996), 105–112.

Hartmann, Julius: Friedrich Abel (1751–1829), in: ders.: *Schillers Jugendfreunde*. Stuttgart u. a. 1904, 95–123.

Jaumann, Herbert: Abel, Jakob Friedrich, in: ders.: *Handbuch Gelehrtenkultur der Frühen Neuzeit*. Bd. 1: *Bio-bibliographisches Repertorium*. Berlin 2004, 3. Killy 4, 5 ff.

Luserke-Jaqui, Matthias: Friedrich Schiller. Tübingen, Basel 2005.

Mudroch, Vilem: Eklektische Kantrezeption in anthropologischer Perspektive. In: *Grundriss der Geschichte der Philosophie. Philosophie des 18. Jahrhunderts*. Bd. 5: *Heiliges Römisches Reich deutscher Nation, Schweiz, Nord- und Osteuropa*. Hg. v. Helmut Holzhey u. Vilem Mudroch. Basel 2014, 1115–1120.

Riedel, Wolfgang: *Influxus physicus und Seelenstärke. Empirische Psychologie und moralische Erzählung in der deutschen Spätaufklärung und bei Jacob Friedrich*

Abel, in: Anthropologie und Literatur um 1800. Hg. v. Jürgen Barkhoff u. Eda Sagarra. München 1992, 24–52.  
 Riedel, Wolfgang: Einleitung: Weltweisheit und Menschenlehre. Das philosophische Profil von Schillers Lehrer Abel, in: Karlsschul-Schriften. Eine Quellenedition zum Philosophieunterricht an der Stuttgarter Karlsschule (1773–1782). Mit Einleitung, Übersetzung, Kommentar und Bibliographie. Hg. v. Wolfgang Riedel. Würzburg 1995, 375–450.

Zantwijk, Temilo van: Erläuterungen zu Abels Inauguralthesen zur Metaphysik (1791–1792), in: „... im Reiche des Wissens *cavalieremente*?“ Hölderlins, Hegels und Schellings Philosophiestudium an der Universität Tübingen. Hg. v. Michael Franz. Eggingen 2005, 88–99.

*Gideon Stiening*

## Bürger, Gottfried August

\* 31. 12. 1747 Molmerswende, † 8. 6. 1794 Göttingen

Zeit seines Lebens ist Gottfried August Bürger zerrissen zwischen Pflicht und Leidenschaft, Zeit seines Lebens gerät er – meist durch eigenes Verschulden – immer wieder in einen „Morast erbärmlicher Verhältnisse, unsäglichlicher Mühen und auswegloser Situationen“ (Häntzschel 1988, 8). Als Sohn des Predigers Johann Gottfried Bürger beginnt B. 1764 – im Todesjahr seines Vaters – ein Studium der Theologie in Halle (vgl. Hettner 1876, 595). Schon früher hat er es seinem Großvater Jacob Philipp Bauer zu verdanken, aus der Tristesse seines Elternhauses, „der Ignoranz des Vaters und dem Jähzorn seiner Mutter“ (Lauer 2004, 79), befreit worden zu sein. Sein Großvater hatte ihn auf die Lateinschule nach Aschersleben und an das Hallenser Reformpädagogikum geschickt. An der Universität in Halle bekommt B. Kontakt zu Christian Adolph Klotz (1738–1771), Professor der Philosophie und Beredsamkeit, der B. einerseits

zur Literatur und den schönen Künsten verführt, andererseits aber ebenso zu einem anstößigen und sittenwidrigen Studentendasein (vgl. z. B. Häntzschel 1988, 9; Joost 2015, 904). B. entdeckt seine Leidenschaft für beides – über Klotz und seine Schüler erzählt man sich fortwährend „wunderbare Dinge“ (Scherer 1995, 121) – und verliert endgültig das ohnehin schon dürftige Interesse an der Theologie. Durch den Tod des Vaters ist er von seinem strengen und wohlhabenden Großvater abhängig, der nach einigen Semestern zwar einsieht, dass sein Enkel das Studium nicht abschließen wird, ihn 1768 aber nach Göttingen zum Studium der Jurisprudenz zwingt. Doch B. bleibt den schönen Künsten und der „sprunghaften, von häufigen burschikosen Exzessen unterbrochenen“ (Schreinert 1955, 744) Lebensweise verhaftet, sodass sein Großvater ihm schließlich alle Mittel entzieht. B. muss nun selbst für seinen Lebensunterhalt aufkommen und verdient sich diesen mit Übersetzungen, „Gelegenheitsdichtung und Korrekturlesen beim Buchdrucker“ (Joost 2015, 905). Gleichzeitig beginnt B. aber doch, seine juristischen Studien ernsthafter fortzusetzen und freundet sich mit Heinrich Christian Boie (1744–1806) an, der als Hofmeister in Göttingen lebt und B. stets als „poetische[r] Berater“ (Häntzschel 1988, 9) zur Seite steht. Boie fördert B.s literarisches Talent ebenso wie er ihn mit Johann Wilhelm Ludwig Gleim (1719–1803) bekannt macht, der ihn sein Leben lang bewundert (vgl. Hettner 1876, 595) und ihm phasenweise aus Not und Schulden heraushilft (vgl. Häntzschel 1988, 9).

1772 erhält B. als Amtmann die Gerichtshalterstelle zu Altengleichen bei Göttingen, die zum Gerichtsbezirk der Familie von Uslar gehört. Es folgt die Versöhnung mit dem Großvater, der seinem Enkel erneut finanziell unter die Arme greift, da dessen Gehalt nicht

ausreicht, um seine Schulden und die Kautions für den neuen Wohnsitz zu bezahlen (vgl. Hettner 1876, 595). B. erledigt seine Pflichten zunächst gewissenhaft und pflegt regen Kontakt mit dem Göttinger Dichterbund, u. a. zu Höltz (1748–1776), Miller, Voß (1751–1826) und den Stolberg-Brüdern (1748–1821; 1750–1819). Zwar leidet B. unter den chaotischen Verhältnissen an seinem Gericht – die z. T. den Intrigen innerhalb der Familie von Uslar geschuldet sind (vgl. Häntzschel 1988, 10) –, doch macht er sich zeitgleich unvergessen im literarischen Kreis, als 1773 seine *Lenore* erscheint, die ihm „weiten und unvergänglichen Dichterruhm“ (Hettner 1876, 596) beschert. Immer wieder unternimmt B. Versuche, sich aus seiner finanziell weiterhin bestehenden Misere und aus der empfundenen Trostlosigkeit seines Daseins zu befreien, allerdings scheitern diese Unternehmungen (vgl. Häntzschel 1988, 12). B. klagt Goethe sein Leid, aber der verweigert Unterstützung, was nicht zuletzt auf seine Enttäuschung über B.s unvollendet gebliebene jambische Homer-Übersetzung zurückzuführen sein könnte (vgl. ebd., 14).

1774 heiratet B. die bereits schwangere Dorothea Marianne (Dorette) Leonhart, die Tochter des Amtmann-Kollegen zu Niedeck. Doch fühlt er sich weitaus mehr zu deren erst 16-jähriger Schwester Auguste hingezogen, die er als Molly in seinen erotischen Gedichten verehrt. Schlussendlich und zum Leidwesen Dorettes gehen sie eine *Ménage-à-trois* ein (vgl. Lauer 2004, 85). Dorette stirbt zehn Jahre nach ihrer Hochzeit bei der Geburt des dritten Kindes, und ein Jahr darauf, 1785, heiratet B. seine Auguste, die ihm bereits 1782 einen Sohn geboren hatte. Doch schon nach rund einem halben Jahr Ehe stirbt auch Auguste.

Zu diesem Zeitpunkt arbeitet B. bereits als Privatdozent an der Göttinger Universi-

tät, und mit Unterstützung u. a. von Christian Gottlob Heyne (1729–1812) und Georg Christoph Lichtenberg (1742–1799) wird er 1784 schließlich zum Magister ernannt. Bis zu seinem Tod lehrt er – ohne festes Gehalt – „Ästhetik, Stilistik, deutsche Sprache und Philosophie“ (Häntzschel 1988, 18). Zwar erhält B. 1787 den Doktorgrad und 1789 die Ernennung zum außerordentlichen Professor, doch ändert sich an seiner finanziell und emotional prekären Lage nichts – eine Festanstellung bleibt ihm verwehrt. Den *Münchhausen* (1786) veröffentlicht er nicht unter seinem Namen, um der Verachtung und dem Hohn, die ihm als stetigem Außenseiter entgegenzuschlagen, nicht noch mehr Stoff zu geben (vgl. ebd., 19).

1789 geht B. seine dritte Ehe ein und heiratet die junge Elise Hahn. Schnell macht in ganz Göttingen die Runde, dass das „Schwabenmädchen“ (Schreinert 1955, 745) ihn bereits in den ersten Wochen ihrer Ehe betrügt – B. wird erneut zum Gespött der Gesellschaft und nach kurzer Zeit von Elise geschieden. Zwar hat er sich als Dichter einiges Ansehen errungen, doch bleibt er verschuldet und einsam, er verliert zusehends die Hoffnung auf bessere Zeiten und erkrankt immer wieder. Eine Bitte an die Regierung in Hannover um ein Gehalt bleibt unbeantwortet, und durch den Einsatz von Professor Heyne erhält er lediglich ein einmaliges Geschenk von 50 Talern (vgl. Häntzschel 1988, 23). Mit 46 Jahren stirbt B. am 8. 6. 1794 an der Schwindsucht – der „seelische Kummer und die materielle Not [...] beschleunigten den Verfall der körperlichen Kräfte“ (Schreinert 1955, 745).

Im Kontext des SuD lässt sich B. nicht zuletzt aufgrund seiner zwischen Prekariat und Genialität zerrissenen Lebenssituation und seiner psychischen Befindlichkeiten verorten, wie sich beispielsweise im Sonett *Ver-*

lust (1789) und im Gedicht *An das Herz* (1793) zeigt, in dem von Erschöpfung und Lebensmüdigkeit die Rede ist (vgl. Luserke 2010, 32 f.). B. sieht sich, wie viele seiner Zeitgenossen, der Kritik ausgesetzt, der Geniesucht und Selbstüberhöhung zu frönen, wehrt sich dagegen aber bereits 1778 in der *Vorrede* zu seinen *Gedichten* (vgl. ebd., 73). Zu B.s Selbstverständnis gehört, das eigene, individuelle Erleben in einer Lyrik zum Sprechen zu bringen, die aller tugendorientierten Funktionalisierung zu entheben ist (vgl. Lauer 2004, 91 f.). Er hält leidenschaftliche Plädoyers für die „Volkspoesie“ (ebd., 85) beispielsweise in *Aus Daniel Wunderlichs Buch* von 1776, wo er die Volkslieder von „Handwerkern, Bauern, Hirten und Jägern [...] der Kunstpoesie der gelehrten Poeten“ (ebd., 85) vorzieht und damit ähnliche Anschauungen vertritt wie Herder. B. „galt immer mehr allein das Gedicht als der Ort, wo er von sich und seiner ganz gesellschaftlichen Liebe reden konnte.“ (Lauer 2004, 93)

B. wird ein „untrüglische[s] Gefühl für die charakteristischen Werte der metrischen, rhythmischen und strophischen Gestaltung“ (Schreinert 1955, 745) attestiert ebenso wie die Fähigkeit, Emotionen in bewundernswerter Intensität zum Sprechen zu bringen. Neben der abgebrochenen Hexameter-Übersetzung der *Ilias*, Übersetzungsversuchen von u. a. Ossian und der nicht weiter verfolgten Absicht, ein bedeutendes Nationalepos zu schaffen, ist B.s „Prosa-Bearbeitung des *Macbeth*“ von Erfolg gekrönt. Noch populärer ist seine „erweiterte Rückübersetzung der *Wunderbaren Reisen ... des Freiherrn von Münchhausen* aus dem Englischen“ (ebd., 746), in deren zweiter Auflage B. die Abenteuer des ‚Lügenbarons‘ als „in mancher Hinsicht heilsam und dienlich“ (*Werke*, 498, zit. nach Lauer 2004, 98) bezeichnet.

Sein Hang zum Irrationalen in Leben und Dichtung und seine Überzeugung, beides in der Kunst zu vereinen, macht einerseits August Wilhelm Schlegel (1767–1845) zu seinem berühmtesten Schüler. Andererseits hat Schiller diese Haltung B.s scharf kritisiert. In einer Rezension der *Lenore* besteht Schiller auf dem Grundsatz, Kunst und Leben strikt voneinander zu trennen; Schiller meint, die Kunst müsse die ästhetische Erziehung der Menschen befördern, indem sie über alles unmittelbar Erlebte erhaben sei. Nicht zuletzt diese vernichtende Kritik Schillers wird dafür verantwortlich gemacht, dass B. stets Außenseiter, wenn auch mancherorts als Genie gefeierter, in der SuD-Gesellschaft blieb und sich von dieser Attacke auch seelisch nicht mehr erholte (vgl. Hettner 1876, 599; Schreinert 1955, 745; Lauer 2004, 99; Luserke 2010, 87; Joost 2015, 913).

## Werke

Bürger, Gottfried August: *Aus Daniel Wunderlichs Buch*. Göttingen 1776. – *Gedichte*. Göttingen 1778. – *Macbeth*. Göttingen 1783. – *Wunderbare Reisen zu Wasser und zu Lande, Feldzüge und lustige Abenteuer des Freiherrn von Münchhausen*. Göttingen 1786. – *Gedichte*. 2 Bde. Göttingen 1789. – *Briefe von und an Gottfried August Bürger. Ein Beitrag zur Literaturgeschichte seiner Zeit*. Hg. v. Adolf Strodtmann. 4 Bde. Berlin 1874 (Nachdruck Bern 1970). – *Aus dem Briefwechsel zwischen Bürger und Goeckingk*. Hg. v. August Sauer, in: *Vierteljahrsschrift für Literaturgeschichte* 3 (1890), 62–113. – *Sämtliche Werke*. Hg. v. Günter u. Hiltrud Häntzschel. München u. a. 1987. – *Mein scharmantest Geldmännchen*. Gottfried August Bürgers Briefwechsel mit seinem Verleger Dieterich. Hg. v. Ulrich Joost. Göttingen 1988. – *Hauptmomente der kritischen Philosophie*. Hg. u. eingeleitet v. Hans Detlef Feger. Berlin 1994. – *Lehrbuch der Ästhetik*. Neu hg., eingeleitet u. kommentiert v. Hans-Jürgen Ketzner. Berlin 1994.



## Forschung

Häntzschel, Günter: Gottfried August Bürger. München 1988.

Hettner, Hermann: Bürger, Gottfried August, in: ADB 3 (1876), 595–600.

Joost, Ulrich: Nachwort, in: Gottfried August Bürger. Briefwechsel. Hg. v. Ulrich Joost u. Udo Wargenau. Bd. 1: 1760–1776. Göttingen 2015, 901–943.

Killy 2, 281–284.

Kosch 2, 296–303.

Lauer, Gerhard: Die Poesie beim Wort genommen. Das ganz unwunderbare Leben des Dichters Gottfried August Bürger, in: 1050 Jahre Göttingen. Streiflichter auf die Göttinger Stadtgeschichte. Hg. v. Klaus Grubmüller. Göttingen 2004, 78–101.

Luserke, Matthias: Sturm und Drang. Autoren – Texte – Themen. Bibliographisch ergänzte Ausgabe. Stuttgart 2010.

Scherer, Helmut: Gottfried August Bürger. Der Dichter des Münchhausen. Eine Biographie. Berlin 1995.

Schreiner, Kurt: Bürger, Gottfried August, in: NDB 2 (1955), 744–746.

Schübler, Walter: Bürger, Gottfried August. Biographie. Nordhausen 2012.

*Vanessa Geuen*

## Carbonnières, Ramond de

\* 4. 1. 1755 Straßburg, † 14. 5. 1827 Paris

Der Elsässer Ramond de Carbonnières gehört zu den wenig bekannten Autoren aus dem Umfeld des SuD. C. wird am 4. 1. 1755 in Straßburg geboren. Er studiert dort Jura, doch gelten seine Interessen schon früh naturwissenschaftlichen Themen. Seine ersten literarischen Versuche fallen in diese Zeit. Ob er engeren Umgang mit Goethe hatte, ist umstritten. Ferdinand Heymach meint, Goethe dürfe nicht zu seinen Freunden gerechnet werden (vgl. Heymach 1887, 4). Dagegen spricht aber zum einen, dass Goethe den jungen Elsässer gekannt haben muss. Denn Wilhelm von Humboldt (1767–1835) schreibt am 28. 11. 1799

aus Madrid an Goethe, der einzig interessante Mensch, den er in den Pyrenäen getroffen habe, sei C. gewesen, „dessen Sie sich wohl von alter Zeit her aus Straßburg erinnern. Wenigstens sagte er mir, daß er Sie mehrmals gesehen habe und Lenzens vertrauter Freund gewesen sei“ (Goethes Briefwechsel, 107). C. hatte sich selbst schon am 9. 6. 1780 brieflich an Goethe gewandt. Das Briefende ist in diesem Zusammenhang aufschlussreich: „C'est en Suisse que j'ai vu M. Lenz pour la dernière fois, ses malheurs qui ont suivi ce voyage m'ont vivement affecté et j'ai appris dans le temps avec intérêt qu'il rentrait enfin dans le sein de sa famille. Puisse le désordre de son imagination lui permettre le repos!“ (Goethes Briefe. Bd. 1, 68) Zum anderen kannte C. Goethes Freund Jakob Michael Reinhold Lenz recht gut. Sein Name ist mit dem von Lenz eng verknüpft. Im Frühjahr 1771 kam dieser als Begleiter der Barone Friedrich Georg (1751–1800) und Ernst Nikolaus von Kleist (1752–1787) nach Straßburg, wo Goethe und Herder sich schon im Spätsommer 1770 in einer Gruppe um den Aktuar Salzmann (1722–1812) kennengelernt hatten. Beide, Lenz und C., waren aktive Mitglieder der Deutschen Gesellschaft in Straßburg. Lenz hatte in der am 2. 11. 1775 neu gegründeten Gesellschaft, die 1767 als Société de philosophie et de belles lettres ins Leben gerufen worden war, die Funktion eines Sekretärs übernommen. Bereits sechs Wochen später, am 21. 12. 1775, wurde C. in die Gesellschaft eingeführt. Aus dieser lockeren Verbindung von Literaten und Literaturinteressierten ging die sogenannte Straßburger SuD-Gruppe hervor, zu der neben Lenz auch Wagner, Lersé (1749–1800) und C. gehörten. Lenz war gleichwohl einer der Hauptakteure dieser Gruppe. Schlosser aus Emmendingen und Pfeffel (1736–1809) aus Colmar waren der Gruppe wohlwollend bis kritisch verbunden

(vgl. die Einträge in Gottlieb Konrad Pfeffel's Fremdenbuch, 35f. u. 241). Unter der Rubrik „Gäste“ und „Fremde“ der 17. Versammlung der Helvetischen Gesellschaft in Schinznach im Jahr 1777 werden „Herr Michael Lenz, aus Liefland“ und „Ramond [de Carbonnières] von Colmar“ (Verhandlungen 1777, 5) angeführt. Als Lenz zunehmend eine Belastung für seine Freunde wird (vgl. Dedner, Gersch u. Martin 1999, 4), reist er im Juni 1779 in Begleitung seines Bruders nach Riga zurück. Auf dieser Reise zeichnet er mit Bleistift ein Selbstporträt und schreibt ein kleines Gedicht dazu. Der Adressat ist C., die Widmung trägt das Datum 12. 7. 1779: „A Ramond. / De viel ami ci voistu la Semblance; / Amour a dit ne le connaitre plus, / Mais de ses traits jadis au coeur recus / L'ami saitmieux Garder la Souvenance.“ (Erstmals gedruckt in: Musée Pyreneen 46 [1953] Nr. 101; vgl. auch Girdles-tone 1968, 64. Die Reproduktion dieses lange als verschollen geltenden Selbstporträts erfolgte in Ljb 10/11 [2000/2001], [2]). Man kann daher nicht behaupten, das freundschaftliche Interesse von C. an Lenz und seine Verehrung dieses Autors sei taktisch begründet gewesen, er sei einem „eindimensionalen Bild seines Gegenübers“ gefolgt, und Lenz sei „plötzlich verschwunden, und zwar (schon wieder!) ohne Abschied genommen zu haben“. (Osborne 1995, 76)

1777 trifft C. Lenz nochmals auf einer Schweizreise beim Rheinfall von Schaffhausen. In seiner Übersetzung der *Briefe an William Coxe* von 1781 schreibt er gleich zu Beginn in einer Anmerkung: „Un jeune Auteur Allemand, si connu dans sa Patrie par la fougue de son imagination, sa sensibilité & ses malheurs, Lenz, descendant avec moi sur cet échaffaud, tomba à genoux en s'écriant: *voilà un enfer d'eau!* Le vent qui nous lançoit l'épaisse vapeur de la cataracte, ne l'empêcha

pas de rester un quart-d'heure entier dans la même situation, immobile, &, pour ainsi dire, sans aucun autre sentiment que celui qui lui avoit dicté les seuls mots qu'il prononça.“ *Note du Traducteur.*“ (Lettres de M. William Coxe 1781, 15f., Anm. 10)

In demselben Jahr 1777, in dem auch *Jupiter und Schinznach* veröffentlicht wurde, erscheint C.s Drama *Die letzten Tage des jungen Olban* auf Französisch. Ein Jahr später folgt anonym der 91 Seiten umfassende Gedichtband *Elégies* (Yverdon 1778). 1781 erscheint in deutscher Übersetzung C.s zweites Drama *Hugo der Siebente, Graf von Egisheim*, sein zugleich letzter belletristischer Text. In der Vorrede schreibt er: „Ich werde die Natur getreu kopiren, auch da, wo die Fiktion Thatfachen aufhelfen soll, welche die Zeit in die Finsternisse der Vergessenheit vergraben hat“ ([Carbonnières] 1781, XI). In einer Fußnote beruft sich C. auf die literarischen Vorbilder seines Historiendramas, das im Spätsommer des Jahres 1089 spielt: die Stücke Shakespeares (1564–1616), die politischen Trauerspiele Bodmers (1698–1783) und Goethes *Götz von Berlichingen* (vgl. [Carbonnières] 1781, XII). Aufführungen des Dramas sind nicht belegt. Erich Schmidt nennt es „eine Art dramatisierter Chronik“ (Schmidt 1879, 120). 1785 wird das Drama in der *Allgemeinen deutschen Bibliothek* ausgesprochen schlecht von Adolph Freiherr von Knigge (1752–1796) rezensiert (vgl. Anhang zu dem sieben und dreyßigsten bis zwey und funfzigsten Bande der allgemeinen deutschen Bibliothek. In vier Bänden. Berlin u. a. 1785, 366 f.). Nach einem kurzen Aufenthalt in Paris kehrt C. 1781 nach Straßburg zurück. Als Geheimrat steht er nun die nächsten Jahre in den Diensten des Bischofs Rohan (1734–1803), der durch die sogenannte Halsbandaffäre bekannt geworden ist. In dieser Angelegenheit reist C. 1785 nach England.

1787 bricht er zu einer Expeditionsreise in die Pyrenäen auf, seine Beobachtungen und Erfahrungen veröffentlicht er 1789 in den *Observations faites dans les Pyrénées [...]*, noch im gleichen Jahr erscheint die deutsche Übersetzung in Straßburg. Seine Reisebeschreibungen, meteorologischen und geologischen Forschungen machen C. zwar berühmt und führen zur Benennung einer Pflanze nach ihm (Ramondia Pyrenaica), als Literat bleibt er aber unentdeckt. Am 14. 5. 1827 ist C. gestorben.

C. zählt neben Lenz selbst zu den produktivsten Mitgliedern der Deutschen Gesellschaft in Straßburg. Seine Arbeiten werden von dem literarisch aufgeschlossenen Kreis geschätzt und durchaus im Kontext der SuD-Literatur gesehen. Schon Anfang Februar 1776 schreibt Lenz an Boie (1744–1806): „In Colmar kenne ich einen jungen Franzosen, von dem ich etwas in Lausanne werde drucken lassen, das Ihnen die Beschaffenheit des Bodens im Elsaß zur Hervorbringung poetischer Köpfe näher bezeichnen wird“ (WuB 3, 381). Am 25. 5. 1776 teilt C. in einem Brief an Lenz mit: „Meine kleine Eigenliebe fühlt sich, mein teurer Freund, viel zu geschmeichelt über die angenehme Art, in der Sie sich meiner erinnern, als daß ich nicht sofort Ihrer Bitte nachkäme; ich mache mich daran, mein Freund, Ihnen meine Arbeit zuzuschicken; sie gehört Ihnen in mehrfacher Hinsicht, ich schulde Ihnen Lektionen, schuldeten Sie Ihnen sogar, ehe ich Sie persönlich kennenlernte; vergeben Sie dem Schüler die Huldigung, die er seinem Lehrer entgegenbringt. Wäre ich freier und glücklicher, wäre ich nicht so unbezwinglich unterjocht, hätte ich vielleicht den Plan entwickelt, sie Ihnen selbst zu bringen; [...] man muß danach streben, die Bekanntschaft von Genies zu machen, die man bewundert, man gewinnt durch den Umgang mit ihnen für den

Geist, man gewinnt dabei noch mehr in bezug auf das Herz. [...] was ist denn wirklich meine Stimme, nach der Stimme von ganz Deutschland und der aller empfindsamen Herzen?“ (WuB 3, 870) Lenz hat C.s Drama *Die letzten Tage des jungen Alban*, von dem in diesem Brief die Rede ist, als ein wichtiges Zeugnis der zeitgenössischen modernen Literatur eingestuft.

C. war ein berühmter Naturforscher und ein ebenso unbekannter Literat des 18. Jh.s (eine umfassende Bibliographie der Werke von C. bei Reboul [ca. 1910]). Sein Name und seine Bedeutung sind mit der Geschichte der Naturwissenschaften in der Aufklärung und mit seinen Reiseberichten verknüpft. So notiert etwa Lavater in seinem Reisetagebuch unter dem Datum 31. 7. 1785, er habe viel von Goethe, Cox (1764–1837) und C. „durchblättert und gelesen“ (Lavater 1997, 70). Dass C. auch als Dramatiker hervorgetreten ist, dass er kurze Zeit Anschluss an die Gruppe des Straßburger SuD um Lenz und andere hatte und dass er selbst ein Theaterstück im Stil des SuD geschrieben hat, ist wenig bekannt. Im Katalog zur großen Frankfurter SuD-Ausstellung von 1988/1989 wird er beiläufig erwähnt und als „früheste[r] Götz-Nachahmer“ und „ein erster französischer Liebhaber der jüngsten deutschen Literatur“ bezeichnet. (Perels 1988, 61f.) 1960 erscheint von Francesco Orlando eine C.-Monographie und Cuthbert Girdlestone hat 1968 ein umfassendes Werk zu C. veröffentlicht. In literaturgeschichtlicher Hinsicht lassen beide Arbeiten allerdings viele Fragen unbeantwortet. Insgesamt muss man in dieser Hinsicht immer noch auf die wenigen Forschungen und regionalgeschichtlichen Erkundungen des 19. Jh.s zurückgreifen, um überhaupt etwas über den Literaten C. in Erfahrung zu bringen. Freilich bleiben einige Quellen auch weiterhin un-

gesichert. In der umfangreichen Einleitung etwa von Desceltes' Nachdruck des *Rheinischen Most* von 1904 erwähnt der Autor eine unveröffentlichte Autobiographie C.s. Bereits 1909/1910 hat Max Morris Desceltes' Ausführungen zu C. und dem jungen Goethe als „eine dreiste Mystifikation“ (Morris [1909/1910], Sp. 1632–1635) und ihren Urheber als einen „Fälscher“ (Morris [1910/1911], Sp. 687–689) bezeichnet, er forderte den Verfasser auf seine Identität preiszugeben, Desceltes gestand daraufhin seine Fälschung ein (vgl. ebd., Sp. 687, Anm. 1). Die in jener Einleitung erwähnte Autobiographie von C. ist bis heute nicht aufgetaucht. Ein Jahr nach der Publikation des *Rheinischen Most* erschien in Frankreich ein Text mit dem Titel *Une Autobiographie du Baron Ramond*. Bei dieser *Autobiographie* handelt es sich aber lediglich um einen Brief von C. vom 19. 2. 1827, worin er einen lebensgeschichtlichen Abriss bietet, die Straßburger Jahre streift und beiläufig vom „l'original Lenz, l'immortel Goethe“ ([Carbonnières:] *Une Autobiographie* 1905, 123; auszugsweiser Wiederabdruck bei Orlando 1960, 135–141; vgl. Girdlestone 1968, 8) spricht.

Ferdinand Heymach anerkennt C.s literarhistorisches Verdienst, „zu den frühesten Vertretern der neuen Richtung in Frankreich“ (Heymach 1887, 4) zu zählen, womit er die Literatur des SuD meint, bleibt aber in der Gesamtbeurteilung skeptisch. Erich Schmidt meint, der Dramatiker C. sei „mit Recht längst vergessen“ (Schmidt 1879, 121). Diesen Urteilen muss aus heutiger Sicht widersprochen werden. C.s *Olban* ist ein „immer noch verkanntes Drama, es gehört zur Literaturgeschichte des SuD ebenso wie die enge freundschaftliche Verbindung, die zwischen C. und Jakob Michael Reinhold Lenz bestanden hat“ (Luserke 2001, 81). C. gilt es wiederzuentdecken.

## Werke

[Carbonnières, Ramond de:] Verhandlungen der Helvetischen Gesellschaft in Schinznach, im Jahr 1777. o.O., o.J. – [Ders.:] Les dernières aventures du jeune d'Olban; fragment des amours Alsaciennes. Yverdon 1777. – [Ders.:] Elegies. Yverdon 1778. – Dt. Übersetzung: [ders.:] Die letzten Tage des jungen Olban. Nach Dorat von H. (ungedruckt), in: Olla Potrida 1 [April] (1778), 14–56. Nachdruck in: Jakob Michael Reinhold Lenz u. a.: Jupiter und Schinznach/Ramond de Carbonnières: Die letzten Tage des jungen Olban. Mit einem Nachwort hg. v. Matthias Luserke. Hildesheim u. a. 2001, 35–79. – [Ders.:] La guerre d'Alsace[,] pendant le grand schisme d'occident terminée par la mort du vaillant comte Hugues surnommé le soldat de Saint Pierre. Drame historique. Basel 1780. Dt. unter dem Titel [ders.:] Hugo der Siebente, Graf von Egisheim. Ein historisches Drama. Aus dem Französischen übersetzt. Regensburg 1781. – Lettres de M. William Coxe, à M.W. Melmoth, sur l'état politique, civil et naturel de la Suisse; traduites de l'anglois, et augmentées des Observations faites dans le même Pays, par le traducteur [Ramond de Carbonnières]. Paris 1781. – [Ders.:] Reise nach den höchsten französischen und spanischen Pyrenäen, oder physikalische, geologische und moralische Beschreibung der Pyrenäen, ihrer Höhe, der Gletscher oder Eisberge auf denselben u.s.f. ihrer Bewohner, deren Geschichte, Sitten, Lebensart etc. nebst einer Vergleichung dieser Gebirge mit den Alpen etc. von Herrn Ramond de Carbonnières. Als ein Gegenstück zu dessen Beobachtungen über die Alpen. Aus dem Französischen unter der Aufsicht des Verfassers übersezt. Mit Landcharten und einem Kupfer. 2 Bde. Strasburg 1789 (dem zweiten Band dieses Textes ist das folgende Werk beigegeben: [ders.:] Reise in die französischen Pyrenäen. Als ein Anhang zu den Reisen des Hrn. Ramond de Carbonnières. Aus dem Französischen. Strasburg 1790). – [Ders.:] Naturel et légitime. O.O. o. J. [1803/1804]. – Les dernières aventures du jeune d'Olban fragment des amours Alsaciennes. Précédées d'une notice par M. Charles Nodier. Nouvelle Edition. Paris 1829. – [Ders.:] Une Autobiographie du Baron Ramond, in: Journal des savants. Nouvelle série 3 (1905), 121–130. – Lettres inédites de Ramond de Carbonnières à Sarrazin le Jeune 1783–1792. Note par Henri Beraldi. Bagnères-de-Bigorre 1927.

Cuvier, G.: Éloge historique de Ramond, lu le 16 Juin 1828, in: ders.: Recueil des Éloges historiques lus dans

les séances publiques de l'institut de France. Nouvelle édition, Tome troisième. Paris 1861, 53–81.

Goethes Briefwechsel mit Wilhelm und Alexander v. Humboldt. Hg. v. Ludwig Geiger. Mit einer Gravüre, die beiden Standbilder in Berlin darstellend. Berlin 1909. – Goethes Briefe und Briefe an Goethe. Hamburger Ausgabe. 6 Bde. Bd. 1: Briefe der Jahre 1764–1808. Hg. v. Karl Robert Mandelkow. Hamburg 1962–1969. Neuausgabe München 1988.

Gottlieb Konrad Pfeffel's Fremdenbuch. Mit biographischen und culturgeschichtlichen Erläuterungen. Hg. v. H. Pfannenschmid. Colmar 1892, 35 f. u. 241.

Lavater, Johann Kaspar: Reisetagebücher. Hg. v. Horst Weigelt. Teil 2: Reisetagebuch nach Süddeutschland 1778, Reisetagebuch in die Westschweiz 1785, Briefstagebuch von der Reise nach Kopenhagen 1793. Göttingen 1997.

Lenz, Jakob Michael Reinhold: WuB 3, 381 u. 870.

## Forschung

Atkins, Stuart Pratt: The Testament of Werther in Poetry and Drama. Cambridge 1949, 137 (vgl. dazu die quellendokumentarische Arbeit „Lenzens Verrückung“. Chronik und Dokumente zu J.M.R. Lenz von Herbst 1777 bis Frühjahr 1778. Hg. v. von Burghard Dedner, Hubert Gersch u. Ariane Martin. Tübingen 1999).

Girdlestone, Cuthbert: Poésie, politique, Pyrénées, Louis-François Ramond (1755–1827), sa vie, son œuvre littéraire et politique. Paris 1968.

Heymach, Ferdinand: Ramond de Carbonnières. Ein Beitrag zur Geschichte der Sturm- und Drangperiode, in: Jahresbericht des Fürstlich Waldeckischen Gymnasiums zu Corbach Mengeringhausen 1887, 3–20.

Luserke, Matthias: Louis Ramond de Carbonnières und sein Sturm-und-Drang-Drama *Die letzten Tage des jungen Olban*, in: Ljb 4 (1994), 81–100.

Luserke, Matthias: Der Lenz-Freund Ramond de Carbonnières, in: ders.: Lenz-Studien. Literaturgeschichte – Werke – Themen. St. Ingbert 2001, 53–81.

Luserke, Matthias: Sturm und Drang. Autoren – Texte – Themen. Bibliographisch ergänzte Ausgabe. Stuttgart 2010, 311–316.

Monglond, André: La Jeunesse de Ramond, in: Chronique des Lettres Françaises 4 (1926), Nr. 23–24, 561–704.

Morris, Max: M. Descartes, in: Das Literarische Echo 12 [1909/1910], Sp. 1632–1635.

Morris, Max: Gotthold Deile, in: Das Literarische Echo 13 [1910/1911], Sp. 687–689.

Musée Pyréen 1755–1827. Exposition L.F.E. Ramond. Ausstellungskatalog. Lourdes 1953.

Orlando, Francesco: L'opera di Louis Ramond. Milano 1960.

Osborne, John: Sehnsucht nach Weimar. Bemerkungen zu den Briefen von Louis-François Ramond de Carbonnières an Jakob Michael Reinhold Lenz, in: Ljb 5 (1995), 67–78.

Perels, Christoph: Die Sturm und Drang-Jahre 1770 bis 1776 in Straßburg, in: Sturm und Drang. Hg. v. Christoph Perels. Frankfurt a.M. 1988, 47–62.

Reboul, Jacques: Un grand précurseur des Romantiques Ramond (1755–1827). Nice o. J. [ca. 1910].

Schmidt, Erich: Heinrich Leopold Wagner. Goethes Jugendgenosse. 2. völlig umgearbeitete Auflage. Jena 1879.

Spach, Louis: Der Naturforscher Ramond de Carbonnière [!]. Strasbourg o. J. [ca. 1871]. Französische Fassung: Louis Spach: Ramond de Carbonnière, in: ders.: Œuvres Choies Tome Cinquième: Biographies Alsaciennes nouvelle Série, Archéologie, Histoire et Littérature Alsatiques. Paris u. a. 1871, 129–160.

Stöber, August (Hg.): Der Dichter Lenz und Friederike von Sesenheim. Aus Briefen und gleichzeitigen Quellen; nebst Gedichten und Anderm von Lenz und Göthe. Basel 1842, 10.

Strasburger, Eduard: Die Central-Pyrenäen, in: Deutsche Rundschau 106 (1901), 264–295.

*Matthias Luserke-Jaqui*

## Füssli, Johann Heinrich

(in England genannt Henry Fuseli)

\* 6. 2. 1741 Zürich, † 16. 4. 1825 Putney Hill (London)

Sohn des Kunstgelehrten, Malers und Ratschreibers Johann Caspar Füssli, autodidaktische Arbeiten als Zeichner, Studium der Theologie, ordinierter Prediger, musste aufgrund seines Protests gegen einen korrupten Landvogt 1763 Zürich verlassen, Aufenthalt in Barth in Vorpommern bei Propst Spalding



(1714–1804) und in Berlin bei Sulzer (1720–1779), endgültige Emigration 1764 nach London, wandte sich unter dem Einfluss von Reynolds der Malerei zu, 1770 bis 1778 in Rom im Freundeskreis von Sergel und Abildgaard (ein oft behaupteter Kontakt zu J.-L. David ist nicht nachweisbar), wo Michelangelo (1475–1564) als künstlerisches Ideal erkannt wird. Rückkehr nach London. 1778/1779 in Zürich große unerwiderte Liebe zu Anna Landolt. Seit 1787 Freundschaft mit William Blake (1757–1827), völlige Hinwendung zur Ölmalerei. 1788 Heirat mit Sophia Rawlins, 1789 Begegnung mit der Frauenrechtlerin Mary Wollstonecraft, seit 1790 Mitglied der Royal Academy, aufgrund des Erfolges seiner Shakespeare Gallery für Boydell Beginn der Arbeit an der selbst gestellten Aufgabe einer Milton Gallery (bis 1800). 1798 wird Moses Haughton F.s kongenialer Kupferstecher, 1800 nennt Goethe F. „einen genialen Manieristen, der sich selbst parodiert“, 1801 Professor of Painting der Royal Academy, 1802 Frankreichreise und Beginn seiner Vorlesungen, 1804 Keeper der Royal Academy, 1805 Herausgabe von Pilkingtons *Dictionary of Painters*, 1808 *History of Arts in Schools of England*, 1810 Wiederwahl als Professor of Painting, 1816 Canova besucht F., 1820 Redaktion der letzten drei Vorlesungen der *Lectures*, 1825 stirbt F. im Haus der Countess of Guilford und wird in St. Paul's Cathedral beigesetzt.

Füssli [...] ist in allem extrem“, „sein Blick ist Blitz, sein Wort ist Wetter, – sein Scherz Tod und seine Rache Hölle“, schrieb Lavater an Herder am 4. 11. 1773 (Düntzer 1856, 68). Er begann mit einem vernichteten Trauerspiel und einer Übersetzung des *Macbeth* (1759), die den Übersetzungen Wielands (1762/1766), H.L. Wagners (1779) und Bürgers (1784) voranging, aber leider verschollen ist.

F. trat erstmals in die Öffentlichkeit mit einer *Ode an Meta* (1760) und drei *Hermann und Thusnelda* (1760) gewidmeten Oden. Das durch übersteigerte Anhängerschaft hervorgerufene Pathos gerät hier zur parodistischen Überzeichnung, sodass die mit Klopstocks Dichtung gleichnamige *Ode an Meta* als Originalwerk des Messias-Dichters Aufnahme in frühe Ausgaben Klopstocks fand. Um 1770 wurde das Vorbild Klopstock innerlich überwunden. Mit seinem gemeinsam mit Lavater verfassten Pamphlet *Der ungerechte Landvogd oder Klagen eines Patrioten* (1763) wurde F. einer der Vorläufer der sozial anklagenden Tendenz des SuD. Mit seinem elegischen Text *Klagen* (1763, Titel nach Edward Young [1683–1765]) stimmte er eine Abschiedssuada auf das Verlassen des Vaterlandes an, ein frühes literarisches Dokument der politischen Emigration. Mit seinen Beiträgen zu Sulzers *Allgemeiner Theorie der schönen Künste* (1771), etwa dem Artikel über den Burke'schen Zentraltopos *Das Erhabene* (geschrieben bereits 1763), trug F. entscheidend zur Fixierung ästhetischer Grundbegriffe bei.

Der größte Teil seines lyrischen Werkes entstand im Exil, wobei die die Emigration thematisierende *Ode an die zurückgelassenen Freunde* (1765) die Landschaftssymbolik des jungen Goethe vorwegnimmt, so im dichterisch meisterhaft durchgeführten Motiv vom Quell zum Strom, das auch *Mahomets Wechselgesang* (gemeint ist die Schlusspassage der dramatischen Skizze *Mahomet*; 1773) prägt, bei Goethe aber noch bis zum Sonett *Mächtiges Überraschen* von etwa 1807 als Leitmotiv fort dauerte.

F.s 1765 in London erschienene Übersetzung von Winckelmanns (1717–1768) *Gedanken über die Nachahmung (Reflections on the Painting and Sculpture of the Greeks)* wurde zunächst kaum zur Kenntnis genommen,

kann jedoch als früheste Vermittlung Winkelmanns in das Englisch sprechende, den Klassizismus als Nationalstil adaptierende Weltreich gelten.

F.s früher, aber auch hier z.T. schon leicht skeptischer Rousseauismus kommt in der *Ode an die Geduld* (1766) zum Ausdruck, dem die *Remarks on the Writings and Conduct of J.J. Rousseau* (1767) huldigend gewidmet wurden. Auf seine eigene Rolle als Advocatus patriae gegen den betrügerischen Landvogt Grebel (1714–1787) spielte F. in der *Ode an das Vaterland* (1768) und noch in der [*Ersten Ode*] *An Lavater* (1778) an. Erst im Sommer 1769 hatte er durch Bodmers (1698–1783) *Chremhilden Rache* (1757) den Nibelungen-Stoff kennengelernt, der neben Homer, Shakespeare und Milton (1608–1674) eines seiner Lebensthemen werden sollte. F. galten vor allem die ersten drei Akte des *Hamlet* (1603) und der zweite Gesang von Miltons *Paradise Lost* (1667) als dichterische Paradigmata. Von seinen eigenen Dichtungen hielt er sein heute verschollenes *Gedicht an die Kunst* (nach 1775) für die beste Leistung. Die beiden erhaltenen Oden, die dasselbe Thema haben (1768/1770 und 1772/1775), repräsentieren offenbar zwei Vorstufen hierzu, die den in Rom einsetzenden Paradigmenwechsel von Winkelmann (Absage an Correggio [1489–1534] und Hinwendung zur „stille[n] Majestät und Anmut“) zu Michelangelo („und hieß die Götter unter Menschen gehn“) deutlich machen. Das Manuskript einer 1769 verfassten *Geschichte der Poesie in Deutschland*, die möglicherweise aufschlussreiche Stellen zum SuD hätte enthalten können, ist leider verbrannt.

1770 erfolgte die endgültige Entscheidung zugunsten der Malerei als Lebensberuf: „Ich will ein Mahler seyn, wenn ich kann, weil es das stärkste Mittel in meiner Gewalt ist, wie

ich hoffe Gutes zu tun“ (Füssli an Lavater am 14. 6. 1770, zit. nach Federmann 1927, 148).

Der F. künstlerisch prägende Topos von Haar und Qual, das lockt und fesselt, wurde in *Adelaides Locken* (1779) auch literarisch gestaltet, wobei er mit diesem Gedicht in ein freilich schon degeneriertes, höchst preziöses Rokoko zurückkehrte. Die Verse regten Gerhard Rühm zu Paraphrase und Zeichnungen an (vgl. Rühm 1979). F.s bedeutendstes, unmittelbar ansprechendes, weil ausnahmsweise persönliches Ergriffensein preisgebendes Gedicht ist *Nannas Auge* (1779), das unter dem Eindruck der endgültigen Trennung von der Geliebten und direkt nach dem letzten Züricher Aufenthalt entstand. Diese Ode kann sich durchaus mit Goethes früher Liebeslyrik messen, ihr liegt das 251. Sonett Petrarcas (1304–1374) zugrunde, das für F.s Dichtungsverständnis eine besondere Rolle spielt: „Gli occhi, di ch'io parlai si caldamente.“

F. hat lebenslang in deutscher Sprache gedichtet, die Entwicklung der Nach-Klopstock-Zeit aber dichterisch nicht mehr mitvollzogen, obwohl er als Maler auch im hohen Alter sogar noch Werke der Romantik (etwa Fouqués *Undine*, 1811) kongenial umgesetzt hat. Als Versform bevorzugte er die alkäische Strophe, die stärkere Abweichungen des Satzes beziehungsweise Versfußes vom Metrum ermöglicht als die asklepiadeische, oder er verwendete das erste archilochische Distichon. Die Formenstrenge, der er sich unterwirft, ist manchmal gepaart mit einer exotischen bis kruden Thematik (*Chincona*, 1767; *Colombo*, 1778), die stark deutungsbedürftig ist. F. liebte Formen der Verschlüsselung wie etwa die Metapher oder die Antonomasie oder Metonymie wie auch die Personifikation. Sein Dichten erfolgte oft ex negativo, also aus vorangehender mehrfacher Verneinung des Darzustellenden heraus, die der danach erst

ausgeführten Berufung oder Benennung des poetischen Gegenstandes vorangeht.

Als Korrespondenzpartner war F. seit seiner Emigration ein im Freundeskreis um Bodmer, Lavater, Herder und Merck (1741–1791) durch Weitergabe seiner Briefe stark rezipierter Vordenker, ja geradezu die Verkörperung des neuen Lebensgefühls, dessen Schreiben als Ereignisse erwartet und als Botschaften wahrgenommen wurden. Auch inhaltlich sind sie innovativ. Hier z. B. findet sich zehn Jahre vor Lichtenberg (1742–1799) eine erste Darstellung des Mimen David Garrick in deutscher Sprache und hier werden Winckelmanns Gedanken früh schon als „frigid ecstasies of German criticism“ (zit. nach Knowles 1831, 71) erkannt.

1792 übernahm F. die Supervision der englischen Übersetzung von Lavaters ‚Physiognomik‘. Dass F. 1796 die von Blake illustrierte Ausgabe von Edward Youngs *Night Thoughts* (1742–1744) mit einem Vorwort begleitet hat, könnte man als späten Abklang seiner Vorliebe für die Literatur jenes neuen Lebensgefühls verstehen, dessen Vorläufer Young gewesen war. Als Übersetzer ist F. lebenslang ein Vermittler gewesen. So übertrug er die Briefe der Lady Montagu (1763) ins Deutsche, Dragonettis ethisch-politischen Traktat *Delle Virtù e dei Premi* (1769), ein Buch, das Beccarias Verdikt gegen die Todesstrafe vergleichbar ist, und später Klopstocks Dichtungen (1792 im *Analytical Review*) ins Englische. Lavaters *Vermischte unphysiognomische Regeln* modifizierte F. als *Aphorisms on Man* (1788). Auch an Cowpers Homer-Übersetzung (1810) hat er sich helfend beteiligt.

Geistig nicht mehr dem SuD zuzurechnen sind F.s kunsthistorische Veröffentlichungen, so die *Lectures on Painting* (1801–1820) an der Royal Academy, die wissenschaftsgeschichtlich von allergrößter Bedeutung für

die Entstehung der jungen Kunstwissenschaft bleiben.

F.s bekanntestes Gemälde und seine am stärksten rezipierte Bilderfindung, die auch auf Werke der Weltliteratur eingewirkt hat, ist *The Nightmare* (1781). Von Goethe, der noch 1831 eine Sammlung Schweizer Zeichnungen F.s für sich erwarb, über Mary Shelleys (1797–1851) Roman *Frankenstein* (1818) bis hin zu Edgar Allan Poe (1809–1849), der das Bild im *The Fall of the House of Usher* (1839) mit dem dort erwähnten F.-Gemälde gemeint zu haben scheint, regte das Werk, das in mehreren voneinander abweichenden Kompositionen existiert, die Geister zu immer neuen Deutungen an. Die vom Incubus besessene Liegende wird als eine Verarbeitung oder auch erotische Sublimation von F.s großer Liebe zu Anna Landolt gedeutet (vgl. Schiff 1973), deren Bildnis tatsächlich auf der Rückseite der frühesten heute in Detroit (The Institute of Arts) befindlichen Fassung des *Nachtmahr* erscheint (vgl. Schiff, Nr. 757/759). Allerdings paraphrasiert das Bild auch F.s etwa zeitgleiche Symplegma-Darstellungen, deren Komposition es damit salonfähig machte (vgl. Janson 1963). Es ist auch als Inkunabel eines neuen Lebensgefühls zu interpretieren, das die Londonerin der middle-class gerade um diese Zeit erstmals betraf: Ohnmachts- und Angstzustände sind Ausdruck der damals aufkommenden Zeit- und Zivilisationskrankheit Stress, sei der nun durch allzu intensive Vergnügungen bedingt oder durch übergroßes Engagement im Familien- und Freundeskreis. In jedem Fall stellt *The Nightmare* ein Novum in der Malerei um 1780 dar: Ein nicht mehr mythologisch oder christlich-ikonographisches inneres Erleben aus tieferen Schichten der Psyche wird zum alleinigen Gegenstand eines Kunstwerks. Jene Fassung des Gemäldes, die sich heute in Frankfurt a.M. befindet (Freies Deutsches



Hochstift, 1790/1791, Schiff, Nr. 928), prägt unsere Vorstellung vom Schaffen F.s als des frühesten Meisters ‚Phantastischer Malerei‘.

In dem nur scheinbaren Widerspruch, der erste phantastische Maler der Kunstgeschichte im modernen Sinn gewesen zu sein, zugleich aber dem aufkommenden Okkultismus ablehnend gegenüber gestanden zu haben, wird F.s Selbstverständnis beispielhaft greifbar. Dieses äußerte sich auch im Festhalten an metrischer Strenge und klassischer Form, als diese längst außer Kurs gesetzt worden waren, in denen er gleichwohl höchst aktuelle Themen, zuweilen sogar eine neue, so im Deutschen bis dahin nicht gestaltete Gefühlslage (*Nannas Auge*) ausdrücken konnte.

## Werke

Füssli, Johann Heinrich: *The Life and Writings of Henry Fuseli Esq.*: M.A. R.A. 3 Bde. Hg. v. Johan Knowles. London 1831. – Federmann, Arnold: J.H. Füssli. Dichter und Maler 1741–1825. Zürich u. a. 1927 [Mit Erstdrucken von Briefen und 17 Gedichten]. – Knowles, John: *The Life and Writings of Henry Fuseli*. Vol. II. London 1831. – Heinrich Füssli. Aphorismen über die Kunst. Hg. v. Eudo C. Mason. Basel 1944. – Heinrich Füssli: Briefe. Hg. v. Walter Muschg. Basel 1942. – *The Mind of Henry Fuseli*. Hg. v. Eudo C. Mason. London 1951. – *Unveröffentlichte Gedichte von Johann Heinrich Füssli*. Hg. v. Eudo C. Mason. Zürich 1951. – *Sämtliche Gedichte*. Hg. v. Martin Bircher u. Karl S. Guthke. Zürich 1973. – *The Collected English Letters of Henry Fuseli*. Hg. v. David H. Weinglass. New York u. a. 1982. – Bungarten, Gisela: *Johann Heinrich Füssli's Lectures on Painting. Das Modell der Antike und die moderne Nachahmung*. 2 Bde. Berlin 2005. Herder, Johann Gottfried: *Aus Herder's Nachlass. Ungedruckte Briefe von Herder und dessen Gattin, Goethe, Schiller, Klopstock, Lenz, Jean Paul, Claudius, Lavater, Jacobi und anderen bedeutenden Zeitgenossen*. Hg. v. Heinrich Düntzer. Bd. 2. Frankfurt a.M. 1856. Rühm, Gerhard: *Adelaides Locken*. Illustrationen u. Nachwort zu einem Gedicht von J.H.F. Köln u. a. 1979.

## Forschung

Antal, Frederick: *Fuseli Studies*. London 1956. Becker, Christoph (Hg.): *Johann Heinrich Füssli – Das verlorene Paradies*. Katalog zur Ausstellung in der Staatgalerie Stuttgart vom 27. September 1997 bis 11. Januar 1998. Stuttgart 1998. Deuter, Jörg: *Gert Schiff. Von Füssli zu Picasso. Biographie einer Kunsthistoriker-Generation*. Hamburg 2013. Herrmann, Sabine: *Die natürliche Ursprache in der Kunst um 1800. Praxis und Theorie der Physiognomik bei Füssli und Lavater*. Frankfurt a.M. 1994. Hofmann, Werner (Hg.): *Johann Heinrich Füssli. 1741–1825. Kunst um 1800*. München 1974. Janson, Horst Woldemar: *Fuesli's Nightmare*, in: *Arts and Sciences II* (1). Spring 1963. Killy 4, 62. Lentzsch, Franziska (Hg.): *Füssli. The Wild Swiss*. Zürich 2005. Luserke, Matthias: *Sturm und Drang. Autoren – Texte – Themen. Bibliographisch ergänzte Ausgabe*. Stuttgart 2010, 51 ff. Schiff, Gert: *Johann Heinrich Füssli. Ein Sommer-nachtstraum*. Stuttgart 1961. Schiff, Gert: *Johann Heinrich Füssli's Milton-Galerie*. Zürich u. a. 1961. Schiff, Gert: *Johann Heinrich Füssli 1741–1825. Œuvrekataloge Schweizer Künstler*. Hg. vom Schweizerischen Institut für Kunstwissenschaft. 2 Bde. Zürich u. a. 1973. Schnorf, Hans: *Sturm und Drang in der Schweiz*. Zürich 1914. Vogel, Gerd-Helge: *Aufklärung in Barth. Zur 250. Wiederkehr des helvetisch-deutschen Dialogs zwischen Johann Joachim Spalding, Johann Caspar Lavater, Johann Heinrich Füßli und Felix Heß in Barth in den Jahren 1763/1764*. Kiel 2014. Weinglass, David H.: *Henry Fuseli. Prints and Engraved Illustrations by and after H.F.* London 1994.

## Jörg Deuter

## Gerstenberg, Heinrich Wilhelm von

\* 3. 1. 1737 Tondern (dän. Tønder), † 1. 11. 1823 Altona

Gerstenberg war ein vielseitiger Autor, der vor allem wegen seiner Versuche, eine an der Genieästhetik und an einer positiven Shakespeare-Rezeption orientierte antiklassizistische, ‚nordische‘ Kultur aufzubauen, als Wegbereiter des SuD im engeren Sinn gilt. Seine aktive Beteiligung an verschiedenen literarischen Strömungen in der zweiten Hälfte des 18. Jh.s – Rokoko, Empfindsamkeit, Aufklärung – hat es einer epochengeschichtlich orientierten Literaturgeschichte schwer gemacht, seine Leistung in ihrer zeittypischen Individualität zu begreifen und ihn nicht bloß als Übergangsfigur einzuordnen (vgl. z.B. Wagner 1920–1924). Die neuere Forschung versucht, seine geschichtliche Bedeutung gerade dadurch herauszuarbeiten, dass sie seine Leistung nicht auf geistesgeschichtliche Etikette reduziert (vgl. Guthke 1959; Gerth 1977; Gerecke 2002).

G.s Familie gehörte zur Deutsch sprechenden und an der deutschen Kultur orientierten Oberschicht des dänischen Gesamtstaats. Schon auf der Schule in Husum und Altona zeigte G. sein Interesse für Literatur und Ästhetik sowie für eine nordische (d. h. dänisch-deutsch-englisch-schottisch-keltisch-bardische, eben antiabsolutistische) Kultur. Eine Ode aus dieser Zeit heißt *Von der Freudigkeit der alten Celten zu sterben* (1754). Ab 1757 studierte G. Jura in Jena, aber sein Hauptinteresse galt der Literatur und er wurde Mitglied der im Geiste Gottscheds (1700–1766) gegründeten Deutschen Gesellschaft, wo er die Bekanntschaft von Johann Jakob Dusch (1725–1787), Matthias Claudius (1740–1815) und Jakob Friedrich Schmidt (1730–1796) machte. Über Schmidt gewann er Kontakt

nicht nur zu Christian Fürchtegott Gellert (1715–1769), sondern auch zu Christian Weiße (1726–1804), auf dessen Empfehlung seine erste Gedichtsammlung, die im Stil eines empfindsam angehauchten Rokokos verfassten *Tändeleien*, erschien. Im gleichen Jahr, 1759, erschienen seine *Prosaischen Gedichte*, die unter dem Einfluss von Gessners (1730–1788) *Idyllen* (1756) standen. Sein Jura-Studium brach er früh ab; 1760 trat er in die dänische Armee ein, wo er bald Fähnrich bei der Kavallerie wurde. So konnte er neben dem militärischen Dienst, der ihn finanziell absicherte, seine Karriere als Schriftsteller und Kritiker weiterführen. In den folgenden fünf Jahren schrieb G. regelmäßig Rezensionen für Weißes *Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften und freyen Künste* (1765–1806) und vertiefte sich in das Studium der englischen Sprache und Literatur sowie der nordischen Mythologie. Zusammen mit Schmidt gab er eine moralische Wochenschrift, *Der Hypochondrist* (1762), heraus, er übersetzte den *Essai sur les grandes opérations de la guerre* (1763) von d'Espagnac (1713–1783) und schrieb unter dem Namen Ohle Madsen ein Lehrbuch für die Kavallerie, das an alle dänischen Regimenter verteilt wurde. Nach dem Feldzug gegen Russland erschienen 1762 seine *Kriegslieder eines Königlich Dänischen Grenadiers*, die sich an die *Preußischen Kriegslieder* (1758) Gleims (1719–1803) anlehnten.

1765 heiratete G. Sophie Trochmann (1744–1785) und zog nach Kopenhagen, wo er am regen kulturellen Leben im musikbegeisterten Kreis um Bernstorff (1712–1772) und auch in jenem um Klopstock aktiv teilnahm. Zu seinem Freundes- und weiteren Bekanntenkreis gehörten außer Klopstock auch J.A. Cramer (1723–1788), J.E. Schlegel (1719–1749), die Grafen Stolberg (1748–1821; 1750–1819) sowie Gellert, Gleim, Lessing (1729–1781),

Herder, Goethe, Carl Philipp Emanuel Bach (1714–1788) und Johann Christian Bach (1735–1782). G. schien eine glänzende Karriere vor sich zu haben und diese erfolgreich mit seiner beträchtlichen Tätigkeit als Mitglied der dänisch-deutschen literarischen Intelligenz verbinden zu können. Er gab die dänische Zeitschrift *Sorøske Samling* heraus, aber von größerer literarhistorischer Bedeutung waren die Herausgabe seiner Übersetzung von *The Maid's Tragedy* (1765) von Beaumont und Fletcher, seine Rezensionen für die *Hamburgische Neue Zeitung* und die in der großen Mehrheit von ihm stammenden *Briefe über Merkwürdigkeiten der Litteratur* (1766/1767–1770). So entwickelte G. in der zweiten Hälfte der 1760er Jahre zwar nicht systematisch, aber eindeutig eine vor allem an Homer, an Shakespeare (1564–1616) und an der nordischen Volkskultur orientierte Ästhetik, die sich gegen überhistorische, klassizistische Normen wandte, weil sie die Bedeutung vom historischen Kontext und von der Schöpferkraft des Genies ignorieren würden. In diese Zeit fallen auch weitere Gedichte wie etwa das bardische *Gedicht eines Skalden* und seine bekannteste literarische Arbeit, die Tragödie *Ugolino* (1768), die in einer Weise, die für G. typisch ist, einerseits klassizistische Formelemente verwendet, sie aber andererseits so unterwandert, dass man darin „das erste Geniedrama des Sturm und Drang“ hat sehen wollen (Stein 1973, 105; dagegen Luserke 2010, 50).

Nach diesen Erfolgen scheint sich G. von der Literatur abgewandt zu haben, und zwar aus Gründen, die nach fast 250 Jahren schwer zu rekonstruieren sind. Geldsorgen scheinen eine Rolle gespielt zu haben und diese hingen wiederum mit einer Änderung im politischen Klima zusammen, die auf den Tod von König Friedrich V. 1766 folgte. 1771 musste G. zum zi-

vilen Dienst überwechseln, wo er seine wachsende Familie (fünf Söhne und drei Töchter) mit einem Viertel des Einkommens, das er hätte erwarten können, versorgen musste. Die zweite Hälfte seines Lebens stand im Schatten von ständigen Schulden, und 1783 fand er sich sogar gezwungen, sein Amt zu verkaufen. Unbekannt ist, inwiefern Probleme psychologischer Natur zu G.s Isolation in der kulturellen Welt und sogar in der eigenen Familie beigetragen haben (vgl. Duncan 1978; Schmidt 1979). Als er mit *Minona oder die Angelsachsen* 1785, fast zwanzig Jahre nach *Ugolino*, wieder das literarische Feld betrat, musste dieses bardische Melodram überholt erscheinen. Im selben Jahr starb seine Frau, und er zog nach Eutin, wo er nahen Kontakt zu Johann Heinrich Voß (1751–1826) hatte. 1789 erhielt er endlich eine Pfründe in der Justizdirektion der Altonaischen Zahlenlotterie.

In seinen späteren Jahren trat G. jedoch wieder an die Öffentlichkeit. 1796, als er in zweiter Ehe mit Sophie Ophelia Stemann (1761–1852) verheiratet war, hatte er sich der Philosophie zugewandt. Er versuchte, die Ideen Kants (1724–1804) breiteren Kreisen zugänglich zu machen, und durch Arbeiten wie seine *Theorie der Kategorieen* (1795) gewann er eine Anerkennung, die über die Vermittlung von F.H. Jacobi 1808 zu seiner Mitgliedschaft in der Münchener Akademie der Wissenschaften und 1815 zu einem Ehrendoktorat in Kiel führte. Trotzdem war G. als literarische Präsenz in Vergessenheit geraten, und die Summierung seines Lebenswerks in den *Vermischten Schriften* (1815–1816), die Texte aus allen Epochen seines Lebens enthielten, hatte kaum Resonanz.

## Werke

Gerstenberg, Heinrich Wilhelm von: Tändeleyn. Leipzig 1759a. – Prosaische Gedichte. Altona 1759b. – Die Braut, eine Tragödie, von Beaumont und Fletcher. Kopenhagen u. a. 1765. – Gedicht eines Skalden. Kopenhagen u. a. 1766. – Briefe über Merkwürdigkeiten der Litteratur. Erste Sammlung, Zweyte Sammlung, Dritte Sammlung. Leipzig 1766–1767. – Ugolino, eine Tragödie, in fünf Aufzügen. Hamburg u. a. 1768. – Briefe über Merkwürdigkeiten der Litteratur. Der Fortsetzung erstes Stück. Hamburg u. a. 1770. – Minona oder die Angelsachsen. Hamburg 1785. – Gerstenbergs vermischte Schriften von ihm selbst gesammelt. 3 Bde. Altona 1815–1816. – H.W. v. Gerstenbergs Rezensionen in der Hamburgischen neuen Zeitung, 1767–1771. Hg. v. O. Fischer. Berlin 1904. – Tändeleyn. Hg. v. Alfred Anger. Stuttgart 1966. – Ugolino, eine Tragödie in fünf Aufzügen. Hg. v. Christoph Siegrist. Stuttgart 1966. – Briefe über Merkwürdigkeiten der Litteratur: Drei Sammlungen und Fortsetzung in einem Band. Hildesheim u. a. 1971.

## Forschung

Anger, Alfred: Nachwort, in: Heinrich Wilhelm von Gerstenberg: Tändeleyn. Hg. v. Alfred Anger. Stuttgart 1966, 1–19.

Duncan, Bruce: „Ich platze!“ Gerstenberg’s *Ugolino* and the Mid-Life Crisis, in: *Germanic Review* 53 (1978), 13–19.

Gerecke, Anne-Bitt: Transkulturalität als literarisches Programm: Heinrich Wilhelm von Gerstenbergs Poetik und Poesie. Göttingen 2002.

Gerth, Klaus: Studien zu Gerstenbergs Poetik: ein Beitrag zur Umschichtung der ästhetischen und poetischen Grundbegriffe im 18. Jahrhundert. Göttingen 1960.

Gerth, Klaus: Heinrich Wilhelm von Gerstenberg, in: *Deutsche Dichter des 18. Jahrhunderts. Ihr Leben und Werk*. Hg. v. Benno von Wiese. Berlin 1977, 393–411.

Goedeke 4.1, 188–190.

Guthke, Karl S.: Gerstenberg und die Shakespearedeutung der deutschen Klassik und Romantik, in: *Journal of English and Germanic Philology* 58 (1959), 91–108.

Jørgensen, Sven-Aage: „... vom dänischen Ende Deutschlands“: Gerstenberg zwischen Klopstock und Herder, in: *Der dänische Gesamtstaat*. Kopenhagen – Kiel – Altona. Hg. v. Klaus Bohnen u. Sven-Aage Jørgensen. Tübingen 1992, 145–160.

Killy 4, 193–195.

Kosch 6, 273–274.

Lorenzen, Käte: Gerstenberg, Heinrich Wilhelm von, in: *NDB* 6 (1964), 325–326.

Luserke, Matthias: *Sturm und Drang*. Autoren – Texte – Themen. Bibliographisch ergänzte Ausgabe. Stuttgart 2010.

Schmidt, Henry J.: The Language of Confinement: Gerstenberg’s *Ugolino* and Klinger’s *Sturm und Drang*, in: *Lessing Yearbook* 11 (1979), 165–197.

Stein, Gerd: Genialität als Resignation bei Gerstenberg, in: *Literatur der bürgerlichen Emanzipation im 18. Jahrhundert*. Hg. v. Gert Mattenklott u. Klaus R. Scherpe. Kronberg i.Ts. 1973, 105–110.

Wagner, Albert Malte: Heinrich Wilhelm von Gerstenberg und der Sturm und Drang. 2 Bde. Heidelberg 1920–1924.

*David Hill*

## Goethe, Johann Wolfgang (seit 1782: von)

\* 28. 8. 1749 Frankfurt a.M., † 22. 3. 1832 Weimar

Alle Goethe-Biografien folgen, ob sie wollen oder nicht, den von G. ausgelegten Spuren, der mit einer lückenlosen Dokumentation jeder kleinsten Lebensäußerung und einer mittlerweile mehr als 250-jährigen phänomenalen Wirkungsgeschichte aufwarten kann. Sie tapen dabei manchmal in die Falle einer Selbststilisierung, das eigene Leben als Kunstwerk, als die Geschichte einer inneren Entwicklung beschreiben zu wollen, gleichsam vom Ende her die lebensweltliche Biografie mit der Werkgeschichte unauflösbar zu verflechten und sie als „Bruchstücke einer großen Konfession“ zu interpretieren, wie dies G. selbst im 7. Buch von *Dichtung und Wahrheit* (1811–1833) formuliert hat. Dabei ist nichts ganz so, wie es scheint, wie es G. in seinem monumentalen Autobiografiepro-

jekt angelegt hat, das schon im Titel mit der fragwürdigen Wahrhaftigkeit einer solchen Selbstdarstellung spielt. Dort hat G. seine Geburt in anmaßender Bescheidenheit in eine hochdramatische Himmelskonstellation eingerückt, die eine traumatische Situation als Fast-Totgeburt kaum verschleiert. Der einzige Sohn wird in eine Familienkonstellation geworfen, die zeitrepräsentativ und zugleich hochgradig problematisch ist. Zunächst wäre von einem Vater (1710–1782) zu sprechen, der vom Sohn als hartherzig, autoritär und zugleich als lebenslang gültiges Richtmaß wahrgenommen wird, der sich ein städtisches Amt („Kaiserlicher Rat“) erkauft hat und durch Einheirat in das Frankfurter Patriziat mit einer Familie verbunden ist, der er sich zeitlebens zu beweisen hat. Da ist die Mutter (1731–1808), durch ihr Herkommen aus einer Familie mit einem Namen verbunden, der auf den Beruf des Sohnes als Textfabrikant vorauszuweisen scheint („Textor“), die zunächst nach den Erfordernissen der Zeit innerhalb des Haushalts ganz zurücktritt und erst nach dem frühen Tod ihres Gatten als „Frau Aja“ und als poetische Matrone ein eigenes Gesicht und literaturgeschichtliche Bedeutung erhält. Dazu tritt die jüngere Schwester Cornelia (1750–1777), zu der G. eine enge Bindung hat, ihrer Heirat und ihrem Wegzug mit großer Skepsis begegnet, ihren frühen Tod nur schwer erträgt, diese Verwundung jedoch mit aller Macht zu verschleiern versucht.

Nach seinem Hausunterricht durch den Vater gerät der Studienbeginn G.s im angesagten Leipzig zum Debakel (Studienbeginn im Oktober 1765). Der Ausbruch des blasierten Jünglings aus bestem Elternhaus mündet in die Rolle des *Enfant terrible*, der alles tut, außer Jura zu studieren. Er endet spektakulär mit einem körperlichen Zusammenbruch und der Rückkehr zur Rekonvaleszenz

in Frankfurt (September 1769 bis März 1770). Die in Leipzig gemachten Erfahrungen gehen nicht verloren, sondern bleiben gespeichert. Feindbilder (der Literaturpapst Gottsched [1700–1766] und sein überholtes Poesieverständnis), Lieb- und Freundschaften (Käthchen Schönkopf, Behrisch) sowie Bildungsbegegnungen (Zeichenunterricht bei Oeser) grundieren diese tastenden Versuche; die die Anakreontik aufnehmende und zugleich schon überwindende Lyrik des *Anette-Zyklus* (1767), das Schäferspiel *Die Laune des Verliebten* (1767/1768) und die Farce *Die Mitschuldigen* (1768/1769) sind die ersten Früchte.

Der zweite Anlauf mit dem Studienort Straßburg öffnet seit April 1770 die Wege für den G. des SuD. Der Gegensatz der Studienorte konnte kaum größer sein: Dort das traditionelle, deutsch-biedere, zugleich modisch-galante Leipzig, hier eine zu Frankreich gehörige, jedoch rechtlich halbautonome und übernational ausgerichtete Universität mit dem Schwerpunkt auf den Naturwissenschaften. Hier traf sich ein Kreis von Studenten in sogenannten Tischgesellschaften, deren Namen später und in rezeptionsgeschichtlicher Verdichtung auf dem Turm des Straßburger Münsters eingeritzt wurden; sie sollten den Kern des Straßburger SuD ausmachen, auch wenn einige Namen fehlen: C. u. F. Comites de Stolberg, G., Schlosser, Kaufmann, Ziegler, Lenz, Wagner, v. Lindau, Herder, Lavater, Pfenninger, Haffelin, Blessig, Stolz, Tobler, Roederer, Bassavant, Kayser, Ehrmann, M.M. Engel 1776.

Besonders prägend für G. war die Bekanntschaft Johann Gottfried Herders, der sich von September 1770 bis April 1771 wegen einer Augenoperation in Straßburg aufhielt. In ihm fand G. einen an Jahren kaum älteren Freund und Mentor, der schon eine gewisse Bekanntheit aufweisen konnte und neue Wel-



ten eröffnete: die europäische Literatur Homers, Shakespeares (1564–1616) und Ossians, bildende Kunst und Architektur, Volkslied, Sprachgeschichte und Philosophie. In Erwin von Steinbach (um 1244–1318), dem (angeblichen) Erbauer des Straßburger Münsters, erspürte G. einen mittelalterlichen Vorläufer seinesgleichen, der Originalgenie und kerndeutsch zugleich gewesen sein sollte; G.s überschwängliche Flugschrift *Von deutscher Baukunst* (1772) publizierte Herder in seiner Sammlung *Von Deutscher Art und Kunst* (1773).

Seit Juni 1771 entwickelte sich zwischen G. und Jakob Michael Reinhold Lenz eine enge, später problematische Freundschaft. Im Zeichen Shakespeares überschritten sich bald ihre Interessen so stark, dass für Außenstehende die Grenzen zwischen G. (*Zum Schakespears Tag*, 1771) und Lenz' *Anmerkungen übers Theater* (1774) ununterscheidbar waren, zumal die beiden ihre Schriften gegenseitig zum Druck beförderten und sich am gemeinsamen Feindbild Wieland (1733–1813) rieben. Die Spannungen zwischen beiden nahmen zu, als Lenz sich immer mehr an G. als seiner Leitfigur orientierte; als Lenz den nach Weimar berufenen G. 1776 besuchte, kam es zum Eklat; „Lenzens Eseley“ (G.s Tagebuch vom 26. 11. 1776) besiegelte den endgültigen Bruch. In seinen autobiografischen Rückblicken in *Dichtung und Wahrheit* charakterisierte G. Lenz als eine pathologische und moralisch fragwürdige Figur.

Bei seinen Ausflügen ins elsässische Dörfchen Sesenheim im Oktober 1770 stieß G. erstmals auf die Pfarrerstochter Friederike Brion (1752–1813), für die er eine Reihe Lieder schrieb, die zu seinen bekanntesten zählen, wie *Mailed* (1775) oder das erst später so betitelte *Willkomm und Abschied* (1771). Die sich anbahnende Liebesgeschichte weitete sich zu

einem ‚Friederike-Roman‘ aus, in dem lebensweltliche Erinnerungen und lyrische Produktion zu einem unauflösbaren Gespinnst zusammenwuchsen (vgl. *Sesenheimer Lieder*). In *Dichtung und Wahrheit* hat G. diese Episode seines Lebens zum Paradigma seines Schaffens während der SuD-Zeit stilisiert.

G.s Straßburger Aufenthalt verdanken, auch wenn sie erst nachträglich verfasst wurden, zahlreiche Texte ihre Entstehung: die Rede *Zum Schakespears Tag*, die *Geschichte Gottfriedens von Berlichingen dramatisiert* (1771), *Von deutscher Baukunst*, die Hymne *Wandrerers Sturmlied* (1771) sowie die Farce *Götter, Helden und Wieland* (1774). Als G. im August 1771 sein Studium mit der Promotion zum Lizentiaten abschloss und nach Frankfurt zurückkehrte, hinterließ er mehr als eine Lücke. Friederike Brion blieb lebenslang unverheiratet, der sich immer genialischer gebärdende Lenz hatte seinen zentralen Orientierungspunkt verloren, Herder ergriff die Geistlichenlaufbahn in Bückeburg; im Grunde fand der SuD-Abschnitt der Straßburger Zeit damit sein Ende.

Seine Zulassung als Rechtsanwalt in Frankfurt Ende August 1771 verstand G. nicht als den Beginn einer geregelten Berufstätigkeit, sondern betrachtete dies eher als Deckmantel für seine literarischen Ambitionen. Er legte Wert darauf, dass die Kanzleitätigkeit „wohl in Nebenstunden bestritten werden kann“, wie er in einem Brief vom 28. 11. 1771 an Johann Daniel Salzmann (1722–1812), den Mittelpunkt des alten Straßburger SuD-Kreises, schrieb. Zu diesem Zeitpunkt hatte er sich schon längst in einen neuen Kreis empfindsamer Geister in Darmstadt eingegliedert: G.s späterer Schwager Johann Georg Schlosser und Herders Braut Caroline Flachsland (1750–1809) gehören dazu, Johann Heinrich Merck (1741–1791) war ihr Mittelpunkt. Von

Januar 1772 bis 1775 arbeitete G. als Rezensent an den von Merck herausgegebenen *Frankfurter gelehrten Anzeigen* mit, die sich wegen ihres unakademisch-frechen Tonfalls schon bald einen Namen machten.

Von Mai bis September 1772 war G. dann als Praktikant am Reichskammergericht in Wetzlar tätig. Die Bekanntschaft mit (der schon verlobten) Charlotte Buff (1753–1828), der Selbstmord des dort beschäftigten Gesandtschaftssekretärs Karl Wilhelm Jerusalem aus Liebeskummer, aber auch eine spätere romanzenhafte Beziehung mit Maximiliane (1756–1793), der (ebenfalls schon verlobten) Tochter Sophie von La Roches (1730–1807) sind bekanntlich, zusammen mit vielen literarischen Einsprengseln und spiegelnden Selbstbezugnahmen, in den sensationellen Erfolgsroman *Die Leiden des jungen Werthers* (1774) eingegangen, ohne dass der Roman sich eindeutig auf solch autobiografisches Material reduzieren lässt. G., das übersehen psychologische Deutungsversuche meistens, wandelte dennoch mit seinem *Werther* auf einem schmalen Grat zwischen einem Sichfangen und dem Zerschellen. Die Gegenfigur zu dem sich selbst auffangenden Autor des *Werthers* bildete unausgesprochen Lenz, der in seiner überidentifizierenden Verwischung von Wirklichkeit und Textproduktion gescheitert war. Bis in die Zeit seines Altersrückblicks lieferte *Werther* für G. gleichsam das Rezept, wie offene Wunden im und durch ein Werk geschlossen werden können. Nicht nur als Reaktion auf das *Werther*-Fieber des Romanerfolgs setzte er der zweiten Auflage die Ermahnung als Motto voran: „Sei ein Mann und folge mir nicht nach“.

Im Rückblick auf sein Leben hat sich G. immer als Sonnenkind des Schicksals dargestellt, weil er an allen Wegmarken der Entscheidung an ihn herankommende Impulse

richtig gedeutet und als Chance genutzt habe. Ein Perspektivenwechsel kann dieses Verhalten allerdings auch als Rücksichtslosigkeit deuten, die nicht selten zum Abbruch alter und sehr vertrauter Beziehungen geführt hat. Es gibt so gut wie keine lebenslangen Freundschaften G.s, sondern nur solche, die für Etappen mit wechselnden Personenkonstellationen gültig sind. G. hat den Abbruch solcher Beziehungen, ihr Erkalten oder die Entfremdung zu nahestehenden Personen immer mit seiner inneren Weiterentwicklung im Sinn einer fortschreitenden Verbesserung gerechtfertigt, der die jeweils anderen nicht zu folgen vermochten.

Noch vor dem *Werther* entstanden neben vielen kleineren Arbeiten das *Jahrmarktsfest zu Plundersweilern* (1773), das Singspiel *Erwin und Elmire* (1775), Szenen des *Urfaust* (E: 1773/1775, D: 1887) sowie die Hymnen *Prometheus* (E: vermutlich 1773, D: 1785) und *Mahomet* (1773). Mit der Überarbeitung der *Geschichte Gottfriedens von Berlichingen* zum shakespearisierenden Drama *Götz von Berlichingen* erregte G. 1773 erstmals größeres Aufsehen, auch wenn das Stück mit 57 Szenenwechseln so nicht aufführbar war. Das Trauerspiel *Clavigo* (1774), das während der Arbeit am *Werther* in kurzer Zeit aufgrund einer Wette entstand, war von Anfang an ein Bühnenerfolg, auch wenn G.s mephistophelischer Freund Merck es als „Quark“ abkanzelte: „das können die andern auch“. (DuW, 15. Buch) Der durch *Götz* und *Werther* so schnell zu Ruhm gekommene jugendliche Autor wurde schnell zur touristischen Attraktion. Wer immer durch Frankfurt reiste, wollte dem berühmten Dichter seine Aufwartung machen, so auch Carl Ludwig von Knebel (1744–1834), der im Dezember 1774 den Erbprinzen Karl August von Sachsen-Weimar (1757–1828) auf dessen Bildungsreise nach Frankreich

begleitete. Der kurz vor der Volljährigkeit stehende Prinz und der Erfolgsautor verstanden sich auf Anhieb; 1775 wird der inzwischen regierende Herzog G. nach Weimar einladen. Mit seiner Übersiedelung nach Weimar im Herbst 1775 wird aus dem SuD-Dichter ein Verwaltungsbeamter und Staatsmann. G. hat diesen Schritt selbst als tiefen Einschnitt empfunden, den Bruch mit seiner Vergangenheit und einer vorhersehbaren Zukunft als bürgerlicher Berufsschriftsteller lange verzögert und jedes Wenn und Aber gründlich durchdacht; sein Brief an den Freund Merck vom 22. 1. 1776 ist auch deshalb berühmt geworden: „Ich bin nun ganz in alle Hof- und politische Händel verwickelt und werde fast nicht wieder weg können. Meine Lage ist vortheilhaft genug, und die Herzogthümer Weimar und Eisenach immer ein Schauplatz, um zu versuchen, wie einem die Weltrolle zu Gesichte stünde. Ich übereile mich drum nicht, und Freiheit und Gnüge werden die Hauptconditionen der neuen Einrichtung seyn, ob ich gleich mehr als jemals am Platz bin, das durchaus Scheisige dieser zeitlichen Herrlichkeit zu erkennen. Eben drum Adieu!“

Die Frankfurter Bankierstochter Lili Schönemann (1758–1817), die G. an der Jahreswende 1774/1775 kennengelernt hatte, mit der er sich im April 1775 verlobte und diese Verlobung im Herbst wieder löste, markiert sowohl ein lebens- als auch ein werkgeschichtliches Intermezzo vor dem Aufbruch nach Weimar. Lebensgeschichtlich zeichnet die Verlobung G. vor, was er zukünftig zu erwarten hat: eine der angesehensten Familien Frankfurts zu gründen, später städtische Führungspositionen zu übernehmen, dabei finanziell höchst komfortabel abgesichert zu sein. Für G. war diese Vorschau offenbar eine Furcht einflößende Perspektive. In der kurzen Verlobungszeit wird die verwöhnte und oberflächliche

Lili Schönemann umschwärmt, während der eifersüchtige G., wie sein selbstironisches Gedicht *Lilis Parck* (1775) zeigt, sich als Tanzbär vorkommt. Die erste Schweizreise, die G. im Sommer 1775 mit den Grafen Stolberg in Werther-Kostümen unternimmt, um auszuprobieren, ob er „Lili entbehren könne“ (DuW, 18. Buch), bindet das Biografische wieder an Texte zurück. Denn werkgeschichtlich bringen sowohl diese Reise als auch die zwischen Anziehung und Trennung schwankende Liebesbeziehung die *Lili-Lieder* hervor, in denen noch einmal die Spannungen der SuD-Zeit aufleben, am präzisesten formuliert in dem Gedicht *Neue Liebe, Neues Leben* (1775). Auch *Stella* (1776) mit dem Untertitel *Schauspiel für Liebende* darf man nicht nur als ausgekostete Männerfantasie lesen; die Möglichkeit der Ehe eines Mannes mit zwei Frauen enthält, nur in der Geschlechterordnung umgekehrt und gesteigert, dieselbe Spannung eines Entscheidungskonflikts wie die *Lili-Lieder*. In *Stella* wird dieser Konflikt geradezu spielerisch aufgelöst. In seiner Zweitfassung von 1806 hat G. daran nicht mehr geglaubt und daraus ein *Trauerspiel* gemacht.

Nach Weimar kommen erst Lenz, dann Klinger zu Besuch, doch entsteht kein dem SuD vergleichbarer Freundeskreis mehr. Der Minister G. hat sich in den Augen der Besucher drastisch verändert, sie ziehen enttäuscht, entmutigt oder verprellt ab. Auch Herder, der seine Berufung nach Weimar als Generalsuperintendent immerhin G. verdankte, musste mit Erstaunen vermerken, dass aus seinem Straßburger Freund und Schüler ein distanzierter Hofmann geworden war. Für G. galt der SuD offenbar als eine überwundene Episode, auch wenn diese Epoche noch nicht zu Ende war.

Das Weimarer Jahrzehnt zwischen G.s Übersiedelung aus Frankfurt und der angeb-



lich überstürzt angetretenen italienischen Reise, von der er als Klassiker zurückkehrt, wird von der Forschung als literarisch wenig produktiv bezeichnet. Die Erfahrung dieses Defizits sei einer der Gründe, vielleicht sogar der Hauptgrund für den fluchtartigen Aufbruch nach Italien gewesen. Ein genauerer Blick auf die Werkchronologie zeigt freilich, dass die ersten Weimarer Jahre durchaus fruchtbar waren, man denke an die Erstfassung von *Wilhelm Meister als theatralische Sendung* (1776–1786), die *Harzreise im Winter* (1777), die Prosafassung von *Iphigenie auf Tauris* (1779) und die ersten Entwürfe zum Künstlerdrama *Torquato Tasso* (1790). Erst ab etwa 1781 zeigt sich mit der immer stärkeren Einbindung G.s in die Staatsverwaltung und die Geselligkeit der Weimarer Hofgesellschaft der Rückgang bzw. das Fehlen literarischer Arbeiten, sieht man einmal von Gefälligkeitsdichtungen wie *Die Fischerin* (1782) oder *Elpenor* (1781–1783) ab. Jetzt scheinen tatsächlich alle Spuren des SuD gelöscht.

Mit Schillers Erscheinen in Weimar, während G. sich noch in Italien aufhält, scheint der SuD mit dem Dichter der *Räuber* (1781) noch einmal und um mehr als ein Jahrzehnt verspätet hereinzubrechen. Nach seiner Rückkehr und nach langem Zögern – ein erstes Zusammentreffen der beiden ist erst für den September 1788 bezeugt – erkennt G. den Irrtum, wie er 1817 in seiner Schrift *Glückliches Ereigniß* nachträglich festhält. G. und Schiller sind keine Dichter des SuD mehr.

### Werke

FA. – MA. – WA. – Zahlreiche Einzelausgaben. – Der junge Goethe. Neu bearbeitete Ausgabe in 5 Bdn. Hg. v. Hanna Fischer-Lamberg. Berlin u. a. 1974. – Goethes Briefe und Briefe an Goethe. Hamburger Ausgabe in 6 Bdn. Hg. v. Robert Mandelkow. München 1988.

### Forschung

- Borchmeyer, Dieter: Goethe. Der Zeitbürger. Darmstadt 2008.  
 Boyle, Nicholas: Goethe, der Dichter in seiner Zeit. Bd. 1: 1749–1790. München 1995.  
 Conrady, Karl Otto: Goethe. Leben und Werk. 2 Bde. Königstein 1982–1985.  
 Hammacher, Bernd: Goethe und kein Ende. Die Biographie in der Literaturwissenschaft, in: DU 64 (2012), 60–71.  
 Killy 4, 196–256.  
 Kosch 6, 479–534.  
 Luserke, Matthias: Der junge Goethe. „Ich weis nicht warum ich Narr soviel schreibe“. Göttingen 1999.  
 Meier, Albert: Goethe. Dichtung – Kunst – Natur. Stuttgart 2011.  
 Staiger, Emil: Goethe. 3 Bde. Zürich 1952–1959.  
 Steiger, Robert u. Angelika Reimann: Goethes Leben von Tag zu Tag. 8 Bde. Zürich 1982–1996.  
 Sturm, Marcel: Goethes Weg nach Weimar. Zur Kontinuität und Diskontinuität des Sturm und Drang in den Jahren 1770–1790. Frankfurt a.M. 2007.  
 Valentin, Jean-Marie (Hg.): Johann Wolfgang Goethe. L'Un, l'Autre et le Tout. Paris 2000.  
 Wiethölter, Waltraud (Hg.): Der junge Goethe. Genese und Konstruktion einer Autorschaft. Tübingen u. a. 2001.  
 Witte, Bernd, Theo Buck, Hans-Dietrich Dahnke, Regine Otto u. Peter Schmidt (Hg.): Goethe-Handbuch. 4 Bde. Stuttgart u. a. 2004.  
 Zimmermann, Rolf Christian: Das Weltbild des jungen Goethe. 2 Bde. München 1979.

### Rolf Selbmann

### Hahn, Ludwig Philipp

\* 22. 3. 1746 Trippstadt, † 25. 2. 1814 Zweibrücken

Ludwig Philipp Hahn ist einer jener Autoren, der zu den Vergessenen der deutschen Literatur gehört; findet er Erwähnung, verwechselt man ihn häufig mit dem Hainbündler Johann Friedrich Hahn (1753–1779) (vgl. Nehls 1987, 13). H. wurde als fünftes von neun Kindern des Trippstädter Pfarrers Johann Heinrich Hahn

und dessen Frau Anna Maria Elisabetha, geb. Rheinwald, geboren. Sein Bildungsweg lässt sich nur lückenhaft nachzeichnen, fest steht, dass H. über Latein- und Hebräischkenntnisse verfügte, was auf eine gymnasiale Ausbildung schließen lässt. 1766 trat H. in den herzoglichen Verwaltungsdienst der Residenzstadt Zweibrücken ein, führte ab 1773 die Marstallamtsgeschäfte und war, nach einem Zwischenspiel als Kirchenverwalter in Lützelstein 1778/1779, dort ab 1780 als Rechnungsrevisor und Rentkammersekretär bis 1794 tätig. Nach dem Einmarsch der Franzosen diente H. den Besatzern von 1796 bis 1804 als Maire in Contwig, anschließend hatte er bis zu seinem Tod die Stellung des Büroleiters bei der Stadtpräfektur Zweibrücken inne. Am 30. 1. 1777 heiratete H. in Offenbach die Pfarrerstochter Charlotte Christina Wahl (1748–1811). Sie hatten drei Söhne und drei Töchter, eine weitere Tochter starb im Alter von einem Jahr. H. widmete sich im Laufe seines Lebens neben seinen Amtsgeschäften den verschiedensten Arbeitsbereichen, agierte als Verleger, errichtete zusammen mit seinem jüngsten Bruder Johann Philipp die Druckerei Gebrüder Hahn und initiierte als Herausgeber, Schreiber, Redakteur sowie Unternehmer in Personalunion die überregionale politische *Zweibrücker Zeitung* (1786–1788, möglicherweise bis 1794).

H.s literarische Laufbahn begann 1776. Während eines längeren Aufenthaltes in Ulm lernte er Schubart kennen, dieser feierte ihn enthusiastisch als neues Mitglied in der Riege der SuD-Dramatiker, nachdem er H.s erstes Stück *Der Aufruhr zu Pisa* (1776) gelesen hatte. Als anonymen Herausgeber gilt ebenfalls Schubart. Das Trauerspiel in fünf Akten wurde als Vorgeschichte zu Gerstenbergs *Ugolino* (1768) entworfen, dieses diente H. erklärtermaßen als eines der Vorbilder (vgl. Hahn 1776a, 4). Im selben Jahr folgte die

gleichfalls fünf Akte umfassende Tragödie *Graf Karl von Adelsberg*. Konzeptionell auffällig ist, dass dem monologlastigen Stück an zwei Stellen Notenblätter zu abgedruckten Liedtexten beigelegt sind (vgl. Hahn 1776b, II/3 u. III/1). Thematisch wird die Problematik des individuellen Freiheitsanspruchs in dem Mikrokosmos Ehe durchgespielt. Der gütige, aber labile Karl von Adelsberg leidet unter der Kaltblütigkeit und Häme seiner 30 Jahre jüngeren Ehefrau Karoline. Das „rasende Weib“ (III/3) stellt zudem Reichard, dem Gerichtsschreiber des Grafen, nach. Dieser kann sich ihren Avancen mit der Zeit nicht mehr erwehren. So schwächt jeder weitere Verrat durch die Gräfin den Monarchen körperlich mehr und er muss resigniert feststellen: „Niemand meynts gut mit mir. Ich muß zu Grunde gehen!“ (II/4) Er greift damit den nachfolgenden Ereignissen vor: Karoline versucht den inhaftierten Kriminellen Hänsel zu überreden, im Austausch für seine Freiheit Karl zu ermorden. Hänsel schreckt zunächst davor zurück. Die Pläne der Gräfin werden unterdessen von einem Mitgefangenen belauscht, bei seiner Freilassung offenbart dieser Reichard die Intrige, welcher schockiert ausruft: „Es ist zu unnatürlich, zu unmenschlich! – Ein Weib, ihren zärtlich liebenden, leidenden Gemahl zu ermorden!“ (III/8) Trotz seiner Bedenken wird Reichard dann zum Kollaborateur und überredet gemeinsam mit der Gräfin den zweifelnden Hänsel zu der Tat. In der Nacht setzt man den treuen Bediensteten des Grafen mit Hilfe von Wein außer Gefecht und Hänsel ersticht Karl. Reichard, der schon zuvor von seinem Gewissen geplagt wurde, flieht. Karoline dagegen spielt in vollendeter Weise die Rolle der bestürzten liebenden Ehefrau, sodass die aufrichtig gemeinten Worte des Bediensteten Schulz zu blanker Ironie geraten: „Wer meynts treuer mit einander, als

Mann und Frau!“ (V/7) Die Wendung im Stück vollzieht sich, als Karolines Onkel Wallrad die Szene betritt und den geflohenen Hänsel ausliefert. Der tödlich verwundete Mörder gesteht das Komplott. Zudem wird der ebenfalls verletzte Reichard hereingebracht, dieser hat sich aus Verzweiflung von einer Schanze gestürzt. Reichard gesteht ebenfalls und stirbt. Die herbeigeeilte Gräfin ist nun wirklich erschüttert, sie bittet den toten Grafen um Verzeihung und ersticht sich mit dem Messer, mit dem Hänsel ihren Gemahl ermordete.

Bemerkenswert ist, dass das Trauerspiel die SuD-Ansprüche der individuellen Freiheit und Emanzipation der Leidenschaften gerade nicht positiv verhandelt. Am Beispiel einer „schlimme[n] Frau, die den Teufel im Leib hat“ (III/4), wird gezeigt, wohin solche Bestrebungen führen. Zunächst scheint die Gräfin eher gelangweilt als liebestoll: „Ein bisgen Liebe, ein bisgen Haß, guten Leute! ist alles, was mich dazu antreibt!“ (IV/1) Dann jedoch offenbart sie ihren wahren Antrieb: „Meiner Freyheit, meines Lebens wegen muß ich dir [Karl] das Deine nehmen“ (V/5). Die „männliche Seele“ (V/7) der Gräfin birgt ein „Ungeheuer“ (V/8), das ihr eigenes sowie drei weitere Leben verschlingt. Folgerichtig ist es dann die moralische Instanz des Stückes, Wallrad, der die mahnenden letzten Worte gebühren: „So ist, leider, der Mensch beschaffen. Seine Leidenschaften erheben ihn in den Himmel, und stossen ihn in die Hölle hinab; machen ihn zum Engel, und zum Thier. Wehe dem, der sich ihnen überlässt! [...] Erst tödtet der Mensch die Tugend, dann sich selbst“ (V/8). Das Drama *Robert von Hohenecken* – „Schlüsseltext zum Selbstverständnis eines Stürmers und Drängers“ (Nehls 1987, 26) – erschien 1778. In der *Vorrede* zum Stück (vollständiger Abdruck bei Nehls 1987, 24 f.) entwirft H. ein „ästhetisches Programm“ sei-

ner literarischen Produktion, das genieästhetische Ideale verfolgt: Stücke voll von „That und Kraft“ (ebd.), leidenschaftlich getriebene Charaktere, Nationalstolz. Zugleich wird der pfälzischen Heimat des Dichters ein Denkmal gesetzt, da er in dem Trauerspiel neben seinem Geburtsort Trippstadt zahlreiche weitere Siedlungen und Plätze in der Umgebung als Szenerien wählt (eine vollständige Auflistung liefert Dammbrück 2003, 3 f.). Die zeitgenössische Kritik stellte dieses „Ritterstück“ an die Seite von Goethes *Götz von Berlichingen* (1773) (vgl. Werner 1877, 56 f.; Nehls 1987, 31 f.). Alle drei von H. verfassten Dramen gelten aufgrund ihrer Thematiken und Charaktere als zeittypische SuD-Dramen.

1779 erschien *Siegfried, ein Singschauspiel*, 1782 das Singspiel *Wallrad und Evchen*. 1786 gab H. die Sammlung *Lyrische Gedichte* heraus, darin enthalten ist die 1776 entstandene Ballade *Zill und Marte (Margreth)*, welche den Stoff des *Grafen Karl von Adelsberg* erneut aufgreift (zur diesbezüglichen Problematik der Gattungsbezeichnung Ballade vgl. Laufhütte 1979, 364 f.; Nehls 1987, 130 f.). Daneben verfasste H. Gelegenheits- und Auftragsdichtung, volkstümliche und moralisierende Verse sowie Sach- und Fachbücher, die er selbst druckte und verlegte. Das zeitgenössische Echo auf H. als Literat war sowohl vonseiten der Kritik als auch der Schriftstellerkollegen überwiegend positiv. Bei einem breiteren Publikum konnten sich seine Werke jedoch auf Dauer nicht etablieren. So beendete der Zeit seines Lebens von finanziellen Sorgen geplagte H. um 1786 seine dichterische Laufbahn.

## Werke

Hahn, Ludwig Philipp: Der Aufruhr zu Pisa. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen. Ulm 1776a. – Graf Karl von Adelsberg. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen. Leipzig

1776b. – Robert von Hohenecken. Ein Trauerspiel. Leipzig 1778. – Siegfried. Ein Singschauspiel. Straßburg 1779. – Wallrad und Evchen oder die Parforsjagd. Ein Singspiel. Mit Musik von J.L.F.C. Maier, dem Jüngern. Dessau 1782. – Sympathien am 30. Tage des Herbstmonats. Zweibrücken 1785. – Lyrische Gedichte von L.Ph. Hahn, Herzoglich-Pfalzzweibrückischen Kammersekretarius und Rechnungsrevisor. Zweibrücken 1786a. – Lieder, Oden und Gesänge. Zweibrücken 1786b. – Mühlenpraktika oder Unterricht im Mahlen der Brodfrüchte: für Polizeibeamte, Gewerbsleute und Hauswirte. Zweibrücken 1790.

### Forschung

Dammbrück, Wolfgang: Geboren in Trippstadt: Ludwig Philipp Hahn (1746–1814), in: Luftkurort Trippstadt im Kranz der Wälder 37 (2003), 3–9.

Goedeke 6, 679.

Killy 4, 470–471.

Kosch 7, 143.

Laufhütte, Hartmut: Die deutsche Kunstballade. Grundlegung einer Gattungsgeschichte. Heidelberg 1979.

Nehls, Irene: Pfälzer Sturm und Drang: Ludwig Philipp Hahn (1746–1814). St. Ingbert 1987.

Paulus, Rolf: Zwei Briefe Ludwig Philipp Hahns an Maler Müller in Mannheim. Versuch zur Klärung der Verwirrung um sechs Briefe und vier Korrespondenzen, nämlich Friedrich Müller, Friedrich Christian Exeter, Johann Friedrich Hahn und Ludwig Philipp Hahn, in: Literaturgeschichte als Profession. Hg. v. Hartmut Laufhütte. Tübingen 1993, 127–144.

Schmidt, Erich: Hahn, Ludwig Philipp, in: ADB 10 (1879), 371–372.

Schöndorf, Johannes: Zweibrücker Buchdruck zur Fürstenzeit: Das Buch- und Zeitungswesen einer Wittelsbacher Residenz 1488–1794. Zweibrücken 1995, 197–226.

Werner, Richard Maria: Ludwig Philipp Hahn: Ein Beitrag zur Geschichte der Sturm- und Drangzeit. Straßburg 1877.

*Désirée Müller*

### Hamann, Johann Georg

\* 27. 8. 1730 Königsberg, † 21. 6. 1788 Münster

Johann Georg Hamanns Großvater übte ein Pfarramt aus; wie viele andere Literaten und Publizisten des mittleren 18. Jh.s entstammte er dem protestantischen Pfarrhaus: Aufgrund des frühen Todes konnten dessen Söhne, H.s Vater und Onkel, keine akademische Laufbahn einschlagen; H.s Vater wurde Bader und Wundarzt in Königsberg; sein Onkel trat als Dichter und Schriftsteller in Erscheinung, so als Autor eines poetischen Lexikons.

H. und sein Bruder werden allerdings sorgfältig auf ein Studium der Theologie vorbereitet, das H. 1746 an der Universität Königsberg aufnimmt. Nach drei Semestern wechselt er in die juristische Fakultät, wobei sein tatsächliches Studium den ‚schönen Wissenschaften‘ – d. h. der älteren und neueren Poesie, der Philologie und der entstehenden Ästhetik – gilt, die in der philosophischen Fakultät gelehrt werden. Hierbei eignet er sich neben den üblichen Kenntnissen in Latein, Griechisch und Französisch die englische Sprache an, eine zu diesem Zeitpunkt noch ungewöhnliche Befähigung, die ihm erlaubt, britische Literatur und Philosophie im Original zu rezipieren, so Shakespeare (1564–1616), Young (1683–1765) oder Locke (1632–1704). Zu diesem Zeitpunkt muss er auch auf Immanuel Kant (1724–1804) getroffen sein, mit dem ihn seither – trotz unüberwindlicher Unterschiede in wissenschaftlichen und weltanschaulichen Fragen – eine bis zu seinem Tode andauernde tiefe Freundschaft verband (vgl. Kühn 2006, 38 ff.). Ab 1749 gibt er mit einigen Freunden eine moralische Wochenzeitschrift (*Daphne*) heraus, die sich als ein Projekt der Aufklärung der bürgerlichen Lebenswelt versteht.

Ohne Studienabschluss flieht H. 1752 vor den Vorwürfen seines Vaters ob seiner ziel-

losen Studien auf Hofmeisterstellen nach Livland; hier nutzt er die Zeit neben dem Unterricht zu ausgedehnten Studien philosophischer, philologischer und theologischer Gegenstände. 1756 erhält H. auf Vermittlung seines Studienfreundes Johann Christoph Berens (1729–1792) eine Stelle im bedeutenden Rigaer Handelshaus Berens, für das er eine handelspolitische Schrift aus dem Englischen übersetzt, die seine erste Veröffentlichung darstellt. 1758 tritt H. im Auftrag des Berens'schen Handelshauses eine Reise nach London an; aufgrund erheblicher Änderungen der wirtschaftspolitischen Rahmenbedingungen der englischen Regierung scheitert H.s Mission jedoch. Er kehrt allerdings nicht sofort nach Riga zurück, sondern scheint sich zunächst in das Metropolenleben zu stürzen. Denn London ist Mitte des 18. Jh.s neben Paris nicht allein die politische, sondern auch die soziokulturelle Hauptstadt der Welt, und so liegt es nahe, dass der junge aufgeschlossene Aufklärer sich dem Treiben der großen Stadt überlässt. Allerdings macht er schnell erhebliche Schulden, die ihn von weiteren Unternehmungen abhalten; ob er tatsächlich mehr zufällig oder aus Neigung in Kontakt zur homosexuellen Szene in London kam, lässt sich nicht mehr ermitteln (vgl. Berlin 1995, 36 f.); in seiner Bekehrungsschrift *Gedanken über meinem Lebenslauf* (N 2, 9–54) erhebt er dieses Erlebnis jedoch zum Wendepunkt seines Londonaufenthaltes, der in ein visionäres Erweckungserlebnis pietistischer Provenienz mündet. H. findet in der Bibel den einzigen ‚Freund‘ in dieser schweren Stunde und wird fortan der Lektüre des Gotteswortes unübertreibbare Bedeutung beimessen. So kehrt 1759 aus London ein in seiner weltanschaulichen Ausrichtung grundlegend veränderter H. zurück, der umgehend in Konflikte mit dem Handelshaus Berens und seinen Freunden

gerät. Auch sein Versuch, die Tochter seines Arbeitgebers, Catharina Berens, zu heiraten, scheitert, sodass er – auch auf Wunsch des kränkenden Vaters – nach Königsberg zurückkehrt. Hier hat sich seine Wandlung zum religiösen Eiferer schon herumgesprochen, sodass seine Freunde Berens und Kant, die sich auch aufgrund der beruflich prekären Lage H.s Sorgen machen, den Versuch unternehmen, ihn durch umfassende Auseinandersetzungen in Religionsfragen umzustimmen. Aus diesen langwierigen Kontroversen, die für H. auch eine „Höllenfahrt der Selbsterkenntnis“ (N 2, 164) darstellen, entsteht H.s erste eigenständige Schrift, die *Sokratischen Denkwürdigkeiten* (1759; N 2, 57–88), in denen er seine neue Haltung gegenüber den aufklärerischen Freunden verteidigt.

Schon diese erste, schnell berühmt werdende Schrift dokumentiert anschaulich H.s spezifische Kritik an der zuvor auch von ihm vertretenen Aufklärung sowie einige der Gründe, die ihn zu einem „Wegbereiter des Sturm und Drang“ (Luserke 2010, 94) werden lassen. So liefert die Schrift eine Apologie der Leidenschaften und deren somatische Grundlegung gegen die Versuche ihrer rationalistischen Einhegung. Zudem sucht H. seine Abkehr von ‚allen‘ Formen aufklärerischer Systematik nicht nur der Sache nach, sondern auch methodisch und sprachlich gezielt umzusetzen. So entwickelt er auf der Grundlage einer historischen, theologischen und literarischen Bildung eine Darstellungsweise, die dialogische, epistolare und essayistische Elemente mit der direkten Leseransprache und dem Postulativen der Predigt und der Bibelhermeneutik verbindet. H.s nicht nur enorme Kenntnis der britischen Schreibtradition seit Shaftesbury (1671–1713) und Locke, sondern auch seine außerordentliche Befähigung zur Reproduktion und Fortentwicklung dieser



Schreibweisen lassen ihn im Verbund mit seinen religiösen und theologischen Interessen einen unverwechselbaren Stil entfalten, der nicht nur auf Herder und Goethe, sondern auch auf dezidiert materialistische Philosophen der 1770er Jahre wie Christoph Meiners (1747–1810) und Michael Hißmann (1752–1784) nachhaltigen Einfluss ausübt. Hegel wird diese Besonderheit des H.'schen Schreibens in die berühmte Formel gießen: „Hamanns Schriften *haben* nicht sowohl einen eigentümlichen Stil, als daß sie durch und durch Stil *sind*.“ (Hegel 1986. Bd. 11, 281) Schon in den *Sokratischen Denkwürdigkeiten* zeigt sich auch H.s systematische Lektüre der Philosophie David Humes (1711–1776), die ihn zeitlebens grundlegend prägt (vgl. Brose 2005, passim) und die namhaften Einfluss auf die Rezeption und den Einfluss dieses bedeutenden Skeptikers haben wird. Hume und Sokrates (470–399 v. Chr.) sind in dieser Schrift deshalb Leitfiguren des Denkens und Handelns, weil sie skeptische Reserven gegen eine Überbeanspruchung der Vernunft begründen und so Platz für einen Glauben schaffen, weil sie eine empiristische Fundierung alles Wissens in den sinnlichen Vermögen des Menschen propagieren und weil sie ihr skeptisches Denken unmittelbar mit Handlungsmaximen zu verbinden suchen.

Schon in dieser Erstlingsschrift – erweitert in den *Wolken* (1761) – entwickelt H. auch eine Vorstellung vom Genie (vgl. Schmidt 1988. Bd. 1, 96–119), die jene komplexe Vermittlung von Rationalismuskritik und Gottesverehrung realisiert, für die H. lebt und schreibt: Denn einerseits ist ihm das Genie jene poetische Existenz, die in der „Freyheit zu Denken“ tradierte Regeln zu überschreiten vermag: „Was ersetzt bey Homer die Unwissenheit, die ein Aristoteles nach ihm erdacht, und was bey einem Shakespeare die Unwissenheit oder Uebertretung jener kritischen Ge-

setze? Das Genie ist die einmüthige Antwort.“ (N 2, 75) Andererseits lässt H. keinen Zweifel daran, dass er Gott für das einzig wahre Genie hält, demgegenüber das menschliche Genie seine Abhängigkeit je schon erkannt hat: „Das wahre Genie kennt nur seine Abhängigkeit und Schwäche, oder die Schranken seiner Gaben.“ (N 2, 260) Zugleich ist diese Einsicht Voraussetzung für jene „Freyheit des Geistes“, die die Schranken der Vernunft und Gelehrsamkeit überwindet und so die Genialität, die nur den Vernünftlern als „Thorheit des Genies“ erscheint, kultiviert. (N 2, 107) Große Anstrengungen, die seine Kenntnisse der medizinischen und philosophischen Tradition dokumentieren, verwendet H. darauf, die Grenzen des Genies zu „Besessenen, Mondsüchtigen und Paralytischen“ (N 2, 105) zu ziehen. H. hat sich dabei selbst als ein solch sokratisches Genie verstanden (vgl. Briefwechsel. Bd. 2, 118).

H. hat sich aufgrund von Gehalt und Stil seiner Schriften nicht nur als ‚Querdenker der Aufklärung‘ (vgl. Jørgensen 2013) stilisiert, sondern auch lebensweltlich eine ‚Genieexistenz‘ gepflegt, wenigstens aber seine Distanz zu und seine Schwierigkeiten mit einer bürgerlichen Existenz durch jenen Habitus verdeckt. Trotz vielfältiger Angebote und Anregungen seiner Freunde hat er nach seiner Rückkehr nach Königsberg jahrelang ohne feste Anstellung zugebracht und neben dem Schreiben den schwer kranken Vater sowie den zunehmend psychisch erkrankenden Bruder gepflegt. Zeitlebens Stotterer verwehrt ihm zudem das zeitgenössische Vorurteil eine Laufbahn an der Universität oder im Pfarramt. Erst 1767 kann er durch Kants Vermittlung eine Stelle als Übersetzer in der Zollverwaltung Königsbergs übernehmen, die ihm allerdings genug Zeit für seine Studien und Publikationen lässt. Zu diesem

Zeitpunkt zieht auch die Dienstmagd Anna Regine Schumacher (1736–1789) in sein Haus, mit der er seit Jahren ein Verhältnis unterhält; rechtlich legitimieren wird er dieses Verhältnis nie, obwohl aus dieser Verbindung vier Kinder hervorgehen. Damit belässt er sowohl seine ‚Lebenspartnerin‘ als auch seine Kinder in einem prekären rechtlichen Status, weil eine bürgerliche Heirat, so schreibt er, „meinen Umständen und meiner Gemütsart nicht gemäß sind“ (Briefwechsel. Bd. 2, 186). 1777 wird er zum Packhofverwalter befördert, was seine finanzielle Lage allerdings nur wenig verbessert; stets bleibt H. auf Zuwendungen seiner Freunde, darunter vor allem Kant, angewiesen. 1787 wird er auf eigenes Bitten aus dem Dienst entlassen und kann eine lange geplante Reise zu Förderern um die Fürstin von Gallitzin (1748–1806) nach Münster antreten. Im Zusammenhang dieser Reise trifft er auch auf Friedrich Heinrich Jacobi (1743–1819), mit dem er einen schon lange andauernden Briefwechsel pflegt. Überhaupt zählt H.s umfangreicher Briefwechsel zu den bedeutendsten Dokumenten nicht allein der Epistolarkultur des 18. Jh.s, sondern auch der allgemeinen Kulturgeschichte Königsbergs während der Spätaufklärung (vgl. Reuter 2005, 130 ff.). Kurz vor der Rückreise stirbt H. in Münster und wird im Garten der Fürstin beerdigt. Schon in den 1760er, vermehrt in den 1770er Jahren gelangen H. Publikationen, die den Geist der Zeit in Gedanken zu fassen vermögen. Dieser Geist ist vor allem gegen den Rationalismus und damit gegen die seit Jahrzehnten nicht nur an den Universitäten herrschende Wolff-Schule gerichtet; von der kritischen Abstoßung von deren Prämissen und Demonstrationen leben die Texte von H. sowohl in epistemologischer als auch in ethischer, ästhetischer und theologischer Hinsicht. So postuliert er in *Fünf Hirtenbriefe*

*das Schuldrama betreffend* (1763) den Einsatz der dramatischen Poesie in der Schule zur Ausbildung der „Empfindung des Affekts und Geschicklichkeit der Declamation“, weil sie dem „toten Gedächtniswerke der Regeln und dem mechanischen Tagewerke der Lektionen“ (N 2, 358) didaktisch und methodisch überlegen seien. Zudem greift er im Namen des Bürgerlichen Trauerspiels die „dramatische Monadenlehre“ (ebd., 361) der aristotelischen Einheiten an und bereitet somit Debatten vor, die die 1770er Jahren prägen sollten.

Auch mit den *Kreuzzügen des Philologen* (1762) und deren Herzstück, der *Aesthetica in nuce*, trifft H. den Geschmack und das intellektuelle Interesse seiner Zeit, weil er die akademische Bibelphilologie als Gefährdung des religiösen Gehaltes der Heiligen Schrift erkennt und bekämpft. Darüber hinaus entwickelt er die Herder tief prägende Vorstellung von der poetischen Formung der Bibelsprache als einer Sprache Gottes: „Poesie ist die Muttersprache des menschlichen Geschlechts“ (N 2, 197). Deshalb sind es vor allem die sinnlichen Vermögen des Menschen, die ihm diese Wahrheiten eröffnen: „Sinne und Leidenschaften reden und verstehen nichts als Bilder. In Bildern besteht der ganze Schatz menschlicher Erkenntnis.“ (Ebd.) Es darf im Hinblick auf die begrenzte Bedeutung dieser Schrift für den SuD allerdings nicht übersehen werden, dass es H. um die religiöse Fundierung des menschlichen Weltverhältnisses zu tun war, das sich allererst aus den nicht-rationalen Vermögen erschließen lasse. Deren ‚Sprache‘ eröffne die Geschöpflichkeit und Heilsnotwendigkeit des Menschen. Es ist dieser theologische Hintergrund (Twelmann 2007), der H. in den 1770er Jahren an den gewichtigen Sprachursprungsdebatten teilnehmen lässt. Seine Auffassung von der substanziellen Sprachlichkeit der menschlichen Vernunft, die ihn zu seiner be-

rühmten *Metakritik* (1784) an der kantischen *Kritik der reinen Vernunft* (1781) veranlassen wird (vgl. Bayer 2002; Achermann 2004), bedeutete auch für Herders theologische Programmschrift des SuD, die *Älteste Urkunde* (1774), eine entscheidende Voraussetzung. Insgesamt müssen H.s Einflüsse auf die Autoren des SuD in ihrer Mittelbarkeit erkannt werden; es sind seine Darstellungsformen und sein Sprachstil mehr als die theologischen und religiösen Inhalte, die die junge Autorengeneration der 1770er Jahre beeindruckten.

## Werke

Hamann, Johann Georg: Hamann's Schriften. 8 Bde. Hg. v. Friedrich von Roth. Berlin 1821–1843. – Sämtliche Werke. 6 Bde. Hg. v. Josef Nadler. Wien 1949–1957. (= N) – Briefwechsel. 7 Bde. Hg. v. Walter Ziesemer u. Artur Henkel. Wiesbaden. Frankfurt a.M. 1955–1979. Hegel, Georg Wilhelm Friedrich: Hamanns Schriften, in: ders.: Werke in 20 Bänden. Hg. v. Karl Markus Michel u. Eva Moldenhauer. Frankfurt a.M. 1986. Bd. 11, 275–352.

## Forschung

Achermann, Eric: Natur und Freiheit. Hamanns *Metakritik* in naturrechtlicher Hinsicht, in: Neue Zeitschrift für systematische Theologie 46 (2004), 72–100. Bayer, Oswald: Johann Georg Hamann, in: Deutsche Dichter. Leben und Werk deutschsprachiger Autoren. 8 Bde. Bd. 4: Sturm und Drang, Klassik. Hg. v. Gunter E. Grimm u. Frank Rainer Max. Stuttgart 1989, 7–19. Bayer, Oswald (Hg.): Johann Georg Hamann – „Der hellste Kopf seiner Zeit“. Tübingen 1998. Bayer, Oswald: Vernunft ist Sprache. Hamanns *Metakritik* Kants. Stuttgart 2002. Beetz, Manfred u. Andre Rudolph (Hg.): Johann Georg Hamann. Religion und Gesellschaft. Berlin u. a. 2012. Berlin, Isaiah: Der Magus in Norden. Johann Georg Hamann und der Ursprung des modernen Irrationalismus. Berlin 1995. Brose, Thomas: Johann Georg Hamann und David Hume: Metaphysikkritik und Glaube im Spannungsfeld der Aufklärung. Frankfurt a.M. u. a. 2005. Forster, Michael N.: After Herder. Philosophy of language in the German tradition. Oxford u. a. 2010.

Goldstein, Jürgen: Die Höllenfahrt der Selbsterkenntnis und der Weg zur Vergötterung bei Hamann und Kant, in: Kant-Studien 101.2 (2010), 189–216.

Jørgensen, Sven Aage: Johann Georg Hamann. Stuttgart 1976.

Jørgensen, Sven Aage: Querdenker der Aufklärung. Studien zu Johann Georg Hamann. Göttingen 2013.

Killy <sup>2</sup>4, 626–629.

Kaltbrenner, Anja: Anthropologie und Naturrecht bei Hamann. Göttingen 2015.

Kühn, Manfred: Immanuel Kant. Eine Biographie. München 2006.

Luserke, Matthias: Sturm und Drang. Autoren – Texte – Themen. Bibliographisch ergänzte Ausgabe. Stuttgart 2010.

Moustakas, Ulrich: Urkunde und Experiment. Neuzeitliche Naturwissenschaft im Horizont einer hermeneutischen Theologie der Schöpfung bei Johann Georg Hamann. Berlin 2003.

Reuter, Christina: Autorschaft als Kondeszendenz. Johann Georg Hamanns erlesene Dialogizität. Berlin 2005.

Rudolph, Andre: Figuren der Ähnlichkeit. Johann Georg Hamanns Analogiedenken im Kontext des 18. Jahrhunderts. Tübingen 2006.

Schmidt, Jochen: Die Geschichte des Genie-Gedankens in der deutschen Literatur, Philosophie und Politik 1750–1945. 2 Bde. Darmstadt <sup>2</sup>1988.

Schmidt-Biggemann, Wilhelm: Sokrates im Dickicht der deutschen Aufklärung, in: Der fragende Sokrates. Hg. v. Karl Pestalozzi. Stuttgart u. Leipzig 1999, 132–151. Seils, Martin: Johann Georg Hamann, in: Grundriss der Geschichte der Philosophie. Philosophie des 18. Jahrhunderts. Bd. 5: Heiliges Römisches Reich deutscher Nation, Schweiz, Nord- und Osteuropa. Hg. v. Helmut Holzhey u. Vilem Mudroch. Basel 2014, 538–547 u. 621–623.

Twelmann, Markus: Glauben an das Gesetz? Mendelssohn, Hamann und die politische Theologie, in: IASL 31.1 (2007), 1–29.

Wild, Reiner (Hg.): Johann Georg Hamann. Darmstadt 1978 (= Wege der Forschung 511).

Wolff, Jens: Hamanns Beben. Die Überwindung Leibnizscher Theodizee aus Hiobs Geist, in: Das Erdbeben von Lissabon und der Katastrophendiskurs im 18. Jahrhundert. Hg. v. Gerhard Lauer u. Thorsten Unger. Göttingen 2008, 285–308.

*Gideon Stiening*



## Heinse, Wilhelm

(eigtl. Heintze, Johann Jacob Wilhelm;  
auch bekannt als Rost)

\* 15. 2. 1746 Langewiesen, † 22. 6. 1803 Aschaffenburg

Wilhelm Heinse wurde im thüringischen Städtchen Langewiesen als Sohn des Stadtschreibers und Organisten Johann Nikolaus Heintze und dessen Ehefrau Barbara Katharina Heintze, geb. Jahn, geboren. Obwohl der Vater später zum Bürgermeister aufstieg, verbrachte H. seine Kindheit in ärmlichen Verhältnissen. Der Ausbildung an den Gymnasien in Arnstadt und Schleusingen folgte 1766 die Immatrikulation an der Universität Jena. Statt sich jedoch, wie vom Vater gewünscht, auf sein Hauptfach Jura zu konzentrieren, befasste sich H. unter der Anleitung seines Lehrers Friedrich Justus Riedel (1742–1785) mit Literatur und Ästhetik. H. folgte seinem Lehrer 1768 nach Erfurt und profitierte von dessen Vernetzung in literarischen Kreisen. Wahrscheinlich noch in Erfurt entstanden die erst 1805 unrechtmäßig gedruckten *Musikalischen Dialogen*. Als Christoph Martin Wieland (1733–1813) 1769 ebenfalls nach Erfurt berufen wurde, versuchte H., dessen Gunst zu erwerben. Immerhin gelang es ihm, über Vermittlung Wielands die Gönnerschaft von Johann Wilhelm Ludwig Gleim (1719–1803) zu gewinnen, der ihn lange Zeit künstlerisch und finanziell unterstützen sollte. 1771 erschienen mit Gleims Hilfe H.s *Sinngedichte*; im selben Jahr begab sich H. mit zwei Offizieren auf Reisen durch Deutschland und übersetzte in dieser Zeit das *Satyricon* des Petronius Arbiter. Die skandalumwitterte Übersetzung erschien 1773 anonym unter dem Titel *Die Begebenheiten des Enkolp*. Direkt im Anschluss widmete sich H. einer von Gleim in Auftrag gegebenen Übersetzung der gleichermaßen pikanten

*Cérises* von Claude-Joseph Dorat (1734–1780). Auch wenn die Übersetzungen anonym erschienen waren, trugen sie durchaus einiges zur Begründung von H.s Ruf als *Enfant terrible* der Goethezeit bei.

Bereits seit 1772 ist H.s Wunsch, nach Italien zu reisen, dokumentiert, es sollte jedoch noch ganze acht Jahre dauern, bis er endlich aufbrechen konnte. Zunächst trat H. 1772 unter dem Namen ‚Rost‘ eine Hauslehrerstelle in Halberstadt an, wo er vom literarischen Kreis um ‚Vater‘ Gleim aufgenommen wurde. Als die Stelle sich ihrem Ende zuneigte, schrieb H. an Wieland und bat um Hilfe. Wieland, inzwischen am Weimarer Hof, war vom Ton des Briefs und besonders der von H. mitgeschickten 40 Stanzen, zutiefst empört. An Gleim schrieb er über H.: „Der Mann [...] denckt und schreibt, wie nur ein Mensch schreiben kan, in welchem die Wuth der ausgelassensten Geilheit alles sittliche Gefühl erstickt hat. Seine Seele ist mit einem unglücklichen *Priapismus* behaftet, der, wie es scheint, bereits zum unheilbaren Übel worden ist“ (Wieland 1983, 211). H. hielt er hingegen für keiner Antwort würdig. Der Vorwurf des Priapismus, also der ungesunden Fixierung auf das Erotische, sollte H. fortan verfolgen.

Von Wieland war keine Unterstützung zu erwarten, aber auf Gleim war Verlass: 1774 reiste H. nach Düsseldorf, um dort mit Johann Georg Jacobi die neu gegründete Damenzeitschrift *Iris* zu betreuen. In die Düsseldorfer Zeit fällt auch die Begegnung mit Goethe und Klinger. Goethe, zu dieser Zeit noch begeistert von H.s erstem Roman *Laidion oder die Eleusinischen Geheimnisse* (1774), sollte sich später, aus ähnlichen Gründen wie Wieland, von H. abwenden. In Düsseldorf entstanden auch die ersten Kunstbeschreibungen H.s, die in Form von Briefen an Gleim abgefasst

waren und 1776 und 1777 im *Teutschen Merkur* erschienen. Schon hier zeigte sich H.s besondere Perspektive auf bildende Kunst als Ausdruck der Natur: „O heilige Natur, die du alle deine Werke hervorbringest in Liebe, Leben und Feuer, und nicht mit Zirkel, Lineal, Nachäfferei, dir allein will ich ewig huldigen!“ (Heinse 1995, 304) In den sogenannten *Gemäldebrieffen* vertrat H. zum ersten Mal seine besondere Form der Genieästhetik, die er an Rubens exemplifizierte. Dieser habe, als Mensch „voll Saft und Kraft“ (ebd., 320), aus seiner Erfahrung geschöpft, statt die Werke der Antike nachzuahmen und sei so zu einer eigenen, seinem Zeitalter und Lebensraum entsprechenden Schönheit gelangt.

Das Interesse für bildende Kunst war es auch, das H. nach Italien trieb. Das Fernweh, das H. bereits 1772 in einem Brief an Gleim äußerte, konkretisierte sich mehr und mehr zu einer Italiensehnsucht. Am 8. 12. 1773 schrieb H. an Gleim: „Es ist mir nicht möglich, die heftige Leidenschaft, die Schönheiten Italiens zu empfinden, in dem Herzen zu ersticken, und sollt' ich auch bey Wasser und Brod, und zu Fuße nach Rom wandern“ (SW 9, 154). Wie Johann Joachim Winckelmann (1717–1768) wurde er von dem Bedürfnis getrieben, die Kunstschatze der Antike und Renaissance selbst zu sehen (vgl. Goer 2006, 97). 1780 war die Finanzierung der Reise endlich gewährleistet und H. konnte aufbrechen. Wie im Brief an Gleim angekündigt, reiste H. tatsächlich größtenteils zu Fuß über die Schweiz und Südfrankreich nach Italien. Erst im September 1781 kam H. endlich in Rom, dem eigentlichen Ziel seiner Reise, an. Er lebte dort insgesamt fast zwei Jahre und nutzte jede Möglichkeit, Kunst in sich aufzunehmen. Dies gilt für die antike Skulptur, die Winckelmann für Deutschland kanonisiert hatte, für die Malerei und Architektur

der Renaissance, aber auch für die Vokalmusik, die H. in Italien als ‚höchste‘ Form der Musik entdeckte. Die Antike offenbarte sich H. jedoch nicht nur in den Kunstschatzen. Auch die Menschen erschienen ihm einer ursprünglicheren Lebenssphäre entsprungen: Auf den Straßen sah er „manche männliche und weibliche antike Gestalt mit heißem Blick und warmen Gebehrden in Helden und Siegerinnengang“, die in ihm eine „Wunderempfindung von einer neuen Natur“ auslösten. (Gleim an H., 15. 9. 1781, SW 10, 139)

Das Italienerlebnis stellt sich aus mehr als einer Perspektive als zentrales Ereignis von H.s Leben und Schaffen dar. Es war mehr als nur eine Bildungserfahrung: Vielmehr erlebte H. den Italiaaufenthalt als ein „Durchdringen zum eigenen Leben“ (Kruft 1967, 84), als seine ‚eigentliche‘ Daseinsform. An die Verpflichtungen, die mit einem Leben in Deutschland einhergingen, konnte er sich nur schwer wieder gewöhnen. „Ich habe große Lust wieder nach Rom, [...] es ist bey uns alles so kalt, so kalt, und kein edler Geist findet Unterstützung“ (SW 10, 259), klagte er nach seiner Rückkehr gegenüber Gleim. H.s Schaffen konzentrierte sich während der Zeit des Italiaufenthalts primär auf das Füllen von Notizheften. Diese Hefte sind nicht so sehr Tagebücher als vielmehr Materialsammlungen für potenzielle Veröffentlichungen und bestehen in erster Linie aus Beschreibungen von Skulpturen und Gemälden. Charakteristisch für diese Beschreibungen ist H.s Fixierung auf die sinnliche Körperlichkeit dargestellter Figuren, die teilweise ans Pornografische grenzt.

Am 7. 7. 1783 musste H. aus finanziellen Gründen aus Rom in Richtung Deutschland aufbrechen. Nach seiner Rückkehr kam er zunächst wieder bei den Brüdern Jacobi in Pempelfort unter, wo er begann, an dem Roman

*Ardinghello und die glückseligen Inseln* zu arbeiten. In großen Teilen aus den italienischen Aufzeichnungen konstruiert, verbindet der *Ardinghello*, der 1787 zunächst anonym erschien, H.s sinnlichkeitsorientierte Philosophie mit seinen in Italien gewonnenen Erkenntnissen über die Kunst der Antike und der Renaissance.

Bereits 1786 hatte H. nach Jahren der finanziellen Abhängigkeit von Gönnern eine feste Stelle am Hof des Kurfürsten und Erzbischofs von Mainz angetreten. Nachdem er zunächst Vorleser gewesen war, wurde er 1788 zum Bibliothekar und Hofrat ernannt. Die sozialen Kontakte wurden in dieser Zeit spärlicher, einer seiner wenigen Freunde war der Anatom Samuel Thomas Soemmering (1755–1830), der später auch seinen Nachlass verwalten sollte. Zu anderen Angehörigen des Mainzer Hofes hatte H. allenfalls ein distanziertes Verhältnis. Georg Forster (1754–1794) z. B. beschreibt ihn als unnahbar, als „misanthrop und gewöhnlich immer misogyn“ (zit. nach Leitzmann 1938, 30 f.). Als 1792 französische Truppen die Stadt besetzten, ging H. nach Düsseldorf, während der Hof nach Aschaffenburg in die Sommerresidenz umzog. In Düsseldorf arbeitete er unter Verwendung von Jacobis Partiturenammlung an seinem dritten Roman *Hildegard von Hohenthal*.

1794 erfolgte aufgrund der Zerstörung des Mainzer Schlosses der vollständige Umzug des Hofes nach Aschaffenburg, inklusive der Bibliothek und des Bibliothekars H. Zwischen Juni und Dezember 1794 schrieb H. *Hildegard von Hohenthal* nieder; der Roman, der sich mit der Wirkung der Musik und dem musikalischen Schaffensprozess befasst, erschien 1795/1796. Das belehrende, theoretisierende Moment, das bereits den *Ardinghello* gekennzeichnet hatte, trat hier noch stärker hervor.

Allerdings plante H. auch ursprünglich eine andere Form der Veröffentlichung: Den Texten H.s sollten Partituren aus der Sammlung Jacobis beigegeben werden, auf die H. aber zur Veröffentlichungszeit nicht mehr zugreifen konnte.

1796 musste der Hof erneut seine Residenz verlassen, da die französischen Truppen weiter vorrückten. H. traf in Kassel mit Susette Gontard (1769–1802) und dem Hauslehrer der Gontards, dem jungen Friedrich Hölderlin (1770–1843) zusammen. Auf einer gemeinsamen Reise nach Bad Driburg freundeten sich die beiden Männer an. Die Begegnung schien auf Hölderlin großen Eindruck gemacht zu haben. In einem Brief an Christian Ludwig Neuffer (1769–1839) schrieb er am 16. 2. 1797: „Er ist ein herrlicher alter Mann. Ich habe noch nie so eine grenzenlose Geistesbildung bei so viel Kindereinfalt gefunden“ (Hölderlin 1992, 259). Hölderlins Elegienfolge *Brod und Wein* (1800/1801) ist H. („Heinze“) gewidmet.

Die Notizhefte aus der Aschaffenburg Zeit belegen, dass H. sich mit vielfältigen Themen auseinandersetzte, gleichzeitig scheint er am Hof eine gewissermaßen isolierte Existenz geführt zu haben, die ihm oft, so schrieb H. am 12. 11. 1799 an Soemmering, „öd und freudeleer“ (SW 10, 334) vorgekommen sei. Auch die Kontakte zur literarischen Öffentlichkeit bestanden nur mehr sporadisch, da die Dichte von H.s Publikationen im Verhältnis zu den 1770er und 1780er Jahren sehr zurückgegangen war. Am 27. 6. 1802 erlitt H. einen ersten Schlaganfall, von dem er sich allerdings wieder erholte. Sein letzter Roman *Anastasia und das Schachspiel* (1803) führte die bereits in *Hildegard von Hohenthal* abzu sehende Tendenz zur unanschaulichen Belehrung fort (vgl. Hüfler 2002, 76). Es gibt nur noch einen „Torso von Rahmenhandlung“ (Theile 1998, 64); ein Großteil des Romans

besteht aus Briefen eines Italienreisenden, die sich mit dem Schachspiel im Allgemeinen und einzelnen Partien im Besonderen befassen. Der Roman wird auch als „Metaroman“ (Gaier 1998, 30) gelesen, der in der Metapher des Spiels über das Leben reflektiert.

Der zweite Schlaganfall ereilte H. am 17. 6. 1803, am 22. Juni verstarb er. Einige Tage zuvor hatte er noch seinen Freund Soemmering davor gewarnt, Goethes Einladung an den Weimarer Hof zu folgen: „Ich bin so nach Mainz gegangen, und treibe mich noch in dem Labyrinth herum, und werde wild, wenn man einen andern vortrefflichen Menschen auch so hineinführen will; zumal meinen liebsten Freund“ (H. an Soemmering, 15. 6. 1803, SW 10, 346). Aus dem Brief spricht das Bedauern über die Entscheidung, der Sicherheit einer festen Anstellung in der Provinz den Vorzug vor einem unsicheren Leben am literarischen Puls der Zeit gegeben zu haben.

Die Rezeption von H.s Werken fand mit Verzögerung statt. Sein Einfluss auf die Romantiker ist nicht zu unterschätzen; auch vom Jungen Deutschland und später von den Expressionisten wurde er wegen seiner unverblühten Sprache verehrt (vgl. Theile 1998, 8). Dabei wurde H. wiederholt als ein ‚Moderner‘ entdeckt, der nicht in seine Zeit passte. Zwar steht besonders das Frühwerk deutlich mit dem Rokoko, aber auch mit dem SuD und gar der Klassik „im Dialog“ (Vedder 2011, 22), jedoch lässt sich H. nicht ohne Weiteres einer literarischen Strömung zuordnen (vgl. Baeumer 1998, 13). Als Stürmer und Dränger – zumindest im Geiste, wenn auch vielleicht nicht der Form nach – präsentiert sich H. besonders in den frühen Auseinandersetzungen mit bildender Kunst, die von einer gewissen ‚wilden‘ Genieästhetik inspiriert sind.

## Werke

Heinse, Wilhelm: Sinngedichte. Halberstadt 1771. – Laidion oder die Eleusinischen Geheimnisse. Lemgo 1774. – Über einige Gemälde der Düsseldorfer Galerie, in: Teutscher Merkur 1776/1777. – Ardinghello und die glückseligen Inseln. Eine Italiänische Geschichte aus dem sechszehnten Jahrhundert. 2 Tle. Lemgo 1787. – Hildegard von Hohenthal. 3 Tle. Berlin 1795. – Anastasia und das Schachspiel. Briefe aus Rom. 2 Bde. Frankfurt a.M. 1803. – Musikalische Dialogen. Leipzig 1805 (unrechtmäßiger Druck). – Sämtliche Werke. 10 in 13 Bdn. Hg. v. Carl Schüddekopf und Albert Leitzmann. Leipzig 1902–1925. Bd. 9. Briefe 1: Bis zur italiaenischen Reise. Hg. v. Carl Schüddekopf. Leipzig 1904 (= SW 9) u. Bd. 10. Briefe 2: Von der italiaenischen Reise bis zum Tode. Hg. v. Carl Schüddekopf. Leipzig 1910 (= SW 10). – Ueber einige Gemälde der Düsseldorfer Galerie, in: Frühklassizismus: Position und Opposition. Winkelmann, Mengs, Heinse. Hg. v. Norbert Miller u. Helmut Pfotenbauer. Frankfurt a.M. 1995, 253–321. – Die Aufzeichnungen. Frankfurter Nachlass. 5 Bde. Hg. v. Markus Bernauer u. a. München u. a. 2003–2005.

Hölderlin, Friedrich: Sämtliche Werke und Briefe. Bd. 3: Die Briefe. Briefe an Hölderlin. Dokumente. Hg. v. Jochen Schmidt. Frankfurt a.M. 1992.

Wieland, Christoph Martin: Briefwechsel. Bd. 5: Briefe der Weimarer Zeit. Hg. v. der Akademie der Wissenschaften der DDR, Zentralinstitut für Literaturgeschichte, durch Hans Werner Seiffert. Berlin 1983.

## Übersetzungen

Begebenheiten des Enkolp. Aus dem Satyricon des Petron übersetzt. 2 Bde. Lemgo 1773. – Die Kirschen. Berlin 1773. – Das befreyte Jerusalem von Torquato Tasso. 4 Bde. Mannheim 1781. – Roland der Wüthende, ein Heldengedicht von Ludwig Ariost dem Göttlichen. 4 Tle. Hannover 1782/1783.

## Forschung

Baeumer, Max L.: Das Dionysische in den Werken Wilhelm Heinses. Studie zum dionysischen Phänomen in der deutschen Literatur. Bonn 1964.

Baeumer, Max L.: Heinse-Studien. Stuttgart 1966.

Baeumer, Max L.: Zur neuen Heinse-Forschung, in: Das Maß des Bacchanten. Wilhelm Heinses Überlebenskunst. Hg. v. Gert Theile. München 1998, 13–24.

Bernauer, Markus u. Norbert Miller (Hg.): Wilhelm Heinse. Der andere Klassizismus. Göttingen 2007.

Dick, Manfred: Der junge Heinse in seiner Zeit. Zum Verhältnis von Aufklärung und Religion im 18. Jahrhundert. München 1980.

Elliott, Rosemarie: Wilhelm Heinse in Relation to Wieland, Winckelmann, and Goethe: Heinse's Sturm und Drang Aesthetic and New Literary Language. Frankfurt a.M. u. a. 1996.

Gaier, Ulrich: „Mein ehrlich Meister“. Hölderlin im Gespräch mit Heinse, in: Das Maß des Bacchanten. Wilhelm Heines Über-Lebenskunst. Hg. v. Gert Theile. München 1998, 25–54.

Goedeke 4.1/2, 879–890.

Goer, Charis: Ungleiche Geschwister. Literatur und die Künste bei Wilhelm Heinse. München 2006.

Hüfler, Almut: Wilhelm Heinse (1746–1803), in: Tagebuch einer Reise nach Italien. Hg. v. Christoph Schwandt. Frankfurt a.M. 2002.

Keller, Otto: Wilhelm Heines Entwicklung zur Humanität. Bern 1972.

Killy 5, 220–222.

Kosch 2, 775–778.

Kruft, Hanno-Walter: Wilhelm Heines italienische Reise, in: DVjs 41 (1967), 82–97.

Leitzmann, Albert (Hg.): Wilhelm Heinse in Zeugnissen seiner Zeitgenossen. Jena 1938.

Mohr, Heinrich: Wilhelm Heinse. Das erotisch-religiöse Weltbild und seine naturphilosophischen Grundlagen. München 1971.

Schipper-Hönicke, Gerold: Im klaren Rausch der Sinne. Wahrnehmung und Lebensphilosophie in den Schriften und Aufzeichnungen Wilhelm Heines. Würzburg 2003.

Schramke, Jürgen: Wilhelm Heinse und die Französische Revolution. Tübingen 1986.

Terras, Rita: Wilhelm Heines Ästhetik. München 1972.

Theile, Gert: Der *aristotelische Gott* und das Schachspiel. Wilhelm Heines neugriechische Utopie, in: Das Maß des Bacchanten. Wilhelm Heines Über-Lebenskunst. Hg. v. Gert Theile. München 1998, 55–76.

Vedder, Björn: Wilhelm Heinse und der so genannte Sturm und Drang. Künstliche Paradiese der Natur zwischen Rokoko und Klassik. Würzburg 2011.

*Juliane Blank*

## Herder, Johann Gottfried

\* 25. 8. 1744 Mohrungen (Ostpreußen), † 18. 12. 1803 Weimar

Herders ‚weitstrahlsinniges‘ Denken hat die Philosophie, Theologie und Literaturtheorie der zweiten Hälfte des 18. Jh.s nachhaltig beeinflusst. Für den SuD prägend sind die *Fragmente über die neuere deutsche Literatur* (1766/1767), seine an Ossian und Shakespeare (1564–1616) entwickelte Genieästhetik sowie die Schriften zu lyrisch ‚natürlichen‘ Ausdrucksformen wie Volkslied und Ode. Die Aufsatzsammlung *Von Deutscher Art und Kunst* (1773) und das *Journal meiner Reise im Jahr 1769* (E: 1769/1770, D: 1846) zählen heute zu den Programmschriften des SuD. Im bildungsbürgerlichen Klassizismus, der sich ganz mit dem Weimarer ‚Dioskurenpaar‘ identifizierte, wurde dieser Einfluss freilich marginalisiert. Seinen Verfechtern galt H. als Misanthrop, der mit Goethe über die Naturphilosophie stritt und Schillers Ästhetik zudem als Rückfall in den Rationalismus betrachtete. Nachteilig auf die Rezeption von H. wirkte sich auch der ideologische Missbrauch aus, den die Nationalsozialisten mit H.s Volks- und Nationenbegriff getrieben hatten. Ausgeräumt wurden solche Vorbehalte erst im Verlauf der zweiten Hälfte des 20. Jh.s, und es waren vor allem japanische und nordamerikanische Forscher, die H. als Aufklärer der Aufklärung wiederentdeckten. Hierzulande lässt sich seit den 1990er Jahren eine umfassendere, zahlreiche akademische Disziplinen verbindende Neubewertung H.s beobachten. Diese Revision steht dabei im Zeichen seiner ‚Einziehung der Philosophie auf Anthropologie‘ und der ‚Philosophie des Lebens‘. Beiden Perspektiven liegt die Annahme zugrunde, Seinsgewissheit erhalte der Mensch zuerst durch den Gebrauch seiner Sinne, mit



denen er sich gegen die Objektwelt als dynamische Kraft behauptet. Wie vielgestaltig der Widerstand sein kann, mit dem das ästhetische Subjekt auf solche Herausforderungen reagiert, veranschaulicht H. in seinen Schriften zeitlebens mit argumentativen ‚Sprüngen und Würfen‘. Gegen jede terminologische und systemische Erstarrung aufbegehrend notiert bereits der 22-Jährige: „Leser, der du diese hingeworfne Beobachtungen verstehen, brauchen, ergänzen kannst: du hast sie erfunden!“ (FA 1, 249)

Geboren wird H. als ältester Sohn des Küsters und Elementarschullehrers Gottfried Herder (1706–1763) und dessen zweiter Ehefrau Anna Elisabeth (1717–1770). In diesem stark pietistisch geprägten Elternhaus nimmt H. früh schon am Unterricht seines Vaters teil. Als später der Diakon und theologische Schriftsteller Sebastian Friedrich Trescho (1733–1804) auf den 16-Jährigen aufmerksam wird, nimmt er ihn als Schreiber in sein Haus auf und gestattet ihm die Nutzung seiner umfangreichen Bibliothek. Hier lernt H. neben vielen antiken Autoren auch zeitgenössische Dichter wie Klopstock, Lessing (1729–1781), Hamann oder Rousseau (1712–1778) kennen. Mit dem Ziel, in Königsberg Medizin zu studieren, verlässt H. im Sommer 1762 seine Heimatstadt. Da er jedoch bei der ersten Leichenektion in Ohnmacht fällt, entscheidet sich H. noch im gleichen Jahr für das Studium der evangelischen Theologie. Seinen Unterhalt verdient er in den nächsten zweieinhalb Jahren erst als Lehrer an einer Elementarschule, später unterrichtet H. am Collegium Fridericianum, einer preußischen Privatschule, in der man polnische und russische Jugendliche auf das Studium vorbereitet. Zweifellos prägend für H.s weitere philosophische Entwicklung ist die Begegnung mit Kant (1724–1804), dessen Vorlesungen er kostenlos besuchen darf.

Wie sich H. 1795 in den *Briefen zu Beförderung der Humanität* erinnert, war es vor allem der ‚angenehme Zwang‘ zum ‚Selbstdenken‘, den Kant auf ihn ausübte und der dem jungen Studenten imponierte. Dass sich H. entsprechend kritisch in Kants Philosophie einarbeitet, dokumentiert der 1763 verfasste *Versuch über das Sein*. Mit ihm will er Kants Abhandlung *Der einzig mögliche Beweisgrund zu einer Demonstration des Daseins Gottes* (1763) mit dem Argument widerlegen, das Sein sei „der erste, sinnliche Begriff, dessen Gewißheit allem zum Grunde liegt“ (FA 1, 19). So schwungvoll H. seine Beweisführung auch angelegt haben mag, so deutlich zeichnet sich in seiner Erwiderung bereits jener sensualistische Idealismus ab, der sein späteres Schaffen charakterisieren wird.

Nicht minder einflussreich ist die Begegnung mit Hamann, den H. ebenfalls während seiner Königsberger Studienzeit kennenlernt. Hamann nämlich erschließt ihm die philosophische und theologische Tragweite seiner Hypothese, die Poesie sei „die Muttersprache“ (ebd., 31) des menschlichen Geschlechts. Weshalb der Mensch nur in Erzählungen oder Bildern versteht, erschließt der ‚Magus des Nordens‘ seinem Schützling am Beispiel der Bibel, die Hamann als poetisches Zeugnis einer älteren orientalischen Volkskultur liest. Gemeinsam diskutiert werden im Verlauf des Privatunterrichts ferner die Werke Shakespeares, Cervantes’ (1547–1616) und Laurence Sternes (1713–1768). Unwidersprochen bleibt allerdings auch Hamanns stupendes Gedankengebäude nicht. Als dieser angelegentlich behauptet, seine philologischen *Kreuzzüge* (1762) blieben in der Gelehrtenwelt wohl unwidersprochen, repliziert H. mit dem vermutlich Anfang 1765 entstandenen Aufsatz *Dithyrambische Rhapsodie über die Rhapsodie kabbalistischer Prose*. Auf einflussreiche

Abhandlungen wie die Studien zur Ode, zu Ossian, Shakespeare und den Volksliedern vorausweisend, distanziert er sich von Hamanns Behauptung, die ‚Prose‘ des 18. Jh.s verrate Zeichen einer Verfallserscheinung. Gleichzeitig lehnt H. die Nachahmung griechischer Schönheitsideale ab, indem er den zeitgenössischen Autoren attestiert, ihnen fehle es sicherlich nicht am „Herzen“, um sich weiterhin auf „eine schlafende Deklamation und schleichendes Schriftmaß“ einzulassen. (FA 1, 31) Um den Literaturbetrieb wieder mit Leben zu füllen, fordert H. eine kulturstiftende Mythologie, ohne deren Beistand kein Dichter gegen den „Ballaste“ an „Wahrheiten“ und die „künstliche Abstraktion“ der Vernunftphilosophie aufbegehren könne. (Ebd., 36 f.)

Mit solchen Projektskizzen verlässt H. Königsberg im November 1764, um die Stelle eines Lehrers an der Domschule zu Riga anzutreten. Wenige Monate später wird er dort auch als Prediger ordiniert. In Riga als multikulturellem Zentrum reüssiert H. schließlich als Literaturkritiker (*Über die neuere deutsche Literatur*, 1766/1767), der sich souverän, aber auch polemisch mit Winckelmanns (1717–1768) Antikenbegeisterung sowie Lessings und Baumgartens (1714–1762) Ästhetik (*Kritische Wälder I–III*, 1769) auseinandersetzt. Überdies beginnt er, baltische Volkslieder zu sammeln, die den Grundstock seiner später herausgegebenen *Volkslieder* (1778/1779) bilden. Wie jedoch Äußerungen Kant und seinem Verleger Hartknoch (1740–1789) gegenüber zu entnehmen ist, fühlt sich H. trotz der Verehrung, die ihm seine Gemeinde entgegenbringt, von verschiedenen ästhetischen Disputen und Amtsquerelen nach kaum fünf Jahren so entkräftet, dass er im Frühjahr 1769 um seine Entlassung ersucht. Wohin ihn die am 5. Juni angetretene Schiffsreise über Ost-

und Nordsee führen soll, darüber ist sich H. zunächst unklar. Gleichwohl schreibt er später im *Journal meiner Reise im Jahr 1769*: „Und so ward ich Philosoph auf dem Schiffe – Philosoph aber, der es noch schlecht gelernt hatte, ohne Bücher und Instrumente aus der Natur zu philosophieren. Hätte ich dies gekonnt, welcher Standpunkt, unter einem Maste auf dem weiten Ocean sitzend [...] und die Physik all dessen, aus sich herausfinden zu können. Philosoph der Natur, das sollte dein Standpunkt sein“ (FA 9.2, 16). Nachdem H. am 15. 7. 1769 in Frankreich angekommen ist, reist er über Land bis nach Paris, wo er im November mit bedeutenden Aufklärern, darunter Diderot (1713–1784) und d’Alembert (1717–1783), zusammentrifft. Im Februar und März des Folgejahres weilt er schließlich in Hamburg, um sich mit Lessing, Reimarus (1694–1768) und Claudius (1740–1815) zu treffen. Während dieses Aufenthalts erreicht ihn die Einladung, den Sohn des Fürstbischofs und Herzogs von Eutin auf einer Reise nach Italien zu begleiten. Im Verlauf der ersten Wegstationen lernt H. in Darmstadt seine spätere Frau Caroline Flachsland (1750–1809) kennen, mit der er in den nächsten Monaten Liebesbriefe im Stile Ossians tauscht. Wenig später in Straßburg trennt sich H. dann von seinem adligen Zögling, um sich einer augenärztlichen Therapie zu unterziehen. Hier weilt er von September 1770 bis April 1771, und zu seinen neuen Bekanntschaften gehört Goethe, mit dem über den europäischen Ossian-Kult und das Volksliedprojekt diskutiert wird. Aus dieser Begegnung geht 1773 die Programmschrift des SuD hervor, die von H. herausgegebene Aufsatzsammlung *Von Deutscher Art und Kunst*, darin sein *Briefwechsel über Ossian* und die Shakespeare-Studie, Goethes Rede *Von deutscher Baukunst*, Mösers *Deutsche Geschichte* und der *Versuch über die Gotische Baukunst*

von Paolo Frisi. Weniger ‚deutsch‘ als polyglott wird in *Von Deutscher Art und Kunst* die vor allem von H. vertretene Einschätzung reflektiert, nicht nur die geoklimatisch bevorzugten Griechen und Römer, auch die „alten, und wilden Völker“ Mittel- und Nordeuropas hätten „aus unmittelbarer Gegenwart, aus unmittelbarer Begeisterung der Sinne“ für „die Seele des Volks“ gedichtet. (FA 2, 476 f.) Solche Überlegungen sind in der Forschung später als zivilisationskritische Anleihen bei Rousseau gelesen worden. Gegen solche Zuschreibungen sprechen indes H.s Geschichtsbegriff, der den Vernunftfortschritt als notwendig und irreversibel ausweist, darüber hinaus seine Charakterisierung des Genies. Ihr zufolge weist jedes Originalwerk zwar ein hohes Maß an Wirkungsintensität auf. Da H. Kunstwerken jedoch eine zeitlose Anziehungskraft abspricht, mag ihm auch nicht einleuchten, warum sich nachfolgende Generationen an deren zeittypischen Reminiszenzen abarbeiten sollen. Indem H. das Genie in seinem jeweiligen historischen Kontext würdigt, empfiehlt er den deutschen Künstlern des 18. Jh.s folgerichtig, mit der aufgeklärten Regelpoetik und ihrer antikiisierenden Nachahmungsdoktrin zu brechen. Diesem genetisch reflektierten Geniebegriff korrespondiert H.s Forderung, jede Form von Kunst als Beitrag für eine im kulturell Vielgestaltigen vereinte Menschheit zu verstehen. Friedrich Nicolais (1733–1811) Protest gegen *Von Deutscher Art und Kunst* bestätigt ihm demgegenüber, wie vehement sich auch das Zeitalter der Vernunft zum „Nationalhaß“ (FA 1, 797) versteigen kann.

An diese nirgends antiaufklärerisch, wohl aber aufklärungskritisch zu lesende Perspektivierung der Menschheitsgeschichte knüpft H. später in *Auch eine Philosophie der Geschichte zur Bildung der Menschheit* (1774)

oder der *Ältesten Urkunde des Menschengeschlechts* (1774 ff.) an. Beide Abhandlungen verfasst er während seiner Zeit als Hofprediger und Generalsuperintendent des Grafen Wilhelm von Schaumburg-Lippe (1724–1777), dessen Ruf H. im Mai 1771 gefolgt war. Die nächsten fünf Jahre in Bückeburg werden gemeinhin als eigentliche SuD-Phase H.s betrachtet, wofür die Aufsätze *Ossian und die Lieder alter Völker* und *Shakespear* (1773) sowie die erste Fassung der Studie *Vom Erkennen und Empfinden der menschlichen Seele* (*Uebers Erkennen und Empfinden in der Menschlichen Seele*, 1774) sprechen. In ihnen wird das zunehmend vernunftstatische und fremdenfeindliche Menschenbild der Aufklärung für die gesellschaftliche Disziplinierung unterschiedlichster genialischer Kräfte verantwortlich gemacht.

Am 2. 10. 1776 übersiedelt die junge Familie nach Weimar, wo H. seine Stelle als Generalsuperintendent und Kirchenrat des Herzogtums Weimar antritt – eine Berufung, die bekanntlich Goethe in die Wege geleitet hatte und die H. auch die Aufsicht über die Predigerausbildung und das Schulwesen einträgt. Ästhetiktheoretisch und literaturwissenschaftlich entwickelt er in den nächsten Jahrzehnten das Volksliedprojekt weiter (*Volkslieder*), beendet die dritte Fassung *Vom Erkennen und Empfinden der menschlichen Seele* und veröffentlicht die Abhandlung über die *Plastik* (beide 1778). Im Rückgriff auf Leibniz und seine eigene sensualistische Bestimmung des Menschen als Natur- und Erfahrungswesen erweitert H. jetzt seine frühere Bestimmung des Genies und spricht jedem sinnlich wahrnehmenden Subjekt das Vermögen zu, sich gegen die Wirklichkeit als Kraft mit der je eigenen ‚Welt-Anschauung‘ behaupten zu können. Ähnlich wie Diderot in seinem *Blindenbrief* (1749) wird in der *Plastik* darü-



ber hinaus der Tastsinn als empfindsamstes Organ betrachtet, das im Unterschied zu den anderen Sinnesvermögen nicht den Radius des menschlichen Körpers verlässt. Indem es die flüchtigen Reizimpulse des Sehens und Hörens entschleunigt, ermögliche das Tasten das körperlich-ästhetische Sichgewahrwerden als Individuum. Einen ähnlichen Ansatz hatte H. bereits 1772 in seiner preisgekrönten *Abhandlung über den Ursprung der Sprache* am Beispiel des Hörens vorgestellt. Um nun jedoch aufzeigen zu können, wie der Einzelne kraftzentrisch gleichsam ‚bei sich‘ bleibt, wird der Tastsinn in den Rang eines subjektkonstitutiven und zugleich divinatorischen Vermögens erhoben. Am prägnantesten formuliert H. das Gemeinte in der 1769 in Paris niedergeschriebenen Skizze *Zum Sinn des Gefühls*, die heute zum Umfeld der *Plastik* gerechnet wird: „*Ich fühle mich! Ich bin! [...] ich bin ein Gott in meiner Welt.*“ (FA 4, 236 f.)

Zwei philosophisch und kulturpolitisch einflussreiche Werke der Weimarer Zeit sind die *Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit* (1784–1791) und die *Briefe zu Beförderung der Humanität* (1793–1797). Auch diese beiden Schriften entwickeln Gedanken aus H.s SuD-Zeit weiter. So wird in den *Ideen* der Versuch unternommen, die Geschichte der seinerzeit bekannten Kulturen aus der Natur bzw. Psychologie des Menschen heraus zu verstehen. Im Unterschied zum Tier sei dieser nicht von Instinkten geleitet, die an eine spezifische Umwelt angepasst sind, vielmehr stehe ihm die Welt in ihrer Vielgestaltigkeit offen – ein Vorzug, der freilich nur um den Preis einer steten ‚Unruhe‘ zu haben ist: „Eben weil der Mensch alles lernen muß [...]: so lernt er auch nur durch Fallen gehen und kömmt oft nur durch Irren zur Wahrheit [...]. Der Mensch ist der erste *Freigelassene* der Schöpfung; er stehet aufrecht. Die Waage

des Guten und Bösen, des Falschen und Wahren hängt in ihm: er kann forschen, er soll wählen.“ (FA 6, 145 f.) Auf Konfrontationskurs zu Goethe und Schiller begibt sich H. mit den *Humanitätsbriefen*. Indem er beiden vorhält, Menschlichkeit ausschließlich ästhetisch respektive rekreativ zu definieren, grenzt H. die Weimarer Klassik vom Telos einer Menschheit aus, die intellektuelle, ethische und künstlerische Diversität als Grundlage einer Emanzipation von kulturmythischen Verabsolutierungen voraussetzt: „Am wenigsten kann also unsre *Europäische Kultur* das Maß allgemeiner Menschengüte und Menschenwertes sein; sie ist kein oder ein falscher Maßstab.“ (FA 7, 700) Die Radikalität, mit der H. die Moderne vom ästhetisch handelnden Subjekt aus begreift und Humanität als zivilisatorische Setzung durchschaut, ist nach seinem Tod rasch einem Fortschrittsdenken gewichen, das Subjektsein nur als Ergebnis sozialer Prägungen akzeptiert und H.s Begriff der ‚Menschlichkeit‘ durch eine doktrinäre Menschlichkeit ersetzt.

## Werke

Herder, Johann Gottfried: *Sämmtliche Werke*. 33 Bde. Hg. v. Bernhard Suphan, Carl Redlich u. Reinhold Steig. Berlin 1877–1913. – Werke in zehn Bänden. Hg. v. Günter Arnold u. a. Frankfurt a.M. 1985–2000 (= FA); FA 2, 443–562 [*Von Deutscher Art und Kunst*]; FA 4, 233–242 [*Zum Sinn des Gefühls*]; FA 6, 142–149 [*Der Mensch ist zu feinem Trieben, mithin zur Freiheit organisiert*]; FA 7, 698–706 [*Briefe zu Beförderung der Humanität*]. 10. Sammlung. 116. Brief; FA 9.2, 9–126 [*Journal meiner Reise*].

## Forschung

Goedeke 2.6, 657–662.

Greif, Stefan: „Unsere Humanität ist nur Vorübung ...“ Herders Widerlegung doktrinärer Menschlichkeit, in: „Verteufelt human?“ Zum Humanitätsideal der Weimarer Klassik. Hg. v. Volker C. Dörr u. Michael Hofmann. Berlin 2008, 31–45.

Haym, Rudolf: Herder nach seinem Leben und seinen Werken vorgestellt. Berlin 1877–1885.

Irmischer, Hans Dietrich: Johann Gottfried Herder. Stuttgart 2001.

Killy 5, 232–238.

Kosch 7, 941–950.

Martinson, Steven D.: Herder's Life and Works, in: A Companion to the Works of Johann Gottfried Herder. Hg. v. Hans Adler u. Wulf Koepke. Rochester 2009, 15–41.

Proß, Wolfgang (Hg.): Herder und die Anthropologie der Aufklärung. München u. a. 1987.

Schöne, Albrecht: Herder als Hamann-Rezensent. Kommentar zur *Dithyrambischen Rhapsodie*, in: Euphorion 54 (1960), 195–201.

Zaremba, Michael: Johann Gottfried Herder. Prediger der Humanität. Köln u. a. 2002.

*Stefan Greif*

## Kaufmann, Christoph

\* 14. 8. 1753 Winterthur, † 21. 3. 1795 Berthelsdorf b. Herrnuth

Christoph Kaufmann war wohl einer der unruhigsten Geister in dem von Empfindsamkeit und Gefühl geprägten letzten Viertel des 18. Jh.s. Er prägte die Epoche des SuD nicht durch ein selbstverfasstes Werk, sondern durch seine emphatische Art, mit welcher er sich auf den verschiedensten Gebieten einzubringen wusste. So war er mit den größten Geistern der Zeit bekannt und befreundet, mischte sich in die Diskussion um eine neue Pädagogik ein und reiste als selbsternannter Prophet quer durch Deutschland. Schlosser, Klinger, Goethe, Herder, Isaak Iselin (1728–1782) und Johann Bernhard Basedow (1724–1790) waren für eine begrenzte Zeit seine Verehrer; Lavater widmete ihm in seinen *Physiognomischen Fragmenten* (1775–1778) ein Denkmal. Mit der Umbenennung von Klingers Drama *Wirrwarr in Sturm*

und *Drang* verlieh K. 1776 der Epoche ihren Namen.

Die biographischen Daten von K. sind nur bedingt bekannt, da er selbst in seine Lebenszeugnisse Ungenauigkeiten einfließen ließ, welche auch seine Frau Lisette Kaufmann, geb. Ziegler (1750–1826) in ihre Darstellung aufnahm. Als gesichert gilt, dass K. am 14. 8. 1753 in Winterthur als vierter Sohn von Christoph Adrian Kaufmann (1707, Sterbepjahr unbekannt) und Anna Barbara Weinmann (1708–1776) in gutbürgerlichen Verhältnissen zur Welt kam. Sein Vater bekleidete in der kleinen Stadt an der Eulach die Ämter des Spitalschreibers, Klein- und Großrats und Statthalters und war von Beruf Gerbermeister. K. scheint keinen Schulabschluss gemacht zu haben und beginnt mit seiner nur oberflächlich gebliebenen Schulbildung 1767 eine Apothekerlehre in Bern. Danach verlieren sich seine Spuren (gewisse Quellen sprechen von verschiedenen Anstellungen als Apothekergehilfe in Tübingen und Freiburg i.Br., vgl. Minor 1882; andere von Lausanne, vgl. Menges 1977), bis er 1774 nach seinen Wanderjahren eine Anstellung als Apothekergehilfe in Straßburg bekam und daneben medizinische Vorlesungen besuchte. K. machte Bekanntschaft mit Iselin, Johann Georg Schlosser und Johann Caspar Lavater, welche sich für ihn einzusetzen begannen und besonders seine von Jean-Jacques Rousseau (1712–1778) und Basedow angeregten philanthropischen Ideen förderten. 1774/1775 gründete K. mit Jakob Mochel, Johann Schweighäuser, Johann Friedrich Simon und mit seinem späteren Jünger, ständigen Begleiter und Schreiber Johann Christian Ehrmann (1749–1827) einen ‚Bruderbund‘ und verfasste mit den drei Letztgenannten 1775 die *Philanthropischen Aussichten redlicher Jünglinge*, welche vom Basler Magistraten und Pädagogen Iselin

ihren denkenden und fühlenden Mitmenschen zur Erwekung übergeben wurden. Nach seiner Rückkehr in die Schweiz nahm K. kein geordnetes Leben auf und bildete sich auch nicht im Sinne der Aufklärung weiter, sondern erklärte sich nun zum Naturgenie. Er lehnte sich gegen das „elende Raisonement“ (Minor 1882, 469) von Kunst und Wissenschaft auf, aß zumeist nur noch vegetarisch, folgte jedoch vorerst nicht dem Ruf Basedows ans Philanthropin in Dessau, wie es drei seiner Verbündeten getan hatten, sondern ließ sich von Lavater als genialer Kraftmensch „in den innersten Kreis“ (Physiognomische Fragmente. Bd. 3, 158) seiner Geliebten aufnehmen. Auf Basedows erneutes Drängen und mit Empfehlungen von Lavater versehen reiste K. in imposantem Gehabe über verschiedene Stationen nach Dessau. Seine „apostolische Reise durch ganz Deutschland“ (Minor 1882, 470) führte ihn an die verschiedenen Höfe in Karlsruhe, Mannheim, Darmstadt und Weimar. Dort fand er vorerst freundliche Aufnahme bei Herzog Karl August (1757–1828) und dessen Gattin Louise (1757–1830), bei Goethe, Wieland und Lenz. Klinger hatte er bereits in Weimar getroffen und ihm empfohlen, sein Drama *Wirrwarr* in *Sturm und Drang* (1777) umzubenennen (vgl. Luserke 2010, 26). Besondere Begeisterung schlug K. in Weimar von dem eben dorthin berufenen Herder entgegen, der in einem Brief vom Oktober 1776 an Lavater von dem „großen, starken, lieben, holden Mensch“ K. schrieb, welcher ihn „wie ein Engel Gottes umfassen und empfangen“ habe: „Meine Seele klebt fest an der seinen, und nichts auf der Welt soll sie trennen.“ (Herders Briefe, 177) Im November 1776 traf K. bei Fürst Franz und Fürstin Louise in Anhalt-Dessau ein, interessierte sich jedoch weniger für die pädagogische Arbeit Basedows am Philanthropin, sondern traf

sich außerhalb des kleinen Fürstentums mit Gleichgesinnten wie Goethe, Matthias Claudius, Johann Heinrich Voß, Heinrich Leopold Wagner, Maler Müller und Johann Martin Miller. K. kehrte 1777 nach Dessau zurück, wo jedoch am 27. März nach einem heftigen Zwist „die Entfernung Kaufmanns“ (Der Alltag der Fürstin Louise von Anhalt-Dessau, 43) erfolgte.

Zumeist bewundert und mit Begriffen wie „Apostel des 18. Jahrhunderts“ (Menges 1977) versehen und zum schwärmerischen Kraftgenie hochstilisiert, erschien 1776 in Frankfurt und Leipzig ‚von einem Reisenden‘ unter der Abkürzung E.U.K. herausgegeben die Publikation *Allerley gesammelt aus Reden und Handschriften großer und kleiner Männer*. Hinter E.U.K. versteckten sich die Namen Ehrmann und K., welche mit ihrer Schrift die Werte der Aufklärung und deren Vertreter verspotteten. Die Reaktion folgte 1778 mit den *Brelocken an's Allerley der Groß- und Kleinmänner*, in welchen nun vor allem Johann Jacob Hottinger (1750–1819) und Johann Rudolf Sulzer (1749–1828) die junge Generation der „Enthusiasten, Genieruffer, Gefühlelektrisirer, Physiognomisten und Modereformatoren“ (Brelocken, 21) in ihre Schranken wiesen. Die Reaktion aus der Limmatstadt war umso schärfer, weil 1777 der dritte Band von Lavaters vierbändigem Werk *Physiognomische Fragmente, zur Beförderung der Menschenkenntniß und Menschenliebe* erschienen war, in welchem Lavater K. auf mehreren Seiten und Bildtafeln zum Genieapostel hochstilisierte und ihm „innere tiefe, ungelernete Größe und Urfestigkeit“, ein Gesicht „voll Blick, voll Drang und Kraft“, auf der Stirne „ehernen Muth“ und in den Lippen „wahre Freundschaft und feste Treue“ zuschrieb. Mit dem Leitsatz „Man kann, was man will; Man will, was man kann!“ vertrat K. für Lavater

das Ideal des SuD. (Physiognomische Fragmente. Bd. 3, 161)

Durch K.s Prah- und Geltungssucht, seine Lügengeschichten und Phantasterei sowie seine Uneinsichtigkeit und Streitsucht wurde er jedoch schon bald nicht mehr nur von den Vertretern der Aufklärung angegriffen, sondern auch aus den eigenen Reihen. So verspottete ihn Maler Müller, der ihn 1776 noch als „Gottes Spürhund“ (Luserke 2010, 194) bezeichnet hatte, 1778 in *Fausts Leben dramatisiert* als windigen Aufschneider, und auch Klinger und Lavater (und Jakob Sarasin [1742–1802]) wandten sich in *Plimplamplasko, der hohe Geist (heut Genie)* (1780) wie Schlosser und andere von K. ab. Goethe stieß mit seinem Spottgedicht *Christoph Kaufmann* (E: 1779, D: 1836) diesen dann endgültig vom Sockel des Ur- und Naturgenies: „Als Gottes Spürhund hat er frei / Manch Schelmenstück getrieben, / Die Gottesspur ist nun vorbei, / Der Hund ist ihm geblieben.“ (MA 2.1, 50)

1778 heiratete K. die gutbürgerliche Lisette Ziegler, Tochter des Obervogts Adrian Ziegler, welcher auf Schloss Hegi nahe Winterthur amtierte, wohin sich K. für eine Weile als Bauer zurückzog. Er schloss sich danach der Herrnhuter Brüdergemeine an und reiste 1781 auf Anraten seines Mäzens Baron Kurt von Haugwitz auf dessen Gut Straduna, bildete sich danach in Breslau medizinisch weiter und arbeitete bis zu seinem Tod als Arzt in den Herrnhuter Gemeinden Gnadenfeld, Neusalz und ab 1786 im sächsischen Herrnhut, wo er am 21. 3. 1795 in Berthelsdorf bei Herrnhut starb.

## Werke

[Kaufmann, Christoph:] Philanthropische Aussichten redlicher Jünglinge, ihren denkenden und fühlenden Mitmenschen zur Erwekung übergeben durch Isaak Iselin. Basel 1775. – [zusammen mit Johann Christian

Ehrmann:] Allerley gesammelt aus Reden und Handschriften großer und kleiner Männer. Herausgegeben von Einem Reisenden E.U.K. Frankfurt a.M. u. a. 1776. Der Alltag der Fürstin Louise von Anhalt-Dessau. Ihre Tagebuchaufzeichnungen 1756–1805, zusammengefasst von Friedrich Matthisson. Hg. v. der Kulturstiftung Dessau Wörlitz. Mit einem einleitenden Essay v. Ursula Bode. München 2010.

Herder, Johann Gottfried: Herders Briefe. Ausgewählt, eingeleitet und erläutert von Wilhelm Dobbek, Weimar 1959.

[Hottinger, Johann Jacob u. Johann Rudolf Sulzer:] Brelocken an's Allerley der Groß- und Kleinmänner. Leipzig 1778.

Lavater, Johann Caspar: Physiognomische Fragmente, zur Beförderung der Menschenkenntniß und Menschenliebe. 4 Bände. Leipzig u. Winterthur 1775–1778.

## Forschung

Arburg, Hans Georg von: Kaufmann, Christoph, in: Historisches Lexikon der Schweiz. Hg. v. der Stiftung Historisches Lexikon der Schweiz (HLS). Bd. 7. Basel 2008, 140.

Dünzer, Heinrich: Christoph Kaufmann: Der Apostel der Geniezeit und der herrnhutische Arzt. Ein Lebensbild. Leipzig 1882.

Goedeke 2.6, 739.

Killy 6, 322–324.

Kosch 2, 1233.

Lindinger, Stefan: Kaufmann, Christoph, in: Biographisch-Bibliographisches Lexikon. Bd. 17. Herzberg 2000, Sp. 771–776.

Luserke, Matthias: Sturm und Drang. Autoren – Texte – Themen. Bibliographisch ergänzte Ausgabe. Stuttgart 2010.

Menges, Franz: Kaufmann, Christoph, in: NDB 11 (1977), 347–349.

Milch, Werner: Christoph Kaufmann. Frauenfeld 1932.

Minor, Jakob: Kaufmann, Christoph, in: ADB 15 (1882/1969), 469–473.

*Ursula Caflisch-Schnetzler*

## Klinger, Friedrich Maximilian

\* 17. 2. 1752 Frankfurt a.M., † 25. 2. 1831 Dorpat (Estland)

Friedrich Maximilian Klinger gehört zur Kerngruppe der SuD-Autoren. Sein umfangreiches Werk umfasst 23 Dramen, von denen die Hälfte in die Jahre vor 1790 datieren, hinzu kommen 14 Romane. Sein Name fällt in Bezug auf den SuD stets mit den großen Vorbildern Rousseau (1712–1778) und Shakespeare (1564–1616). Er liefert mit *Sturm und Drang* das Drama, dessen Titel der Zeit als plakative Parole dient und der Epoche zu ihrem Namen verhilft, auch wenn das Stück selbst formal wie inhaltlich weit weniger als Modelldrama der Periode herhalten kann. In der Forschung sind K.s Werke wenig besprochen, Hering bezeichnet ihn 1966 als „unbekannten Klassiker“ (Hering 1966, 3), Segeberg konstatiert noch 2001 seine marginale Rolle gegenüber dem rezeptionsmächtigen Freund Goethe (vgl. Segeberg 2001, 179). Weniger als 20 Forschungsbeiträge sind zwischen 2000 und 2012 erschienen. Die 2012 vorgelegte Dissertation von Anna Poeplau ist auf weite Sicht die erste monographische Einzelstudie, die sich der Dramen K.s und damit der zentralen Werke der SuD-Periode annimmt, und darf als willkommener Versuch gelten, dem Werk des Autors im Wissenschaftsdiskurs der Autorengeneration um 1800 mehr Gewicht zu verleihen.

K. wird am 17. 2. 1752 als mittleres von drei Kindern in ärmlichen Verhältnissen in Frankfurt a.M. geboren. Bereits mit acht Jahren wird er Halbweise, denn 1760 stirbt sein Vater, Johannes Klinger, der aus bäuerlichen Verhältnissen stammte und sich als Konstabler und Büchsenmeister bei der städtischen Artillerie in Frankfurt seinen Lebensunterhalt verdiente. K. wächst mit seinen beiden

Schwestern in der Unterschicht des reichstädtischen Bürgertums auf; ein Umstand, der literarisch in seinem Werk nicht verarbeitet wird. Seine Mutter, Cornelia Margareta Dorothea, geb. Fuchs, muss die Familie als Krämerin und Wäscherin ernähren. K. steuert schon während der Schulzeit Geld hinzu, das er mit Nachhilfestunden, als Kurrendesänger und Ofenheizer der Schule verdient. Von der schwierigen Situation der Jugendzeit handelt ein Brief an Lenz, der in der zweibändigen Biographie von Max Rieger (1880/1896) nicht abgedruckt ist und mit der Formulierung anhebt: „Hier haben Sie meine Geschichte.“ (Schmidt 1888, 10 f.) K. wird es durch einen Gönner aus der Nachbarschaft, den Gymnasialprofessor Zink, ermöglicht, das Gymnasium zu besuchen. Wohl gegen Ende seiner Schulzeit findet er Anschluss an die Dichter, die sich um den jungen Goethe scharen, unter ihnen Heinrich Leopold Wagner und Johann Georg Schlosser. In K.s Wohnung in der Rittergasse versammelt man sich sonabendlich zu ersten konspirativen Treffen, darunter der Musiker Philipp Christoph Kayser (1755–1823), den K. 1778 in Zürich wiedertreffen wird, sein späterer Brieffreund Ernst Schleiermacher (1755–1844), Lenz, Wagner und Goethe, die sich ganz oder zeitweilig in Frankfurt aufhalten.

Goethe unterstützt den Jugendfreund finanziell, sodass dieser 1774 ein Jurastudium in Gießen beginnen kann und durch dessen Vermittlung bei dem Juristen Ludwig Julius Höpfner (1743–1797) unterkommt. Von der Wertschätzung Goethes gegenüber K. zeugt dessen positive Darstellung in *Dichtung und Wahrheit* (1811–1833), ein in vielen Punkten auch literarisches Porträt, das die Bewertung K.s und seiner Werke nachhaltig beeinflusst hat. Das Studium bricht K. jedoch nach zwei Jahren ab. K.s Biograf Rieger bezeugt dessen



Leseeifer und meint damit literarische vor juristischen Werken. Das finanzielle Engagement Goethes geht soweit, dass er K. das Manuskript seiner Fastnachtsspiele überlässt, damit er dieses an einen Verleger verkaufen und den Gewinn zur Lebenshaltung einbehalten kann (vgl. Rieger 1880. Bd. 1, 26).

Mit 23 Jahren reüssiert K. als Dramatiker. Seine ersten Stücke erscheinen in kurzer Folge. Nach *Otto* (1775), einem Ritterdrama mit stofflichen und formalen Parallelen zu Goethes *Götz von Berlichingen* (1773) und Shakespeares *King Lear* (1607/1608), folgt noch im selben Jahr *Das leidende Weib* (1775), eine zeitgenössische Tragödie über den Ehebruch. Die bei K. mitunter recht explizit durchscheinenden Prätexte werden dabei jedoch weniger nachahmend – wie ihm dies von der zeitgenössischen Literaturkritik vorgeworfen wird – als vielmehr produktiv im Sinne eines intertextuellen Spiels in die Texte eingearbeitet. Eine mit neueren Forschungsmethoden und -fragen operierende Aufarbeitung dieser Bezugnahmen und ihrer Funktionen in den Dramentexten ist bislang nur in Ansätzen geleistet (vgl. Poeplau 2012, 11 ff.).

1776 legt K. gleich drei weitere dramatische Arbeiten vor: das mit Exotismen ausgestaffierte Schauspiel *Simsone Grisaldo*, das im Italien der Renaissance angesiedelte Schauspiel *Die neue Arria* sowie das von der Forschung vielfach gewürdigte Drama *Die Zwillinge*, das vor allem in der besonderen Behandlung des Bruderzwists, der Zuspitzung auf das fragwürdige Erstgeburtsrecht der Zwillinge, hervorsteicht.

Auf das Szenario der vermeintlichen Preisverleihung und den mit der ‚Auszeichnung‘ einhergehenden Ruhm für *Die Zwillinge* wird immer wieder verwiesen (zuletzt Poeplau 2012, 21). Außer Frage steht, dass K. durch die Veröffentlichung einer breiten Öff-

fentlichkeit auch namentlich bekannt wird, da seine ersten Werke anonym erscheinen. K.s Stück wird aufgrund motivischer Übereinstimmungen der Vorzug gegenüber Johann Anton Leisewitz' *Julius von Tarent* (1776) für den angekündigten Druck von Originalstücken gewährt; es handelt sich dabei jedoch weder um einen Wettbewerb noch ein Preisausschreiben, sondern um eine vom Direktor der Ackermannschen Theatertruppe, Friedrich Ludwig Schröder (1744–1816), initiierte Fördermaßnahme.

Noch als Gießener Student eingeschrieben, verfasst K. im Winter 1775/1776 *Die neue Arria*. In diese Zeit fällt wohl auch die Beschäftigung mit Petrarca (1304–1374), von dem er mehrere Kanzenen übersetzt und die der Nebenhandlung um die Malerstochter Laura in Analogie zu Petrarcas gleichnamiger Muse Kontur verleiht. Ein *Pyrrhus*-Drama, mit dem sich K. 1775 beschäftigt und das sich dem militärischen Wirken des griechischen Feldherrn unter Berücksichtigung von Plutarchs (ca. 45–120 n. Chr.) *Lebensbeschreibungen* widmet, bleibt Fragment.

1776 arbeitet er an *Die Zwillinge*, an *Pyrrhus* und schließlich *Simsone Grisaldo*, welches er kurz nach seiner Ankunft in Weimar fertigstellt (vgl. Brief von Wieland an Merck, zit. bei Rieger 1880. Bd. 1, 177). K. entwirft damit in kurzer Folge – mit Ausnahme des zeitkritischen, gegenwartsnahen Stücks *Das leidende Weib* – eine Reihe von Dramen mit historisch wie topographisch weit gespreizten Themen und ständisch hochgestellten Protagonisten. Diese werden in der Forschung durchgängig als polternde, genialische Kraftstücke im Sinne des SuD eingeschätzt (vgl. Ueding 1981, 9 f.). Das Unvermögen, sprachliche Gefasstheit und kompositionelle Ordnung einzuhalten, kann allerdings auch als ein Abtasten dramatischer Grenzbereiche



im Sinne einer brüchig gewordenen Formenstrenge und bewussten Abgrenzung gegenüber überkommenen Dramentypen bewertet werden. Die Kraftmenschen K.s wirken dabei merklich hilflos in den dramatischen Versuchsanordnungen, in denen sie vorgeführt werden. Mitunter verlieren sie, wie Otto in dem gleichnamigen Ritterdrama, ganz die Führung über die dramatische Handlung. Die theatrale Lösung der Konflikte liegt in den meisten Fällen im tödlichen Abgang, was im Hinblick auf *Die Zwillinge* oder *Otto* als Scheitern an den Bedingungen der Welt angesehen werden muss. Der eigentliche Konflikt des Dramas hat dabei als Problemstellung über den Text hinaus Bestand. Versöhnliche Ausgänge bietet K. in den Schauspielen *Simsons Grisaldo* und *Sturm und Drang* an. Hier jedoch unterliegt die harmonisch angesetzte Lösung der Ironie und der Verschiebung ins Karikaturhafte.

Nach seinen ersten Erfolgen als Dramatiker bricht K. 1776 das Studium ab, das er ohnehin nicht sehr forciert vorangetrieben zu haben scheint, und folgt unaufgefordert seinem Mentor Goethe nach Weimar. An Boie (1744–1806) schreibt er bereits am 13. 1. 1776: „Mir ist alles akademische Leben verhaßt. Nach Göttingen mag ich gar nicht. Was soll ich dort?“ (zit. nach Rieger 1880. Bd. 1, 380, Brief VIII) Das Drama *Sturm und Drang*, zunächst mit dem Titel *Wirrwar* versehen, erscheint 1777 und wird wohl während seines Aufenthalts in Weimar verfasst. In seinem Abstraktionsbestreben – die Handlung spielt durchweg in einem Gasthaus irgendwo in Amerika – und einem wenig glaubhaften Zusammentreffen der über die Welt verstreuten, zu Teilen totgeglaubten Protagonisten ist dieses Stück sicherlich der experimentellste Versuch K.s, dramatische Kontingenz zur Disposition zu stellen und gängige Muster drama-

tischer Sinnhaftigkeit durch Überzeichnung zu unterlaufen.

Gedrängt durch seine anhaltend prekäre finanzielle Situation verfolgt K. in Weimar mehrere Pläne. So will er zum einen eine militärische Laufbahn einschlagen und sich unter englischer Flagge nach Amerika zum Unabhängigkeitskrieg einschiffen lassen. Zum anderen lernt er in Gotha Christoph Kaufmann kennen, den selbsternannten Genieapostel des SuD, der ihn nachhaltig beeinflusst. Aus einem Brief ist zu erfahren, dass er vorhat, mit diesem nach Dessau zu gehen und sich als Lehrer im Philanthropinum, einem von Basedow (1724–1790) gegründeten, reformerischen Gymnasium, anstellen zu lassen (vgl. Rieger 1880. Bd. 1, 401, Brief XXV). Nach einigen Spannungen, die vielleicht auf dem enthusiastischen Verhältnis zu Kaufmann fußen, kommt es im Herbst 1776 zu einem Bruch mit Goethe, dessen Ursachen bis heute nicht geklärt sind. Goethe schreibt sowohl an Merck (1741–1791) als auch an Lavater im September mit fast gleichem Wortlaut, K. sei ihm „wie ein Splitter im Fleisch, er schwürt, und wird sich herauschwüren leider“ (Goethe an Lavater, zit. nach Rieger 1880. Bd. 1, 164). Im Brief an Merck fügt er alliterativ eine „harte Heterogeneität“ (Goethe an Merck, zit. nach ebd.) hinzu, die keine weitere Explikation erfährt.

Von Goethes mehrere Seiten umfassenden Bemerkungen über K. im 14. Buch von *Dichtung und Wahrheit* zehren die biographischen Beschreibungen. Goethe baut K. hier – nach dem Bruch 1776 war es um 1800 zu einer erneuten Annäherung aus der fernen Distanz zwischen St. Petersburg und Weimar gekommen – zum Idealtypus eines bürgerlichen ‚Selfmademan‘ auf, der mit seinen Fähigkeiten, „leichte Fassungskraft, vortreffliches Gedächtnis, Sprachengabe“ (MA 16, 639) sowie „Festigkeit und Beharrlichkeit“

(ebd.), über alle Maßen geeignet scheint, als Freund neben ihm zu bestehen. So erfährt der harte Bruch mit dem drei Jahre jüngeren Jugendfreund eine späte Kommentierung und prägt das Bild vom Gruppengefüge des SuD.

Vielzitiert ist auch Goethes Einschätzung, K. sei im höchsten Grade Rousseau-Adept und daher einer „der reinsten Jünger jenes Naturrevangeliums“ (MA 16, 640). Dass allerdings Rousseaus Erziehungsroman *Emile* (1762) sein „Haupt- und Grundbuch“ (ebd., 639) jener frühen Jahre gewesen sei, fußt sicherlich auf der späten Korrespondenz der beiden Jugendfreunde, die K. als Aktivist im Sinne Rousseaus in reformpädagogischen Diensten Russlands ausweist. Prägend für den jungen K. – so lassen es die Damentexte erkennen – ist vor allem die Lektüre der *Julie* (1761).

K. reist 1776 von Weimar ab und fährt zur Buchmesse nach Leipzig. Dort trifft er auf Abel Seyler (1730–1800), den Leiter der bekannten Schauspieltruppe. Von diesem wird er kurze Zeit später als Theaterdichter verpflichtet, was ihm ein festes Gehalt einbringt. K. nimmt die Stellung auch mangels fehlender Alternativen dankbar an und hofft, Mutter und Schwestern nun finanziell unterstützen zu können. Er begleitet die Truppe ins Winterquartier nach Dresden und ist im Frühjahr zur Messe wieder in Leipzig, wo *Sturm und Drang* zur Saisoneroöffnung aufgeführt wird. K. verbringt die nächsten anderthalb Jahre bei Seyler. Durch die Theaterarbeit und wechselnde Spielorte knüpft er neue Kontakte, trifft u. a. Wilhelm Heinse und Lessing (1729–1781). Die Zeit des Herumfahrens hemmt jedoch die eigene literarische Produktion, denn K. ist nun hauptsächlich damit beschäftigt, Bühnenfassungen für Stücke zu schreiben und als Dramaturg tätig zu sein. Stationen seiner Aufenthalte sind Dresden, Mannheim, Köln, Frankfurt und Mainz.

Trotz der hohen Arbeitsbelastung arbeitet K. an *Stilpo und seine Kinder*, einem Stück, das wie *Otto*, *Simsone Grisaldo* oder *Die Zwillinge* Kritik an korrupten Staatssystemen und Machtmissbrauch vorführt, in das der familiäre Konflikt um Stilpo eingebettet wird. Im Sommer 1777 entsteht das dramatische Fragment *Der verbannte Göttersohn*, eine Satire, die sicherlich nicht zur Aufführung gebracht werden sollte.

Im Herbst des Jahres 1777 beginnt K. – immer noch mit finanziellen Problemen belastet – einen Unterhaltungsroman zu schreiben; so entsteht *Orpheus*, ein heiter-ironischer Roman in der Tradition der Contes des fées, in dessen Mittelpunkt der schöne Jüngling Bambino und seine mehr oder minder erotischen Abenteuer auf der Suche nach seinem abhandengekommenen Männlichkeitsausweis stehen. Die ersten beiden Teile dieses auf Fortsetzung angelegten Werks erscheinen im Folgejahr 1778. Aus nicht geklärten Ursachen verlässt K. im selben Jahr die Seylersche Truppe. Er reist zu Schlosser nach Emmendingen, dem inzwischen verwitweten Schwager Goethes, und sieht Lenz wieder, der dort bereits untergekommen ist, physisch und psychisch angeschlagen. K. hofft erneut, eine militärische Karriere in Angriff nehmen zu können. Die Bemühungen von Schlosser und Gottlieb Konrad Pfeffel (1736–1809), K. über Kontaktaufnahme zu Benjamin Franklin (1706–1790) in das amerikanische Heer aufnehmen zu lassen, scheitern jedoch. Im Mai 1778 lässt er sich für den Bayerischen Erbfolgekrieg anwerben und ist als Leutnant im österreichischen Dienst in Böhmen im Einsatz. 1780 schreibt er an Schleiermacher, dass er etliche seiner Manuskripte dem Feuer überantwortet habe, glücklich, dem Schriftstellerdasein entronnen zu sein (vgl. Rieger 1880. Bd. 1, 427, Brief LV).

Nach dem Ende des Krieges – der Friedensschluss im Mai 1779 trifft K. hart, da er erneut um seine militärische Karriere bangen muss – kehrt K. nach Emmendingen zu Schlosser zurück. Ein kurzes Intermezzo stellt der Besuch bei seinem Jugendfreund, dem Komponisten Kayser, in Zürich dar. Hier tritt er einer freimaurerischen Loge bei.

K. schreibt das Lustspiel *Der Derwisch*, das sich in seiner Anlage und komplexen Szenengestaltung nicht um Aufführbarkeit schert. Im Winter 1779 erweitert er den *Orpheus*-Roman auf sieben Teile. Er hatte kontinuierlich daran weitergearbeitet und zwischenzeitlich zwei weitere Teile publiziert. Unter dem Titel *Prinz Formosos Fiedelbogen und der Prinzessin Sanaclara Geige, oder Geschichte des großen Königs* erscheinen weitere Teile als eigenständiges Buch. K. integriert sogar ein ganzes Drama in diese Romanhandlung: *Prinz Seiden-Wurm der Reformator oder die Kron-Kompetenten, ein moralisches Drama aus dem fünften Theil des Orpheus*. Diese satirische Harlekinade wurde 1780 auch als Einzeldruck veröffentlicht. *Der Derwisch* und *Prinz Seidenwurm* stehen in der Tradition der politischen Satire.

Durch erneute Vermittlung von Schlosser gelangt K. über den späteren württembergischen Herzog Friedrich Eugen (1732–1797) an den Petersburger Hof. Zuvor aber begibt er sich ein weiteres Mal in die Schweiz. Dort trifft er Lavater und den Basler Kaufmann Jakob Sarasin (1742–1802). Zusammen verfassen sie den Beginn eines Romans als Satire auf Christoph Kaufmann, eine kritische Abrechnung mit dem selbsternannten Genieapostel, womit auch in Hinsicht auf das zeitweilige Vorbild für K. ein Schlussstrich gezogen zu sein scheint. Dieser Roman, dessen Autorschaft zu weiten Teilen auf K. zurückzuführen ist (vgl. Osterwalder 1979, 56), wird unter dem

weitschweifigen Titel *Plimplamplasko, der hohe Geist (heut Genie). Eine Handschrift aus den Zeiten Knipperdollings und Doctor Martin Luthers* (1780) veröffentlicht. Ab September ist K. beim russischen Thronfolger, Großfürst Paul (1754–1801), in Petersburg als Leutnant des Marinebataillons angestellt und erhält damit den Adelstitel. Zugleich ist er als Vorleser für dessen Frau Maria Fjodorowna (1759–1828), vormals Sophie Dorothee Prinzessin von Württemberg, tätig, die seit 1776 die zweite Frau des Fürsten ist und 1797 an dessen Seite Kaiserin von Russland wird. K. ist im Gefolge des Fürstenpaares, das 1781/1782 unter dem Pseudonym der Grafen zu Severny durch Europa reist. Diese Reise führt über Wien, Italien und Paris auch nach Deutschland. Unterwegs trifft K. erneut Friedrich Ludwig Schröder, der zu diesem Zeitpunkt Leiter des Wiener Hof- und Nationaltheaters ist, und überlässt ihm ein Lustspiel mit dem Titel *Die falschen Spieler*, das Anleihen an Schillers *Die Räuber* (1781) enthält. Noch während der Europareise vollendet K. das Drama *Elfride* (1783). Nach seiner Rückkehr hat er Russland bis zu seinem Tod 1831 nicht mehr verlassen. Bis 1790 lassen sich noch dramatische Tätigkeiten nachweisen, so entsteht 1782 das Lustspiel *Der Schwur*, 1785 folgt *Der Günstling*, das Ostern 1786 in Hamburg uraufgeführt wird. K. widmet sich zusehends der Prosa und entwirft einen Romanzyklus (vgl. Hering 1966, 258 ff.).

Der von der Forschung konstatierte Wandel im Schaffen K.s und die Abkehr von Themen und Vermittlungsstrategien des SuD lässt sich sowohl auf formaler wie dramaturgischer Ebene in den Dramen der Zeit ablesen. Wichtiges Zeugnis stellt hierfür die Vorrede seiner Sammlung von Theaterstücken von 1786 und überhaupt die Auswahl von Stücken dar, die K. hier vornimmt, zumal für

die ersten Jahrzehnte seines Schaffens keine theoretischen oder poetologischen Äußerungen vorliegen. „Was sich in dieser Sammlung befindet, erkenn' ich an“, so hebt die Vorrede im ersten Band an (F.M. Klinger's Theater 1786. Bd. 1, unpag.). Entsprechend finden die Frühwerke *Otto* und *Das leidende Weib* in der Ausgabe keine Berücksichtigung, andere, wie *Simsons Grisaldo*, erscheinen erst im vierten Teil und wirken durch die Außerkraftsetzung der Werkchronologie zurückgesetzt. Rückblickend wertet K. seine Frühwerke in dieser Sammlung ab und sucht sich als bürgerlich gesetzter Autor zu konsolidieren. Diese Positionierung zu seinen Dramen, die der späten Einschätzung Goethes in *Dichtung und Wahrheit* entspricht, hat der ohnehin wenig positiv gesinnten frühen Forschung einen Grund mehr gegeben, hier in das vom Autor selbst forcierte Bild, das freilich unter dem Eindruck der neuen Lebensbestimmung als hochrangiger Militär in Russland steht, mit einzustimmen (vgl. Hering 1966, 108 ff.; Osterwalder 1979, 37 ff.).

1788 heiratet K. in St. Petersburg Elisabeth Alexejewa (1761–1844), eine illegitime Tochter des Fürsten Grigorij Orlov und der Fürstin Helena Stepanowa Kurakin. Von seinen drei Söhnen sterben zwei früh.

Die 1780er Jahre sind von der militärischen Karriere K.s geprägt. Von 1783 bis 1785 nimmt er als Oberleutnant im Infanterieregiment an den Operationen gegen die Türkei im Moldaugebiet teil. Anschließend wird er als Kadettenoffizier in das Petersburger Landkadettenkorps aufgenommen, wo er als Militärpädagoge Ruhm erlangt. 1801 wird er zum Generalmajor und Leiter des Kadettenkorps ernannt. So obliegt ihm nach der Jahrhundertwende die Neuordnung der Ausbildung des Offiziersnachwuchses. K.s Aufstieg zu leitenden militärischen und bildungspoliti-

schen Ämtern vollzieht sich dabei im Zuge der Liberalisierung nach der Thronbesteigung von Zar Alexander I. (1777–1825). Ab 1803 ist er zudem Kurator des Schulbezirks und der Universität Dorpat. Durch seine Einbindung in das Bildungsministerium hat K. großen Einfluss auf die Reform des Schulwesens in Russland.

Das letzte Jahrzehnt von K.s schriftstellerischer Tätigkeit ist ausschließlich Romanwerken gewidmet. Das umfangreiche Korpus bleibt jedoch Fragment. 1816 bittet K. um seine Entlassung und Entbindung vom Kuratorenamt, fünf Jahre später legt er auch seine restlichen Ämter nieder. Er zieht sich danach aus dem öffentlichen Leben zurück. K. stirbt am 25. 2. 1831 in Dorpat. Seine Privatbibliothek ist als Schenkung der Witwe 1844 in die Bestände der Universität Dorpat übergegangen.

K. ist von der literaturwissenschaftlichen Forschung im Vergleich zu anderen Hauptautoren des SuD wie Goethe oder Lenz merklich vernachlässigt worden. In der älteren Literaturgeschichte findet er zwar als Persönlichkeit eine durchaus positive Würdigung, seine Werke werden aber zumeist einer biographischen Lesart unterstellt, die gerade den frühen Dramen eine abwertende Auslegung beschert. Max Riegers zweibändige Biographie (1880. Bd. 1; 1896. Bd. 2) bleibt auf weite Sicht die einzige Arbeit, die sich um eine Aufarbeitung bemüht. Rieger, ein Großneffe K.s, zeichnet in seiner umfassenden Studie in positivistischer Manier zahlreiche Lebensstationen und Entwicklungslinien des Autors nach und legt auch Beschreibungen der einzelnen Werke sowie eine rezeptionsgeschichtliche Einordnung vor. Der beige stellte Apparat liefert eine Auswahl von Briefen K.s, die noch der jüngsten Forschung als alleinige Bezugsquelle dienen. Weitere seien – so überliefert

Rieger – verbrannt. Fundierte Grundlagenforschung zum Werk K.s in neuerer Zeit fehlt. Die Sichtung von Beständen in St. Petersburg oder im estnischen Tartu (vormals Dorpat) hat der Teilherausgeber der Historisch-kritischen Ausgabe, Thomas Salumets, anscheinend zu Teilen vorgenommen, deren Dokumentation ist jedoch nur für die bislang erschienenen Bände einzusehen. Noch 2000 konstatiert Pott, dass die K.-Forschung stagniert (vgl. Pott 2000, 237). Neuerdings hat Poeplau in ihrer Dissertation den Versuch unternommen, den Dramatiker K. in seinem ganzen Schaffen monographisch zu würdigen (vgl. Poeplau 2012). Daneben bleibt es jedoch als Manko zu verzeichnen, dass die Historisch-kritische Werkausgabe, die seit 1978 im Niemeyer Verlag erscheint und allein in der Lage wäre, den komplexen Werkbestand und die unterschiedlichen Textfassungen umfassend aufzuarbeiten, nur schleppend vorangeht und Grundlagentexte wie abseits liegende Dramen (die anvisierten Bände 3 und 4) sowie die erhaltenen Briefe der Zeit damit bislang editorisch nicht gesichert erschlossen sind.

Poeplau und Pott sehen die Abwertung von K.s Schaffen gegenüber anderen SuD-Autoren denn auch vor allem in der Zersplitterung des Werkkorpus und dem Fehlen der Gesamtausgabe begründet (vgl. Poeplau 2012, 9; Pott 2000, 388). Die Entstehungs- und Editionsgeschichten der einzelnen Werke K.s erscheinen hinsichtlich rascher Publikationsfolgen, verschleierte Autorschaften und des Wechsels von Verlegern komplex. Auswahl Ausgaben, die K. selbst vorgenommen hat und denen er zu Teilen redigierte Textfassungen zugrunde legt, verunklären die Textsicherung.

In den letzten Jahren wurden vor allem Forschungen zu K.s erzählerischem Spätwerk vorgelegt. Teilausgaben haben zudem

die kanonische Fixierung auf bestimmte Werke aus seinem Œuvre begünstigt. Zum anderen trägt die wirkungsstarke Historiographie des 19. Jh.s dazu bei, das Bild K.s und die Einschätzung seiner Werke nachhaltig zu prägen (vgl. Pott 2000, 388). Einen kritischen Überblick über den Forschungsstand bietet Poeplau (vgl. 2012, 10 ff.). Die Forschung der ersten Jahrhunderthälfte ist bei Hering (vgl. 1966, 6 ff.) dargelegt. Dessen Versuch einer ausführlichen Bewertung des Gesamtwerks von 1966 steht jedoch noch unter dem Diktat der These von K.s Läuterung zum Klassiker, weshalb die Jugendwerke abgewertet werden. Manche Aussagen sind noch ganz vom Duktus älterer Literaturgeschichtsschreibung bestimmt und führen zu einer fortgesetzten Verzerrung in der Bewertung der Frühwerke, die Hering als Zeugnisse von „Angespanntheit und Verkrampfung“ (ebd.) liest.

Die jüngere Forschung diskutiert in Einzelstudien die Frage der Einordnung von negativen oder gar pathologischen Zügen von K.s Helden, insbesondere am Beispiel *Die Zwillinge*. Strittig erscheint dabei die Frage, ob die Modellierung seiner Charaktere als Abkehr vom SuD oder als integraler Bestandteil der Bewegung begriffen werden kann (vgl. Poeplau 2012, 11). Neuerdings finden die *Medea*-Dramen K.s im Rahmen komparatistischer Studien gesondert Beachtung (vgl. Glaser 2001; Luserke-Jaqui 2002; Stephan 2006; Lü 2009). Biographisch orientierte Neuansätze zur Bewertung K.s zeigen Ueding (1986) und Segeberg (2001). Vereinzelt finden sich Aufsätze zu einer Konturierung spezifischer Fragestellungen wie der Darstellung kultureller Differenzen in *Simone Grisaldo* (vgl. Hermes 2009).

Als Vertreter des SuD muss K. als eine zentrale Gestalt angesehen werden. Er verkehrt mit den meisten Mitstreitern der Bewe-



gung freundschaftlich und gehört sicherlich zu den produktivsten Kräften der Gruppe. Die Ausrichtung auf die dramatische Kunst in den frühen Jahren seines Schaffens bürgt für die politische und öffentlichkeitswirksam-gesellschaftskritische Stoßrichtung, der sich die SuD-Autoren verschrieben haben. Eine Neubewertung seiner Dramen muss sich vom Ballast der Historiographie des 19. Jh.s befreien und von kanonischen Fixierungen lösen. Ein unverstellter Blick auf die frühen dramatischen Werke kann Ansätze zu einer modernen Dramaturgie freilegen, die sich Strukturwillen, Ordnung und Kohärenz durch absichtsvolle Überzeichnung und Außerkraftsetzung unter Einsatz jugendlicher Mutwilligkeit entgegensetzt.

## Werke

[Klinger, Friedrich Maximilian:] Otto. Ein Trauerspiel. Leipzig 1775. – [Ders.:] Das leidende Weib. Ein Trauerspiel. Leipzig 1775. – Die Zwillinge. Ein Trauerspiel, in: Hamburgisches Theater, Erster Band, Hamburg 1776. – [Ders.:] Die neue Arria. Ein Schauspiel. Berlin 1776. – [Ders.:] Simsone Grisaldo. Schauspiel in fünf Akten. Berlin 1776. – Sturm und Drang. Ein Schauspiel. Berlin 1777 [mit Erscheinungsvermerk o.O. 1776]. – Szenen aus Pyrrhus Leben und Tod, einem Schauspiel, in: Deutsches Museum 1776. Bd. 1, St. 3 (März), 236–253. – [Ders.:] Der verbannte Göttersohn. Erste Unterhaltungen. Gotha 1777. – Orpheus, eine Tragisch-Komische Geschichte. Genf 1778–1780. – [Ders.:] Stilpo und seine Kinder. Ein Trauerspiel in fünf Akten. Basel 1780. – Prinz Seidenwurm der Reformator oder die Kron-Komponenten. Ein moralisches Drama, aus dem 5. Theil des Orpheus. Genf 1780. – [Ders.:] Der Derwisch. Eine Komödie in fünf Aufzügen. Ormus 1780. – Prinz Formosos Fiedelbogen und der Prinzessin Sanaclara Geige, oder Geschichte des großen Königs. Vom Verfaßer des Orpheus. Genf 1780. – Plimplamplasko, der hohe Geist (heut Genie). Eine Handschrift aus Zeiten Knipperdollings und Doctor Martin Luthers. Zum Druck befördert von einem Dilettanten der Wahrheit; und mit Kupfern geziert von einem Dilettanten der Kunst.

[Basel] 1780. – Die falschen Spieler. Ein Lustspiel in fünf Aufzügen. Wien 1782. – Der Schwur [in der 2. Fassung: Der Schwur gegen die Ehe], in: Friedrich Maximilian Klinger's Theater. Riga 1786 [2. Fassung 1797]. – Elfride. Eine Tragödie. Basel 1783. – Die Geschichte vom Goldenen Hahn. [Gotha] 1785. – Konradin. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen; von 1784, in: Friedrich Maximilian Klinger's Theater. Riga 1786. – Der Günstling. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen, in: Friedrich Maximilian Klinger's Theater. Riga 1787. – Medea [in der 2. Fassung: Medea in Korinth], in: Friedrich Maximilian Klinger's Theater. Riga 1787 [2. Fassung St. Petersburg u. Leipzig 1791]. – Aristodymos. Ein Trauerspiel in fünf Akten, in: Friedrich Maximilian Klinger's neues Theater. Bd. 1, St. Petersburg u. Leipzig 1790. – Roderico. Ein Trauerspiel in fünf Akten, in: Friedrich Maximilian Klinger's neues Theater. Bd. 1, St. Petersburg u. Leipzig 1790. – Damokles. Ein Trauerspiel in fünf Akten, in: Friedrich Maximilian Klinger's neues Theater. Bd. 2, St. Petersburg u. Leipzig 1790. – Die zwei Freundinnen. Ein Lustspiel in fünf Akten. Ein Trauerspiel in fünf Akten, in: Friedrich Maximilian Klinger's neues Theater. Bd. 2, St. Petersburg u. Leipzig 1790. – Bambino's sentimentalisch-politische, comisch-tragische Geschichte. 4 Bde., St. Petersburg u. Leipzig 1791. – Medea auf dem Kaukasus. Ein Trauerspiel. St. Petersburg u. Leipzig 1791. – Fausts Leben, Thaten und Höllenfahrt. In fünf Büchern. St. Petersburg 1791. – Geschichte Gifars des Barmeciden in fünf Büchern. Ein Seitenstück zu Fausts Leben, Thaten und Höllenfahrt. St. Petersburg 1792–1794. – Geschichte Raphaels de Aquillas in fünf Büchern. Ein Seitenstück zu Fausts Leben, Thaten und Höllenfahrt. St. Petersburg u. Leipzig 1793. – Reisen vor der Sündfluth. Bagdad [Riga] 1795. – Der Faust der Morgenländer, oder Wanderungen Ben Hafis, Erzählers der Reisen vor der Sündfluth. Bagdad [Leipzig] 1797. – Geschichte eines Teutschen der neuesten Zeit. Leipzig 1798. – Sahir, Eva's Erstgeborener im Paradiese. Tiflis [Riga] 1798. – Der Weltmann und der Dichter. Leipzig 1798. – Das zu frühe Erwachen des Genius der Menschheit. Köln 1803. – Betrachtungen und Gedanken über verschiedene Gegenstände der Welt und der Literatur. 3 Bde. Köln 1803–1805. Goethe, Johann Wolfgang: MA 16, 639–640.



## Forschung

- Elschenbroich, Adalbert: Klinger, Friedrich Maximilian, in: NDB 12 (1979), 83–89.
- Glaser, Horst Albert: Medea. Frauenehre – Kindsmord – Emanzipation. Frankfurt a.M. 2001.
- Goedeke 4.1, 800–811.
- Hering, Christoph: Friedrich Maximilian Klinger. Der Weltmann als Dichter. Berlin 1966.
- Hermes, Stefan: Zivilisierte Barbaren. Figurationen kultureller Differenz in Lenz' *Der neue Menoza* und Klingers *Simone Grisaldo*, in: *Wirkendes Wort* 59.3 (2009), 359–382.
- Hettner, Hermann: Geschichte der deutschen Literatur im achtzehnten Jahrhundert. Drittes Buch: Das klassische Zeitalter der deutschen Literatur. Erste Abtheilung: Die Sturm- und Drangperiode. Erste Auflage. Braunschweig 1869/1870.
- Killy 6, 387–389.
- Kosch 8, 1335–1338.
- Luserke-Jaqui, Matthias: Medea. Studien zur Kulturgeschichte der Literatur. Tübingen u. Basel. 2002.
- Luserke, Matthias: Sturm und Drang. Autoren – Texte – Themen. Bibliographisch ergänzte Ausgabe. Stuttgart 2010.
- Lü, Yixu: Medea unter den Deutschen. Wandlungen einer literarischen Figur. Freiburg 2009.
- Müller, Michael: Philosophie und Anthropologie der Spätaufklärung. Der Romanzyklus Friedrich Maximilian Klingers. Passau 1992.
- Osterwalder, Fritz: Die Überwindung des Sturm und Drang im Werk Friedrich Maximilian Klingers. Die Entwicklung der republikanischen Dichtung in der Zeit der Französischen Revolution. Berlin 1979.
- Poeplau, Anna: Selbstbehauptung und Tugendheroismus. Das dramatische Werk Friedrich Maximilian Klingers zwischen Sturm und Drang und Spätaufklärung. Würzburg 2012.
- Pott, Sandra: Imbecillitas und Genius. Überlegungen für eine Interpretation der „philosophische[n] Romane“ Friedrich Maximilian Klingers vor dem Hintergrund differenzierender Wertungen in der Literaturhistoriographie des 19. (und 20.) Jahrhunderts, in: *Kunst und Wissenschaft um 1800*. Hg. v. Thomas Lange u. Harald Neumeyer. Würzburg 2000, 237–258.
- Rieger, Max: Friedrich Maximilian Klinger. Sein Leben und Werke. 2 Bde. Darmstadt 1880/1896.
- Schmidt, Erich: Auszug einer Stelle aus einem Briefe des Herrn Klinger aus Giessen, eines gebohrnen Frankfurters an Lenzen, in: *GJb* 9 (1888), 10–11.

Schmidt, Erich: Klinger, Friedrich Maximilian, in: ADB 16 (1882), 190 ff.

Segeberg, Harro: Friedrich Maximilian Klinger: Ein Beitrag zur Geschichte der Gegen-Klassik, in: *Klassik und Anti-Klassik: Goethe und seine Epoche*. Hg. v. Ortrud Gutjahr u. Harro Segeberg. Würzburg 2001, 279–293.

Smoljan, Olga: Friedrich Maximilian Klinger. Leben und Werk. Weimar 1962.

Stephan, Inge: Medea. Multimediale Karriere einer mythologischen Figur. Köln 2006.

Ueding, Gert: Friedrich Maximilian Klinger. Ein verbannter Göttersohn. Lebensspuren 1752–1831. Eine Auswahl aus dem Werk. Hg. v. Gert Ueding. Stuttgart 1981.

*Constanze Baum*

## Klopstock, Friedrich Gottlieb

\* 2. 7. 1724 Quedlinburg, † 14. 3. 1803 Hamburg

Friedrich Gottlieb Klopstock war in der Empfindsamkeit und im SuD Kult, ein „Abgott der Jugend“ (NA 20, 457), wie Schiller 1795 in kritischer Rückschau schrieb. In Goethes Briefroman *Die Leiden des jungen Werthers* (1774) wird „Klopstock!“ für Lotte und Werther zur „Losung“, die einen ganzen „Strom von Empfindungen“ auslöst. (WA 19, 36) Und die Geniekonzepte des SuD wurden durch K.s Selbststilisierung zum gottgleichen Künstler bestätigt (vgl. Goedeke 4.1, 153; Alt 1996, 153f.). Die Losung ‚Klopstock‘ stand für das neue Selbstbewusstsein der bürgerlichen Intellektuellen, für die Einzigartigkeit des Einzelnen und die Gleichheit in der Gemeinschaft und für die Aufwertung des Gefühls. Um das zu erreichen, hatte K. auch poetologisch neue Wege eröffnet: Der antiken Dichtkunst mit ihrer strengen Regelmäßigkeit stellte er eine vermeintlich urdeutsche Tradition an die Seite, die Bardenliteratur. Ähnlich wie bei ‚Ossian‘ handelte es sich dabei

um eine Projektionsfläche für Konzepte von Natürlichkeit und Ursprünglichkeit. Aus der Sehnsucht nach einer geschichtlichen Identität entsprang ein Vaterlandspathos, das durchaus offen für Chauvinismus war (vgl. Blitz 1996, 82–97). Besonders in der Lyrik etablierte K. einen ganz neuen Formenkanon, indem er sich die antike Metrik aneignete, sie modifizierte und auch eigene Strophen erfand, wobei er alternierende Metren und Reime mied. K. trieb die Individualisierung von Versgruppen schließlich so weit, dass sie in kein Strophenschema mehr passten und schrieb damit die ersten freien Rhythmen.

Die Grundlagen seiner Bildung, profunde Kenntnisse der griechischen und lateinischen Literatur und Geschichte sowie der Bibel, erwarb K. auf der Fürstenschule Pforta. 1745 nahm er das Studium der Theologie und Philosophie auf, zunächst in Jena, dann in Leipzig. Dort veröffentlichte er 1748 die ersten drei Gesänge des *Messias*, die ihn sofort bekannt machten. Nach einem halben Jahr bei Johann Jakob Bodmer (1698–1783) in Zürich reiste er 1751 nach Kopenhagen. Friedrich V. von Dänemark (1723–1766) zahlte ihm eine jährliche Pension unter der Bedingung, dass er den *Messias* vollende. In Kopenhagen war K. bald umgeben von einem politisch und literarisch interessierten Freundeskreis, zu dem auch Christian und Friedrich Leopold Graf zu Stolberg-Stolberg (1748–1821; 1750–1819) gehörten. Mit einigen Unterbrechungen blieb K. bis 1770 in Dänemark, dann zog er für den Rest seines Lebens nach Hamburg, wo er schnell zu einer zentralen Figur des geistigen Lebens wurde.

An seinem *Messias*-Epos, das Passion und Auferstehung Christi in 20 Gesängen beschreibt, arbeitete K. von 1748 bis 1773. Es ist das letzte bedeutende Beispiel dieser Gattung in der deutschen Literaturgeschichte, in der sich etwa zeitgleich der Roman etablierte (vgl.

Alt 1996, 152). Der *Messias* ist von K. durchaus als Erbauungsliteratur konzipiert worden (vgl. Auerchs 2006, 207f.) und als solche auch, sogar bis ins 19. Jh. hinein, gelesen worden, wodurch er eine große, vor allem weibliche Leserschaft erreicht hat. Aber der religiöse Gegenstand markiert keinen Rückfall in voraufklärerisches Denken, lediglich einen Affront gegen den Rationalismus der Frühaufklärung, wie ihn allen voran Johann Christoph Gottsched (1700–1766) vertrat. K.s Darstellung unterwirft die biblischen Vorlagen einer ganz eigenen Perspektivierung, berücksichtigt den aktuellen Stand naturwissenschaftlicher Kenntnisse und räumt der Einbildungskraft hohen Stellenwert ein. In den Vordergrund treten subjektive Eindrücke und Erfahrungen, hinter denen die Ereignisse gelegentlich beinahe verschwinden. Weil es nicht mehr um die Wiedergabe eines als objektiv verstandenen Geschehens geht, öffnet sich hier ein Raum, der als Gegenwelt zur gesellschaftlichen Realität inszeniert werden kann. Dazu trägt entscheidend die Sprache bei: K. setzte das frühaufklärerische Gebot der Knappheit und Klarheit außer Kraft und prägte einen hochartifizialen Stil (eigenwillige Syntax durch Inversionen, gehäuft Partizipialkonstruktionen und zahlreiche Hyperbeln), der von seinen Gegnern als barocker Schwulst abgetan wurde (vgl. Alt 1996, 153 ff.).

K.s Oden, die erste Ausgabe erschien 1750 in Zürich, orientieren sich an Pindars (5. Jh. v. Chr.) pathetischem Ton, nicht länger an Horaz (65 v. Chr.–8 v. Chr.), der der frühen Aufklärung ein wichtiges Vorbild war. Auch in Goethes SuD-Lyrik finden sich dann freie Rhythmen und ein Pindar verpflichteter Stil (vgl. ebd., 153). Einzelne Texte K.s sind geradezu kanonisch geworden, etwa das Liebesgedicht *An Fanny* (1748), die Freundschaftsode *Der Zürchersee* (1750) oder, als Bei-

spiel einer spätaufklärerischen Naturdichtung, *Das Landleben/Die Frühlingsfeyer* (1771; in einer frühen Fassung schon 1759), jener Text, auf den sich Lotte im *Werther* bezieht (vgl. Ketelsen 1983, 245 f.).

Für seine Dramen *Hermanns Schlacht* (1769), *Hermann und die Fürsten* (1784) und *Hermanns Tod* (1787) wählte K. die Bezeichnung ‚Bardiet‘ in Anlehnung an ‚Barditus‘. So heißt bei Tacitus der germanische Schlachtgesang, den K. als Bardengesang auffasste. K.s Bardiet besteht aus Prosadialogen und freirhythmischen Chorgesängen, verzichtet auf eine Akteinteilung, behält aber die Einheit von Ort, Zeit und Handlung bei und thematisiert Heldentaten aus altgermanischer Zeit.

Neben den Freundschaftsgedichten (*An Ebert* [1748], *An Bodmer* [1750], *Der Zürchersee*) war es diese Bardenliteratur, die die Autoren des Göttinger Hain an K. faszinierte. Das „Codewort Klopstock“ (Leuschner 2002, 47) garantierte einen unanfechtbaren Konsens in poetologischen, politischen und sozialen Fragen und trug damit entscheidend zur Einheit der in sich heterogenen Gruppe bei. Den Kontakt zu K. stellten neben Heinrich Christian Boie (1744–1806), dem ersten Herausgeber des *Göttinger Musenalmanachs*, die Brüder Christian und Friedrich Leopold Stolberg her. K. gehörte zu den engsten Vertrauten ihrer Mutter und war in der gemeinsamen Zeit in Dänemark an der Erziehung der jungen Grafen beteiligt. Diese überreichten K. im April 1773 eine handgeschriebene Anthologie aus 91 Gedichten der Göttinger unter dem Titel *Für Klopstock*. K. bekundete seine Freude und versprach ausführliche schriftliche Anmerkungen zu allen Gedichten, die er jedoch bis auf wenige Ausnahmen schuldig blieb (vgl. Kelletat 1967, 356 ff.; Lüchow 1995, 161, 163 f. u. 167 ff.). Der Name ‚Hain‘, den sich der Dichterkreis im Sommer 1773 gab und der

dann in der Bezeichnung ‚Hainbund‘ in die Literaturgeschichte eingegangen ist, stammt aus K.s Ode *Der Hügel, und der Hain* (1767), der Wahlspruch der Göttinger („Der Bund ist ewig“) ist ein Zitat aus dem *Messias* (vgl. Lüchow 1995, 152 f.). Bei den wöchentlichen Versammlungen des Bundes lagen neben dem Bundesbuch, in das ausgewählte Werke der Mitglieder eingetragen wurden, die Gedichte von Karl Wilhelm Ramler (1725–1798) und K.s Oden auf dem Tisch. Zu Beginn jedes Treffens wurde eine Ode von K. oder Ramler deklamiert (vgl. Kelletat 1967, 350 f.). Man feierte K.s Geburtstag so, „wie ein deutscher Bund das Fest eines der größten Deutschen, mit Hermann, Luther und Leibniz, feiern muß“ (Voß an Brückner, zit. nach ebd., 355). 1773 hieß das, dass man einen Lehnstuhl mit K.s Werken an den Kopf der Tafel rückte und mit Blumen schmückte, unter diesem Stuhl Christoph Martin Wielands (1733–1813) Versroman *Idris und Zenide* (1768) in Fetzen ausbreitete, sich die Pfeifen mit Blättern aus Wielands Schriften anzündete und am Ende gar die *Idris* und ein Bild von Wieland verbrannte (vgl. ebd., 359). „Wieländchen“ (zit. nach ebd., 358), wie Friedrich Leopold Stolberg despektierlich schrieb, war K.s Antipode, den man der Galanterie beschuldigte. Auch Frankreich und die französische Kultur mussten als Feindbilder erhalten, in dieser Hinsicht gingen die jungen Hainbündler sogar weiter als ihr väterliches Vorbild (vgl. Blitz 1996, 96 u. 119 f.). An K. begeisterte sie vor allem „Patriotismus und Tugendrigorismus“ (Kemper 2002, 146). K.s literarischer Einfluss auf die Lyrik des Göttinger Hain ist immens, in zahlreichen Gedichten wird er zudem beim Namen genannt, in der Widmung, als Angeredeter oder Vorbild (vgl. etwa Friedrich Müllers Gedicht *Nach Hahns Abschied*, 1775). Andererseits boten die *Göttinger Musenalmanache*

K. eine willkommene Gelegenheit für Veröffentlichungen. Der herausragende *Musenalmanach auf das Jahr 1774* beginnt und endet mit einem Beitrag von K., dazwischen finden sich noch drei seiner Gedichte. Die Forschung schreibt den Paradigmenwechsel des Bundes von empfindsamer Liebeslyrik hin zu kämpferischer Vaterlandsliteratur unter anderem K.s *Weissagung* (1773) zu, jener Friedrich Leopold Stolberg gewidmeten Freiheitsode, die den Almanach auf 1774 beschloss: „Frey, o Deutschland, / Wirst du dereinst!“ (Göttinger Musenalmanach, 233; vgl. Lüchow 1995, 169 f.) Auch wenn K. 1774 dem Hainbund beitrug, blieb sein Interesse an der Literatur, die in diesem Kreis produziert wurde, gering. Einen Dialog auf Augenhöhe gab es wohl nie (vgl. Lüchow 1995, 176 u. 185).

Für K. hatte die Verehrung, die ihm entgegengebracht wurde, auch einen materiellen Aspekt: Er widmete sich ganz seinen Werken und musste von ihnen und den Zuwendungen seiner Mäzene leben. Seine *Gelehrtenrepublik* hatte K. 1774 im Selbstverlag herausgebracht. Interessierte waren aufgerufen, sich in Subskriptionslisten einzutragen und den Buchpreis vor dem Erscheinen zu entrichten (Pränumeration). Solche Strategien sollten dem Autor Unabhängigkeit von den Verlegern und Buchhändlern bringen, außerdem eine persönliche Verbindung zwischen Autor und Leserschaft stiften. K. schwebte ein Netzwerk vor, das die Position der Schriftsteller stärken sollte. Von den 3.500 Subskribenten der *Gelehrtenrepublik* sammelte Boie 414, zusätzlich erweiterte er durch seine zahlreichen Kontakte den Kreis der Kollekteure (vgl. ebd., 164–167). In der *Gelehrtenrepublik* gestaltete K. eine ‚heilige Cohorte‘ nach dem Vorbild des Göttinger Hain als Kern eines fiktiven Staats. Immer wieder bedeutete er den Bundesgenossen, sie sollten diese Vision in die Tat um-

setzen, und kündigte dazu weitere Hinweise und Erläuterungen an. Doch der Plan konkretisierte sich nicht, der Hainbund löste sich auf, K. hielt nur noch mit einzelnen der ehemaligen Mitglieder Kontakt und die *Gelehrtenrepublik* blieb ein Fragment (vgl. ebd., 185–192).

Schiller fasste K.s Wirkung in seiner Abhandlung *Über naive und sentimentalische Dichtung* (1795/1796) so zusammen: „Die Jugend, die immer über das Leben hinausstrebt, die alle Form fliehet, und jede Grenze zu enge findet, ergeht sich mit Liebe und Lust in den endlosen Räumen, die ihr von diesem Dichter aufgethan werden. Wenn dann der Jüngling Mann wird, und aus dem Reiche der Ideen in die Grenzen der Erfahrung zurückkehrt, so verliert sich vieles, sehr vieles von jener enthusiastischen Liebe, aber nichts von der Achtung, die man einer so einzigen Erscheinung, einem so außerordentlichen Genius, einem so sehr veredelten Gefühl, die der Deutsche besonders einem so hohen Verdienste schuldig ist“ (NA 20, 457 f.).

## Werke

Göttinger Musenalmanach auf das Jahr 1774. Faksimile-Nachdruck des Exemplars der Niedersächsischen Staats- und Universitäts-Bibliothek Göttingen. Mit einem Nachwort v. Albrecht Schöne. Göttingen 1962, 1–11 (*Drey Bardengesänge aus Herrmann und die Fürsten*), 14 (*Schlachtgesang*), 101–102 (*Vaterlandslied*), 117 (*Cidli*), 231 ff. (*Weissagung. An die Grafen Christian und Friedrich Leopold zu Stolberg*). – Der Göttinger Hain. Hg. v. Alfred Kelletat. Stuttgart 1967. – Klopstock, Friedrich Gottlieb: Der Messias. Gesang I–III. Text des Erstdrucks von 1748. Studienausgabe. Hg. v. Elisabeth Höpker-Herberg. Stuttgart 1986. – Oden. Auswahl u. Nachwort v. Karl Ludwig Schneider. Bibliographisch ergänzte Ausgabe. Stuttgart 1999. Goethe, Johann Wolfgang: WA I/19, 1–191 (*Die Leiden des jungen Werther* [!]).

Schiller, Friedrich: NA 20, 413–503 (*Über naive und sentimentalische Dichtung*).

## Forschung

Alt, Peter-André: Aufklärung. Lehrbuch Germanistik. Stuttgart u. a. 1996.

Auerchs, Bernd: Die Entstehung der Kunstreligion. Göttingen 2006.

Blitz, Hans-Martin: „Gieb, Vater, mir ein Schwert!“ Identitätskonzepte und Feindbilder in der ‚patriotischen‘ Lyrik Klopstocks und des Göttinger „Hain“, in: ders., Hans Peter Herrmann u. Susanna Moßmann: Machtphantasie Deutschland. Nationalismus, Männlichkeit und Fremdenhaß im Vaterlandsdiskurs deutscher Schriftsteller des 18. Jahrhunderts. Frankfurt a.M. 1996, 80–122.

Goedeke 4.1, 153–178.

Hurlebusch, Klaus: Klopstock und Goethe oder die „Erweckung des Genies“. Eine Revision ihres geistigen Verhältnisses. Halle 2000.

Kemper, Hans-Georg: Deutsche Lyrik der frühen Neuzeit. Bd. 6.3: Sturm und Drang: Göttinger Hain und Grenzgänger. Tübingen 2002.

Ketelsen, Uwe-K.: Poetische Emotion und universale Harmonie. Zu Klopstocks Ode *Das Landleben / Die Frühlingsfeyer*, in: Gedichte und Interpretationen. Bd. 2: Aufklärung und Sturm und Drang. Hg. v. Karl Richter. Stuttgart 1983, 245–256.

Killy 6, 493–502.

Kosch 8, 1355–1361.

Leuschner, Ulrike: Stolberg im ‚Göttinger Hain‘, in: Friedrich Leopold Graf zu Stolberg (1750–1819). Beiträge zum Eutiner Symposium im September 1997. Hg. v. Frank Baudach, Jürgen Behrens u. Ute Pott. Eutin 2002, 35–56.

Lüchow, Annette: ‚Die heilige Cohorte‘. Klopstock und der Göttinger Hainbund, in: Klopstock an der Grenze der Epochen. Hg. v. Kevin Hilliard u. Katrin Kohl, mit Klopstock-Bibliographie 1972–1992 v. Helmut Riege. Berlin u. a. 1995, 152–220.

Sauder, Gerhard: Die „Freude“ der „Freundschaft“: Klopstocks Ode *Der Zürchersee*, in: Gedichte und Interpretationen. Bd. 2: Aufklärung und Sturm und Drang. Hg. v. Karl Richter. Stuttgart 1983, 228–239.

*Grit Dommes*

## Kraus, Joseph Martin

\* 20. 6. 1756 Miltenberg am Main, † 15. 12. 1792 Stockholm

Sohn von Joseph Bernhard Kraus (Stadtschreiber in Amorbach) und Anna Dorothea, geb. Schmitt; zweitältestes von sieben Geschwistern.

Als Komponist entwickelte K. zwischen Mannheimer Schule und Wiener Klassik einen eigenen, hochexpressiven Stil; seit seiner schwedischen Wirkungszeit gilt er als bedeutendster der ‚gustavianischen‘ Komponisten. Trotz seiner Beziehungen zu einigen Hainbündlern scheint die Zuordnung zu einem ‚musikalischen SuD‘ terminologisch problematisch.

Nach der Lateinschule in Buchen bezog K. 1768 in Mannheim das Jesuitengymnasium und Musikseminar; möglicherweise kurze Zeit als Schüler von Georg Joseph (Abbé) Vogler (1749–1814). Erste Kompositionen entstanden mit ca. 13 bis 16 Jahren. An den Universitäten Mainz, Erfurt (1773) und nach einer knapp einjährigen Unterbrechung ab 1776 in Göttingen studierte K. Philosophie, später Jura. In Thüringen, wo er Kompositionen u. a. von Carl Philipp Emanuel Bach (1714–1788) kennenlernte, sowie in Buchen entstanden erste Kirchenmusikwerke. In Göttingen begegnete er den Hainbündlern Graf Friedrich Leopold von Stolberg (1750–1819) und Johann Friedrich Hahn (1753–1779). Sein dramatischer Versuch *Tolon. Ein Trauerspiel in drei Aufzügen* erschien 1776 in Frankfurt a.M. Als musikalisch-literarische Doppelbegabung entschied sich K. für die Musik. Die liedästhetischen Postulate seiner Göttinger kritisch-polemischen Schrift *Etwas von und über Musik fürs Jahr 1777* (1778) sind vermutlich von seinem dortigen literarischen Umgang beeinflusst.



Wohl auf Anregung seines Studienkollegen Carl Stridsberg (1755–1819) ging er 1778 – ohne Examen – nach Stockholm, wurde als Dirigent u. a. von Glucks *Iphigenie in Aulis* (1774) Mitglied der Königlichen Musikalischen Akademie und 1781, nach dem Erfolg seines ersten Opernauftrags *Proserpin*, zweiter Kapellmeister am Hofe Gustav III. (1746–1792). Ab 1782 arbeitete er an der großen Oper *Aeneas in Carthago* (UA posthum 1799). In königlichem Auftrag ging K. 1782 bis 1786 auf eine Informations- und Bildungsreise durch Deutschland, Österreich, Italien und Frankreich (mit einem Abstecher nach London), während der zahlreiche Kompositionen entstanden (u. a. *Sinfonien in c, cis, D, Es, e*). In Wien begegnete K. seinem Vorbild Gluck (1714–1787), ferner Joseph Haydn (1732–1809), Johann Georg Albrechtsberger (1736–1809) und Johann Friedrich Reichardt (1752–1814) sowie möglicherweise auch Mozart (1756–1791). 1784 in Paris entstanden u. a. seine Zwischenspiele zu Molières (1622–1673) *Amphitryon*; auch arbeitete er dort weiter an *Aeneas* und setzte sich mit Opern von Niccolò Piccinni (1728–1800) und André-Ernest-Modeste Grétry (1741–1813) auseinander. Im Sinne der Gluck'schen Opernreform wollte er die zum Formalismus erstarrte Opera seria zugunsten eines natürlichen Affektausdrucks überwinden.

Seine Rückkehr nach Stockholm war von Konflikten um seine Stellung überschattet; 1788 wurde K. jedoch zum wirklichen Hofkapellmeister ernannt. Zu seinen bedeutendsten späten Werken zählen *Trauermusik* und *Begräbniskantate* für Gustav III. (1792). – Die Grabstätte von K. befindet sich in Bergshamra auf dem Tivoliudden bei Stockholm.

Noch 1943 als „outsider“ (Engländer 1943, 204) der Musikgeschichte bezeichnet, gilt K. inzwischen als eigenständige Komponistenpersönlichkeit im Kontext der frühen Wiener

Klassik. Als Opernkomponist vor allem szenisch begabt, beherrschte er auch den kontrapunktischen Stil der ausgehenden Bachzeit. Seine Klavierlieder – u. a. nach Matthias Claudius (1740–1815) sowie Ludwig Höltz (1748–1776), Hahn und Stolberg – zeichnen sich durch Chromatik, Mannheimer Kontrastdynamik und fugatoähnliche Partien aus und antizipieren in manchem das romantische Kunstlied (vgl. Bungardt 1973, 188).

Nach einigen Beiträgen vor allem der 1920er Jahre erfolgte seit den 1970er und 1980er Jahren eine wissenschaftliche Wiederentdeckung von K., wohl auch angeregt durch die Faksimile-Edition von *Etwas von und über Musik fürs Jahr 1777* (1977). Desiderate sind eine Datierung u. a. der Lieder, eine Diskographie und die Suche nach verschollenen Kompositionen. Artaria Editions, Wellington und die Internationale Joseph-Martin-Kraus-Gesellschaft bereiten Gesamtausgaben vor, der Musikverlag Naxos eine Gesamteinspielung. Eine Gedenkstätte befindet sich im Bezirksmuseum Buchen.

## Werke

Kraus, Joseph Martin: Versuch von Schäfergedichten. Mainz 1773 [Drucker unbekannt; kein Exemplar bekannt]. – Requiem d-moll. 1775 (?). – Quaestio juridico-theologico-medico-philosophico-theoretico Ob der in den letzten Zügen allbereit liegenden sogenannten mainzer Universität noch aufzuhelfen sey, und wie? [1776], in: Der Wartturm 3 (2001), 13–18. – Der Tod Jesu. Oratorium. 1776. – Sechs Streichquartette. Berlin 1784. – Etwas von und über Musik fürs Jahr 1777. Faksimile-Nachdruck der Ausgabe Frankfurt 1778. Mit Kommentar u. Register hg. v. Friedrich W. Riedel. München u. a. 1977. – Soliman den Andra [oder] De tre Sultaninnorna. Singspiel. 1788. – Fiskarena. Ballett. 1789. – 14 Lieder in *Musikaliskt Tidsfördrif*. Stockholm 1789–1793. – Air à grand orchestra. Stockholm u. Leipzig 1796 (?). – 20 Airs et Chansons. Stockholm u. Leipzig 1797. – Quintett D-Dur für Flöte u. Streichquartett. Paris 1799. – Weitere Bühnen- und Ballettmusiken,



weltliche Kantaten (u. a. auf Texte von Carl Michael Bellman), Kirchensinfonien, Instrumentalkonzerte, Konzertarien, Klavier- und Violinsonaten.

### Forschung

Åstrand, Hans: Joseph Martin Kraus. Den mest betydande gustavianska musikpersonligheterna. Stockholm 2011.

Boer Jr., Bertil H. van: Joseph Martin Kraus (1756–1792). A Systematic-Thematic Catalogue of His Musical Works and Source Study. Stuyvesant 1998.

Bungardt, Volker: Josef [!] Martin Kraus (1756–1792). Ein Meister des Klassischen Klavierliedes. Regensburg 1973.

Engländer, Richard: Joseph-Martin Kraus und die gustavianische Oper. Uppsala u. a. 1943.

Krombach, Gabriela: Kraus-Bibliographie I, in: Mitteilungen der internationalen Joseph Martin-Kraus-Gesellschaft 2 (1984), 7–9; 5/6 (1986), 36–53; 8 (1987), 12–18.

Leux-Henschen, Irmgard: Joseph Martin Kraus in seinen Briefen. Stockholm 1978.

Luserke, Matthias: Sturm und Drang. Autoren – Texte – Themen. Bibliographisch ergänzte Ausgabe. Stuttgart 2010, 66.

Menges, Franz: Kraus, Joseph Martin, in: NDB 12 (1979), 690–691.

Die Musik in Geschichte und Gegenwart. Allgemeine Enzyklopädie der Musik. Hg. v. Friedrich Blume. Bd. 7. Kassel u. a. 1958 [u. ö.], 1711–1712.

Sadie, Stanley (Hg.): The New Grove Dictionary of Music and Musicians. Bd. 10. London u. a. 1980 [u. ö.], 242–243.

Schreiber, Karl Friedrich: Joseph Martin Kraus (1756–1792). Biographie. Buchen 2006 [1928].

Silverstolpe, Fredrik Samuel: Biographie af Kraus. Stockholm 1833.

*Martin Maurach*

### Lavater, Johann Caspar

\* 15. 11. 1741 Zürich, † 2. 1. 1801 Zürich

Johann Caspar Lavater ist wohl einer der berühmtesten, jedoch auch einer der umstrittensten Autoren des 18. Jh.s. Mit seinem Den-

ken ging er an die Grenzen der Vernunft und des Erklärbaren und löste damit heftige Diskussionen um die Bedeutung des Menschen innerhalb der göttlichen Schöpfung aus. Sein von Freunden und Feinden gleichermaßen betontes Charisma und seine Individualität und Genialität in seinen Werken machten L. und seine Heimatstadt Zürich zu einem Knotenpunkt des geistigen Austausches. Trotz L.s Umtriebigkeit und seiner mit der Zeit immer stärker einsetzenden Berühmtheit zentrierte sich dessen Streben in seinen Werken auf die Nachfolge Christi, die L. in der Imitatio Christi oder Gottebenbildlichkeit zu finden glaubte. Die in vier Bänden erschienenen *Physiognomischen Fragmente, zur Beförderung der Menschenkenntniß und Menschenliebe* (1775–1778) prägten mit ihrer sprachlich und stilistisch neu gestalteten Werkform den anthropologischen Geniediskurs des SuD wesentlich.

L. wurde am 15. 11. 1741 als zwölftes Kind des Arztes und Pflegers des Stiftes zum Großmünster Johann Heinrich Lavater (1698–1774) und dessen Gemahlin Regula, geb. Escher vom Glas (1706–1773), im Haus ‚Zum Waldries‘ in Zürich geboren. Als Kind aus gutbürgerlichem Haus besuchte L. nach der Deutschen Schule die Lateinschule und das Collegium Humanitatis. Während seines Studiums der Theologie am Collegium Carolinum in Zürich traf er auf das Gedankengut der Aufklärung, vermittelt durch die Professoren Johann Jakob Bodmer (1698–1783) und Johann Jakob Breitinger (1701–1776). 1762 beendete er sein Theologiestudium als Verbi Divini Minister. Noch im gleichen Jahr setzte L. mit seinem Kommilitonen Johann Heinrich Füssli den von Bodmer und Breitinger gelehrteten Tugendbegriff in seiner Klageschrift gegen den korrupten Landvogt Felix Grebel (1714–1787) um. In der als ‚Grebelhandel‘ in die Geschichte eingegangenen Affäre forder-

ten die zwei jungen Zürcher Grebel in einem anonymen Schreiben auf, seine Vergehen gegen die Landbevölkerung wiedergutzumachen. Da Grebel als Schwiegersohn des amtierenden Bürgermeisters Johann Jacob Leu (1689–1768) sich seiner Stellung sicher fühlte, ging er auf das anonyme Schreiben nicht ein. Die jungen Theologen verfassten daher Ende November 1762 anonym das Traktat *Der ungeredhte Landvogd oder Klagen eines Patrioten* und bewirkten damit, dass die Zürcher Regierung die Vorkommnisse in der Vogtei Grüningen untersuchen musste. Grebel wurde daraufhin verurteilt, doch auch die Ankläger hatten wegen ihres unrechtmäßigen Vorgehens vor den Stadtvätern Abbitte zu leisten. Deren Familien und ehemalige Lehrer veranlassten daraufhin, dass die jungen Theologen zusammen mit ihrem Freund Felix Hess (1742–1768) eine Bildungsreise nach Deutschland antraten, auf welcher sie mit bedeutenden Gelehrten Deutschlands bekannt gemacht und während ihres fast neunmonatigen Aufenthalts in Barth in Schwedisch-Pommern auch in die europäische Literatur und Predigtstätigkeit durch den aufgeklärten Reformtheologen Johann Joachim Spalding (1714–1804) eingeführt wurden. Im März 1764 kehrten L. und Hess nach Zürich zurück (Füssli reiste weiter nach England), wo L. im elterlichen Haus wohnen blieb und seine bereits begonnenen ersten schriftstellerischen Versuche weiterführte. 1764/1765 gründete er die Moralische Gesellschaft in Zürich und trat der Helvetischen Gesellschaft in Schinznach bei. Am 3. 6. 1766 heiratete L. die um ein Jahr jüngere Zürcherin Anna Schinz (1742–1815). Zusammen hatten sie acht Kinder, wovon aber nur der Sohn Heinrich (1768–1819) und die beiden Töchter Anna ‚Nette‘ (1771–1852) und Louise (1780–1854) das Erwachsenenalter erreichten. L. wurde 1769 zum Diakon, 1775 zum

Pfarrer der Waisenhauskirche in Zürich gewählt. 1778 bekam er einen Ruf als Diakon an die Stadtkirche St. Peter, wo er nun erstmals eine eigene Amtswohnung bezog (zuerst die ‚Reblaube‘, ab 1784 die ‚Neue Helferei‘, das ‚Lavaterhaus‘) und ab 1786 als erster Pfarrer amtierte. Im gleichen Jahr erreichte ihn ein Ruf nach Bremen, den L. ablehnte. Dennoch trat er die bereits geplante Reise in die Hansestadt an, wo er mit allen Ehren empfangen wurde. Während seiner Amtszeit in Zürich schrieb L. mehr als 400 Werke, reiste viel und pflegte Freundschaften mit den wichtigsten Exponenten aus Kultur, Politik und Gesellschaft; zudem unterhielt er einen auch für das 18. Jh. immens umfangreichen Briefwechsel mit Korrespondenten aus ganz Europa und war einer der beliebtesten Prediger seiner Zeit. Als die Franzosen 1798 in die Schweiz einmarschierten, wandte sich L. mit seinem *Ein Wort eines freyen Schweizers an die große Nation* und mit einem kritischen Schreiben *An das helvetische Vollziehungs-Direktorium* (1799). Wegen seiner politischen Schriften und Haltung verhaftete man ihn und deportierte ihn 1799 nach Basel. Wieder nach Zürich zurückgekehrt, wurde er während der Zweiten Schlacht um Zürich am 26. 9. 1799 vor seinem Haus von der Kugel eines französischen Soldaten getroffen. L. starb am 2. 1. 1801 in seiner Heimatstadt Zürich an den Folgen dieser Schussverletzung.

1765 gab L. erste schriftstellerische Werke anonym heraus, so den ersten Teil seiner *Auserlesenen Psalmen Davids* (1765/1768) und zusammen mit dem späteren Obmann Johann Heinrich Füssli die moralische Wochenschrift *Der Erinnerer* (1765–1767). Diese im Bodmer’schen Sinne gehaltene Wochenschrift sollte die moralische Verbesserung der Bevölkerung erwirken, wurde jedoch schon zwei Jahre später auf Druck der Zürcher Regierung eingestellt, da die politischen

Aussagen zu brisant waren. 1767 verfasste L. als Mitglied der Helvetischen Gesellschaft die *Schweizerlieder im Tone der Gesellschaft zu Schinznach*. Seine eigentliche literarische Laufbahn begann 1768 mit der Veröffentlichung seines dreibändigen Werks *Aussichten in die Ewigkeit* (1768–1773; 1778 folgte noch ein Revisionsband). In 25 Briefen an den in Hannover tätigen Arzt und Freund Johann Georg Zimmermann (1728–1795) beschrieb L. in den *Aussichten in die Ewigkeit* seine Vorstellung vom postmortalen Leben. Indem L. sein Werk in einen philosophisch-theologischen Kontext stellte, mischte er sich in die Diskussion um die Unsterblichkeit der Seele und der damit verbundenen Palingenesie ein. Die Seelenwanderung und die Unsterblichkeitsthematik prägten mit zahlreichen Werken das von Vernunft und Eudämonie bestimmte Zeitalter der Aufklärung. Leibnizens *Monadologie* und Mendelssohns *Phaedon oder über die Unsterblichkeit der Seele* (1767) zeigen als zentrale Werke dieses Streben des Menschen nach der inneren Vollkommenheit der Seele über den Tod hinaus. L. übernahm in seinen *Aussichten in die Ewigkeit* das Gedankengut von Leibniz und Mendelssohn, lässt sich aber besonders von der Philosophie in Charles Bonnets (1720–1793) Werken *Contemplation de la Nature* (1764) und *La Palingénésie Philosophique* (1769) beeinflussen. Der Genfer Naturwissenschaftler und Philosoph geht in seiner Theorie von einem organischen Ganzen aus, das die göttliche Vorsehung als prä-existent Keim enthält. In der von der Vorsehung her bestimmten Manier entwickelt sich der Mensch über diesen Keim in Analogiestufen auch über die Grenzen des Todes hinaus auf das Vollkommene hin. Der Zürcher Pfarrer und Autor L. übernahm in seiner philosophischen Utopie die Keimtheorie Bonnets und dessen Entwicklungsgedanken, setzte dem

Menschen mit Christus nun aber einen göttlichen Kern, ein Urbild ein, das mit der Inkarnation auch zum sichtbaren Vorbild wird. Der Mensch wird damit veranlasst, durch die Imitatio Christi sein eigenes tugendhaftes Streben zu aktivieren und damit selbst an seiner Erlösung mitzuarbeiten. Ziel des Menschen muss es nach L. sein, durch Glauben und Gebet mit der ersten Auferstehung am Reich Christi teilzunehmen und „dieser vorzüglichen Seligkeit zulieb [...] manche für sehr erlaubt gehaltene Neigung mit geheimer Anstrengung des christlichen moralischen Sinnes [zu] unterdrücken [...] und denn wirklich und aufrichtig diese armselige Krüken der Tugend mit Verachtung weg[zu]werfen [...] so daß Christus in mir lebe, und ich seinem Tode gleichförmig werde“ (JCLW 2, 117). Im utopischen Werk *Aussichten in die Ewigkeit* fokussierte L. seine Christologie auf das eigene Denken und Streben des Menschen hin zur moralischen Vollkommenheit innerhalb der göttlichen Schöpfung. Damit richtete er den Menschen als Individuum auf die Ebenbildlichkeit Christi und dessen Einmaligkeit aus.

1771 erschien in Leipzig bei Weidmanns Erben und Reich anonym L.s *Geheimes Tagebuch. Von einem Beobachter seiner Selbst*. Angeblich von einem Freund ohne L.s Wissen an den Leipziger Theologen Georg Joachim Zollikofer (1730–1788) zur Publikation geschickt, beobachtet und ergründet L. in dem auf den Januar 1769 datierten Tagebuch die tiefsten Regungen seiner Seele. Mit der Suche nach der Bedeutung seiner Subjektivität innerhalb der göttlichen Schöpfung und der damit verbundenen moralischen Verbesserung mischte sich L. mit seinem fiktiv geschriebenen *Geheimen Tagebuch* in die Diskussion um die von Spalding bereits 1748 angeregte Frage nach der Bestimmung des Menschen ein. Ins Zentrum seiner Beobachtungen stellt

L. dabei die Kenntnis und Kontrolle seiner Selbst: „Wer nicht sein eigener Vertrauter ist, der kann nie ein Freund Gottes und der Tugend werden“ (JCLW 4, 79). Die Heilige Schrift als Gottestext wird im *Geheimen Tagebuch* zum Vorbild für den eigenen, im Tagebuch geoffenbarten Lebenstext, der nicht mehr die eigentliche Realität spiegelt, sondern über Vernunft und Gefühl zu einer dichterisch überhöhten Erinnerung und Reflexion der eigenen Identität und damit zur neuen Form des literarischen Tagebuchs führt. Mit dem *Geheimen Tagebuch. Von einem Beobachter seiner Selbst* schuf L. ein Tagebuch, das über den Zeitraum von einem Monat die Vita eines Christen exemplarisch darlegt. Als fiktives Tagebuch zeigt es die Suche des Menschen nach seiner Bestimmung. Moralische Grundsätze, ein ständiges Beobachten der eigenen Seele sowie das Lesen in der Heiligen Schrift führen den einzelnen Menschen in die Nachfolge Christi. Dabei hält sich L. weder an die eigene Biographie noch an die Ereigniszeit, sondern formuliert ein allgemeingültiges literarisches Werk, in welchem sich der Autor als Individuum selbst erfährt und zu begreifen sucht. L. schreibt mit dem *Geheimen Tagebuch* nicht ein Buch, sondern sein Buch des Lebens (vgl. JCLW 4, 738).

Das *Geheime Tagebuch* stieß beim Lesepublikum auf großes Interesse. So beschlossen der Verleger Philipp Erasmus Reich (1717–1787), der Herausgeber Zollikofer und der Autor L. 1773, ein zweites Tagebuch unter dem Titel *Unveränderte Fragmente aus dem Tagebuche eines Beobachters seiner Selbst* unter L.s Namen herauszugeben. L. stellt sich in diesen nun bewusst authentisch gehaltenen Tagebuch- und Briefeinträgen einerseits gegen die ihm vorgeworfenen pietistischen Tendenzen und die Schwärmerei und distanziert sich andererseits vom „Christusleere[n]

Christenthum“ (ebd., 734) der Neologen und Deisten und damit von der „kalte[n] Vernünftley so mancher Lichtköpfe“ (ebd., 734). Die Einträge in den *Unveränderten Fragmenten* emanzipieren sich von moralischen Vorgaben und folgen dem vorgegebenen Tagesablauf des Autors. Als selbstbewusstes Individuum und bekannter Autor und Pfarrer mischte sich L. in diesem Werk nun nicht mehr einzig über seinen Text, sondern mit seiner Person in die Diskussion um die eigentliche Bestimmung des Menschen ein. Dessen Glückseligkeit wird zwar nach wie vor in der Nachfolge Christi gesehen, doch schaut L. nun auch über die menschliche Existenz hinaus in die von Gott geschaffene Natur. Diese öffnet ihm die Sinne und „macht das Herz noch wärmer“ (JCLW 4, 739), Gott ganz zu empfinden. L. wird daher auch „unwillig über das Bücherlesen“ während seiner Jugend, das ihm und seinen Freunden das Auge für die Natur verschlossen habe, jener Natur, „die doch eigentlich das Buch der Bücher, der Text zur Bibel“ sei. (Ebd.) Gott zeigt sich in L.s *Unveränderten Fragmenten* folglich nicht mehr einzig nur im Menschen, sondern auch in der von Gott weise eingerichteten Natur. Damit bewegt sich L.s Gottesbild hin zu einer pantheistischen Naturreligion, wie sie Goethe vertreten hat, den er als Mitarbeiter seiner *Physiognomischen Fragmente* zu schätzen wusste.

Am 3. 12. 1770 hielt L. vor der Naturforschenden Gesellschaft in Zürich einen Vortrag über die Lehre *Von der Physiognomik*, in welchem er erstmals öffentlich seine Gedanken zur Physiognomik zusammenfasste. Das Manuskript gelangte über den 1771 in Zürich bei L. weilenden hannoverischen Staatsbeamten Friedrich Arnold Klockenbring (1742–1795) nach Hannover zu Zimmermann, welcher L.s Vortrag 1772 im *Hannoverischen Magazin* in mehreren Teilen drucken ließ. Den zweiten

Teil seiner Abhandlung, ein „Skelet zu einem Entwurf einer Physiognomik“ (JCLW 4, 607), trug L. am 6. 5. 1771 ebenfalls vor der Naturforschenden Gesellschaft in Zürich vor und ließ nun selbst beide Teile bei Reich in Leipzig unter dem Titel *J.C. Lavater von der Physiognomik* (1772) drucken. Im Erscheinungsjahr dieser Schrift verfasste L. auch den 16. Brief der *Aussichten in die Ewigkeit*, worin er auf die Sprache im Himmel zu sprechen kommt. Diese wird als „allgemeine Sprache“ (JCLW 2, 449), als „Natursprache des ganzen Menschen“ (ebd., 450) bezeichnet, die mit Hilfe der Lehre von der Physiognomik entschlüsselt werden kann. In seiner von Bonnet übernommenen Analogietheorie geht L. davon aus, dass das Innere des Menschen in seinem Äußern erkennbar sei, denn jede Frucht, jedes Blatt, jedes beseelte Wesen auf Erden und damit auch „der Mensch, das Meisterstück des Schöpfers“ (JCLW 4, 564), hat seine ganz eigene Physiognomie, die den spezifischen Charakter ausdrückt. Die Physiognomik wird damit für L. zur Quelle der feinsten und erhabensten Empfindungen, sie wird „ein neues Auge, die tausendfältigen Ausdrücke der göttlichen Weisheit und Güte zu bemerken“ (ebd., 571). L. wehrt sich gegen die Auffassung, Physiognomik nur als eingebilddete Wissenschaft zu sehen, da man Physiognomik an der Natur ablesen und über den Verstand einordnen könne. Er geht in seiner Lehre von der Physiognomik wie in seinen früheren Werken von einem göttlichen Kern im Menschen aus und von den bei Leibniz und Bonnet gefundenen Analogien, die die Gesetze der Natur bestimmen. Die Physiognomik wird damit zur „Natursprache des ganzen Menschen“ (JCLW 2, 450), mit deren Hilfe der „Charakter (nicht die zufälligen Schicksale) des Menschen im weitläufigsten Verstande aus seinem Aeußerlichen“ (JCLW 4, 554) erkannt wird. Um das

zu erreichen, braucht es genaue Beobachtungen, eine präzis formulierte Sprache und einen guten Verstand, der die Beobachtungen aufnehmen und daraus die richtigen Schlüsse ziehen kann.

L. versuchte, aufgrund seiner empirischen Erfahrung mit der Physiognomik eine neue Wissenschaft zu etablieren, welche auf naturwissenschaftlicher Präzision beruhen und theologisch abgestützt sein sollte. In dieser Tendenz wurde er von zahlreichen Gelehrten, Dichtern und Denkern unterstützt und auch ermuntert, seine Lehre weiter auszuführen, stieß aber auch auf heftige Kritik von Gegnern wie Georg Christoph Lichtenberg (1742–1799), Christoph Friedrich Nicolai (1733–1811), Johann Jakob Hottinger (1750–1819) und Albrecht von Haller (1708–1777), welche die Physiognomik zwar nicht grundsätzlich, jedoch in dem von L. gewählten Ansatz ablehnten.

Von 1775 bis 1778 erschienen in Leipzig bei Weidmanns Erben und Reich und in Winterthur bei Heinrich Steiner (1747–1827) in Folio die vier Bände der *Physiognomischen Fragmente, zur Beförderung der Menschenkenntniß und Menschenliebe*. Im zweiten Fragment des ersten Bandes verdeutlicht L. unter dem Titel *Von der Physiognomik* nochmals die Begriffe Physiognomik und Physiognomie. In dem wesentlich umfangreicheren Werk versucht er, über zahlreiche Tafeln die Physiognomik in ihrer ganzen Bandbreite zu veranschaulichen und die einzigartige Individualität des Menschen und dessen Ausrichtung auf die göttliche Ebenbildlichkeit in der Imitatio Christi zu zeigen. In L.s Theorie ist Physiognomik die „Fertigkeit durch das Aeusserliche eines Menschen sein Innres zu erkennen“, aus der „sichtbaren Oberfläche“ auf den „unsichtbaren Inhalt“ und von der „sichtbaren Wirkung“ auf die „unsichtbare Kraft“ zu schließen. (Physiognomische Fragmente. Bd. 1, 13)



Der Zürcher Autor setzt sich mit diesem Werk zwar erneut einem geistigen Wagnis aus und geht mit der neuen Empfindsamkeit auch an die Grenzen von Vernunft und Verstand. Er bewirkt in der Zusammenarbeit mit Goethe und Herder nun aber jene Binnenkritik an den strengen Formen der Aufklärung, die der Geist des SuD mit seiner Dynamisierung in Begriff und Sprache neu fordert. Individualität, Gefühl, Herz und Liebe sind die zentralen Begriffe der neuen Empfindsamkeit, die sich im SuD mit den Exponenten Goethe, Herder, Kaufmann, Lenz, Klinger, L. u.a.m. manifestieren. Diese schaffen mit ihrer Produktivität neue Ausdrucksformen und prägen durch ihren Freundschaftskult und Geniediskurs diese Epoche entscheidend mit. „Genie, ganzes, wahres Genie“ wird zwar weiterhin über „hohen Verstand“ und „Imagination“ definiert, ist jedoch nicht ohne Herz und Liebe zu denken. (Ebd. Bd. 3, 223) Im zehnten Fragment des letzten Bandes fokussiert L. den Geniebegriff auf das „Propior Deus“, auf die „Urkraft“ und den „Quellgeist“ im Menschen, welcher als „Ahndung des Unsichtbaren im Sichtbaren, des Zukünftigen im Gegenwärtigen“ erkennbar wird. (Ebd. Bd. 4, 81)

L. partizipierte nahezu an allen theologischen und geistigen Strömungen der Zeit und war mit den bedeutendsten Persönlichkeiten seines Jh.s bekannt (vgl. Weigelt, 5). Obwohl seine Person und seine Werke zahlreiche, auch heftige Kritiken auslösten, prägte er mit der Diskussion um die Bedeutung des Menschen innerhalb der göttlichen Schöpfung, mit seinem christlich zentrierten Glauben und mit seinem durch die *Physiognomischen Fragmente* ausgelösten Geniediskurs besonders die von Empfindsamkeit und pantheistischer Naturreligion geprägte Epoche des SuD.

## Werke

Lavater, Johann Caspar [zusammen mit Johann Heinrich Füssli]: Der ungerechte Landvogd oder Klagen eines Patrioten. [Zürich 1762]. – Auserlesene Psalmen Davids zum allgemeinen Gebrauche in Reimen gebracht, Zürich 1765. – Der Erinnerer. 2 Bde. Zürich 1765–1767. – Schweizerlieder. Von einem Mitgliede der helvetischen Gesellschaft zu Schinznach. Bern 1767. – Aussichten in die Ewigkeit, in Briefen an Herrn Joh. Georg Zimmermann, königl. Großbritannien Leibarzt in Hannover. 4 Bde. Zürich 1768–1773. – Geheimes Tagebuch. Von einem Beobachter seiner Selbst. Leipzig 1771. – Von der Physiognomik. Leipzig 1772. – Unveränderte Fragmente aus dem Tagebuche eines Beobachters seiner Selbst; oder des Tagebuches Zweyter Theil, nebst einem Schreiben an den Herausgeber desselben. Leipzig 1773. – Physiognomische Fragmente, zur Beförderung der Menschenkenntniß und Menschenliebe, von Johann Caspar Lavater. 4 Bde. Leipzig 1775–1778. – Denkschrift zur hundertsten Wiederkehr seines Todestages. Hg. v. der Stiftung von Schnyder von Wartensee. Zürich 1902. – Johann Caspar Lavaters ausgewählte Werke. Hg. v. Ernst Staehelin. 4 Bde. Zürich 1943. – Ausgewählte Werke in historisch-kritischer Ausgabe (= JCLW). Bd. 1.1 und 1.2: Jugendschriften. Hg. v. Bettina Volz-Tobler. Zürich 2008/2009; Bd. 2: Aussichten in die Ewigkeit 1768–1773/1778. Hg. v. Ursula Caflisch-Schnetzler. Zürich 2001; Bd. 3: Werke 1769–1771. Hg. v. Martin Ernst Hirzel. Zürich 2002; Bd. 4: Werke 1771–1773. Hg. v. Ursula Caflisch-Schnetzler. Zürich 2009; Ergänzungsband: Bibliographie der Werke Lavaters. Verzeichnis der zu seinen Lebzeiten im Druck erschienenen Schriften. Hg. v. Horst Weigelt. Zürich 2001; Ergänzungsband: Johann Caspar Lavater (1741–1801), Verzeichnisse der Korrespondenz und des Nachlasses in der Zentralbibliothek Zürich. Hg. v. Christoph Eggenberger u. Marlis Stähli. Zürich 2007; Ergänzungsband: Anekdoten aus Lavaters Leben von Anna Barbara von Muralt (1727–1805). Hg. v. Ursula Caflisch-Schnetzler u. Conrad Ulrich. Zürich 2011.

## Forschung

Caflisch-Schnetzler, Ursula: Johann Caspar Lavater. Die Sprache im Himmel, in: Johann Caspar Lavater Studien. Bd. 1: Im Lichte Lavaters. Lektüren zum 200. Todestag. Hg. von Ulrich Stadler und Karl Pestalozzi. Zürich 2003, 89–101.



Gessner, Georg: Johann Caspar Lavaters Lebensbeschreibung von seinem Tochtermann Georg Gessner. 3 Bde. Winterthur 1802.

Goedeke 2,6, 607–608.

Killy 7, 279–282.

Kosch 2, 1478–1479.

Johann Caspar Lavater. Denkschrift zur hundertsten Wiederkehr seines Todestages. Hg. v. der Stiftung von Schnyder von Wartensee. Zürich 1902.

Pestalozzi, Karl u. Horst Weigelt (Hg.): Das Antlitz Gottes im Antlitz des Menschen. Zugänge zu Johann Kaspar Lavater. Göttingen 1994.

Sauer, Klaus Martin: Die Predigtstätigkeit Johann Kaspar Lavaters. Zürich 1988.

Stadler, Ulrich und Karl Pestalozzi (Hg.): Johann Caspar Lavater Studien. Bd. 1: Im Lichte Lavaters. Lektüren zum 200. Todestag. Zürich 2003.

Weigelt, Horst: Johann Kaspar Lavater. Leben, Werk und Wirkung. Göttingen 1991.

Weigelt, Horst: Lavater, Johann Kaspar, in: Theologische Realenzyklopädie. Bd. 20, 506–511.

Wysling, Hans (Hg.): Johann Caspar Lavater, in: Zürich im 18. Jahrhundert. Zürich 1983, 170–188.

www.lavater.com

*Ursula Caflisch-Schnetzler*

## Leisewitz, Johann Anton

\* 9. 5. 1752 Hannover, † 10. 9. 1806 Braunschweig

Der gebürtige Hannoveraner Leisewitz begann 1770 sein Studium der Rechtswissenschaft in Göttingen, wo er Bekanntschaft mit Mitgliedern des Göttinger Hain machte (u. a. Gottfried August Bürger und Ludwig Christoph Heinrich Hölty ([1748–1776])). Am 2. 7. 1774 – Klopstocks 50. Geburtstag – wurde L. in den Göttinger Hainbund aufgenommen (vgl. Keller 1995, 77) und war dessen einziger Dramatiker. Noch im Herbst 1774 kehrte L. nach dem Examen in seine Geburtsstadt zurück und war dort als Anwalt tätig. 1775 erfolgte die Niederlassung in Braunschweig, „eine Be-

friedigung fand er in dieser Stellung [jedoch] nicht“ (ebd.). Im selben Jahr erschienen seine dramatischen Skizzen *Der Besuch um Mitternacht* und *Die Pfandung* im *Göttinger Musenalmanach auf das Jahr 1775*, die zu „den wenigen feudalismuskritischen Texten des Sturm und Drang“ (Luserke 2010, 210) zählen. Mit dem Drama *Julius von Tarent* (1776) steigerte sich der Bekanntheitsgrad von L. (vgl. ebd.). Die Unzufriedenheit über seine Anwaltstätigkeit und Geldnot waren vermutlich Anlass dazu, mit dem Trauerspiel am Dramenwettbewerb von Sophie Charlotte Ackermann (1714–1792) und deren Sohn Friedrich Ludwig Schröder (1744–1816) teilzunehmen. Das Preisgeld ging jedoch an Klinger, der ebenfalls das Motiv des Brüdermordes mit seinem Trauerspiel *Die Zwillinge* (1776) einreichte. 1776 erschien L.’ satirische *Rede eines Gelehrten an eine Gesellschaft Gelehrter*.

Im Winter 1777 wurde L. Angestellter einer braunschweigischen Kreditanstalt. Die Anstellung kann als Grund dafür gesehen werden, dass er sich nicht weiter um eine Geschichtsprofessur in Halle bemühte. Die Beschäftigung mit der Geschichte gab L. jedoch nicht ganz auf, da er zeitgleich hauptsächlich Texte mit historischem Inhalt übersetzte (*Geschichte der Entdeckung und Eroberung der Kanarischen Inseln*, 1777). Die Suche nach einer besser bezahlten Stelle an Höfen in Meiningen, Gotha und Weimar blieb erfolglos. Ebenfalls wurde ihm die Nachfolge Lessings (*Nachricht von Lessing’s Tod*, 1781) als Wolfenbütteler Bibliothekar verwehrt. Trotz finanzieller Nöte konnte L. am 13. 9. 1781, vier Jahre nach der Verlobung, Sophie Marie Catherine Seyler (1762–1833) heiraten. Die Ehe mit der Tochter des Direktors der Seylerischen Schauspielergesellschaft blieb kinderlos.

Erst zehn Jahre später wurde L. 1786 mit der Erziehung des braunschweigischen Erb-

prinzen beauftragt und machte dadurch Karriere. Zu dieser Zeit arbeitete L. am Lustspiel *Der Sylvesterabend*, von dem nur eine Szene überliefert ist. Dass weitere Dramen ebenfalls Fragment blieben, erscheint symptomatisch (*Konradin* sowie *Alexander und Hephæstion*). Die Briefe und Tagebücher von L. geben Aufschluss über seine dafür verantwortliche Hypochondrie und einen krankhaften Perfektionismus. 1790 wurde L. Hofrat, 1801 Geheimer Justizrat und ein Jahr vor seinem Tod Präsident des Obersanitätskollegiums in Braunschweig. Er wollte sich nunmehr lieber als Sozialreformer sehen. In dieser Zeit entstanden sozialpolitische Schriften zum braunschweigischen Armenwesen.

## Werke

Leisewitz, Johann Anton: Julius von Tarent. Leipzig 1776. – Geschichte der Entdeckung und Eroberung der Kanarischen Inseln. Aus einer in der Insel Palma gefundenen Spanischen Handschrift übersezt. Nebst einer Beschreibung der Kanarischen Inseln, von George Glas. Aus dem Englischen. Leipzig 1777. – Sämtliche Schriften. Zum erstenmale vollständig gesammelt und mit einer Lebensbeschreibung des Autors eingeleitet v. Franz Ludwig Anton Schweiger. Nebst Leisewitz' Portrait und einem Facsimile. Einzig rechtmässige Gesamtausgabe. Braunschweig 1838. Nachdruck Hildesheim 1970. – Julius von Tarent und die dramatischen Fragmente. Hg. v. Richard Maria Werner. Heilbronn 1889. Nachdruck Nendeln 1968 u. Darmstadt 1969. – Briefe an seine Braut. Nach den Handschriften hg. v. Heinrich Mack. Weimar 1906. – Johann Anton Leisewitzens Tagebücher. Nach den Handschriften. Hg. v. Heinrich Mack u. Johannes Lochner. 2 Bde. Weimar 1916–1920. Kliess, Werner: Sturm und Drang. Gerstenberg, Lenz, Klinger, Leisewitz, Wagner, Maler Müller. Velber b. Hannover 1966.

## Forschung

Elschenbroich, Adalbert: Leisewitz, Johann Anton, in: NDB 14 (1985), 157–158.  
Goedeke 2.6, 705–706.

Herz, Andreas: „... ward ich doch mit der ganzen Gesellschaft zuletzt ziemlich lustig“. Leisewitz' erste Jahre in Braunschweig, in: Formen der Geselligkeit in Nordwestdeutschland 1750–1820. Hg. v. Peter Albrecht. Tübingen 2003, 211–259.

Keller, Werner: Nachwort, in: J.A. Leisewitz: Julius von Tarent. Ein Trauerspiel. Hg. v. Werner Keller. Durchgesehene u. bibliographisch ergänzte Ausgabe. Stuttgart 1995, 77–117.

Killy 7, 317 ff.

Kosch 9, 1178–1179.

Kutschera von Aichbergen, Gregor: Johann Anton Leisewitz. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Literatur im 18. Jahrhundert. Wien 1876.

Luserke, Matthias: Sturm und Drang. Autoren – Texte – Themen. Bibliographisch ergänzte Ausgabe 2010.

Mattenklott, Gert: Melancholie in der Dramatik des Sturm und Drang. Stuttgart 1968.

Oellers, Norbert: Johann Anton Leisewitz, in: Deutsche Dichter des 18. Jahrhunderts. Ihr Leben und Werk. Hg. v. Benno von Wiese. Berlin 1977, 843–861.

Oellers, Norbert: Johann Anton Leisewitz, in: Deutsche Dichter. Bd. 4: Sturm und Drang, Klassik. Hg. v. Gunter E. Grimm u. Frank Rainer Max. Stuttgart 1992, 209–214.

Oestmann, Axel-René: Johann Anton Leisewitz: „Woraus ein ganz kleiner Schwindel ward“, in: Von Dichternfürsten und anderen Poeten. 32 Portraits. Bd. 1. Hg. v. Jürgen Peters. Hannover 1993, 109–115.

Warren, Paul: The life and works of Johann Anton Leisewitz. Madison 1976.

Wuthenow, Ralph-Rainer: Die stehenden Gewässer der Hypochondrie. Zu den Tagebüchern von Johann Anton Leisewitz, in: LJB 3 (1993), 116–131.

*Eva Mengler*

## Lenz, Jakob Michael Reinhold

\* 12. 1. (a.St.: 23. 1.) 1751 Seßwegen (Cesvaine)/Livland, † 23./24. 5. (a.St.: 3./4. 6.) 1792 Moskau

Jakob (oder: Jacob) Michael Reinhold Lenz wuchs als zweiter Sohn des evangelischen Pfarrers Christian David Lenz (1720–1798) im politisch zum Russischen Reich gehö-

den Livland auf. 1759 zog die Familie nach Dorpat (Tartu), wo der Vater eine Stelle als Oberpastor antrat und L. die Lateinschule besuchte. Seine Erziehung und Bildung waren allgemein vom spezifischen Klima der nordöstlichen Peripherie der Aufklärungszentren bestimmt: einerseits Dorpat, wo der vom Hallensischen Pietismus geprägte Vater der Gemeinde vorstand und ein regional einflussreicher theologischer Schriftsteller war, und andererseits Riga, wo der junge Herder mit seinen Schriften erstes Aufsehen erregte. Christian David Lenz' Ablehnung aufklärerischen Denkens im Allgemeinen und der schöngestigen ‚Schwärmerei‘ im Besonderen bildete die Grundlage für einen lebenslangen Vater-Sohn-Konflikt. Die Spannung zwischen einem der religiösen Erbauung und dem patriotischen Verdienst untergeordneten Literaturbegriff und einer sich emanzipierenden empfindsamen Dichtung ist bereits in der ersten Vorstellung des ‚Jünglings‘ und seines in Klopstock'scher Manier geschriebenen Gedichtes *Der Versöhnungstod Jesu Christi* in den *Gelehrten Beyträgen zu den Rigischen Anzeigen aufs Jahr 1766* zu bemerken. Das anlässlich der Hochzeit des Baron Igelström geschriebene erste Drama *Der verwundete Bräutigam* (E: 1766, D: 1845) weist einen exemplarischen Grundzug auf: die literarische Darstellung einer empfindsamen (Liebes-)Gemeinschaft und zugleich ihrer äußeren (später auch inneren) Bedrohung durch Gewalt, woraus sich zunehmend ein sozialkritischer Blick entwickeln wird.

Da sich die Hoffnungen, die man auf L.' ‚seltenes Genie‘ – so sein erster Fürsprecher, der Pastor Oldekop – setzte, innerhalb einer theologischen Laufbahn verwirklichen sollten, finanzierten ihm der Vater und einige Dorpater Förderer das Studium in Königsberg (ab 1768). Eine erste Abweichung von dieser

vorgezeichneten Bahn bestand darin, dass L. schon bald die theologischen Veranstaltungen nicht mehr interessierten und er lieber die Vorlesungen von Immanuel Kant (1724–1804) hörte. Als dieser im August 1770 eine Professur in Königsberg erhielt, verfasste L. aus diesem Anlass eine Preisode „[i]m Namen der sämtlichen in Königsberg studierenden Cur- und Liefländer“. Schon ein Jahr zuvor, 1769, waren *Die Landplagen* als erste eigenständige Publikation erschienen. Durch die Gattungswahl (Versepos), Widmung (an Katharina II.) und den Gegenstand (endzeitliche Tableaus der Zerstörung menschlicher, gottgefälliger Gemeinschaften und harmonisch-natürlicher Ordnungen) meldeten sie den höchsten Anspruch auf ein religiös-empfindsames und patriotisches Verdienst des angehenden Dichters an. In einem angehängten Gedicht, dem ‚weltlichen‘ Bildgedicht *Gemälde eines Erschlagenen*, lässt sich bereits das Modell eines literarischen Soziogramms der Entstehung von Gemeinschaftsformen erkennen.

Es folgte der entscheidende Schritt in Richtung einer ‚freien‘ Schriftstellerexistenz: 1771 entschloss sich L., sein Theologiestudium abzubrechen und als Gesellschafter zweier adliger Kommilitonen, den livländischen Baronen Friedrich Georg und Ernst Nikolaus von Kleist, nach Straßburg zu gehen. Im deutsch-französischen Grenzraum Straßburgs entstanden die wichtigsten Impulse für den SuD, die sich zunächst in der Etablierung neuer literarisch-patriotischer Geselligkeitsformen zeigte. So begann man, außerhalb akademisch-gelehrter Kreise über geistige und ästhetische Gegenstände ‚genialisch‘ zu diskutieren, so auch in der Tischgesellschaft und in der Société de philosophie et de belles lettres rund um Johann Daniel Salzmann (1722–1812), wo L. aufgrund seines starken Engagements zum Ehrenmitglied ernannt

wurde. Schon bald lernte L. Johann Wolfgang Goethe kennen, woraus sich eine enge und für die Laufbahn von L. entscheidende Freundschaft entwickelte. In Sesenheim verliebte sich L. in die von Goethe verlassene Friederike Brion (1752–1813). Seine zu den *Sesenheimer Liedern* gehörenden Gedichte *Wo bist du itzt, mein unvergesslich Mädchen* und *Ach bist du fort?* (E: 1772, D: 1837) zeugen zum einen von einer kongenialen Schreibweise, zum anderen sind sie durch die radikaler gefasste Abwesenheit der Geliebten eine Entgegnung auf Goethes Gedichte. Zum engen Austausch mit Salzmann und Goethe kamen vielfältige Briefkontakte, so mit Johann Caspar Lavater in Zürich (ab Frühjahr 1774) oder mit Johann Gottfried Herder in Bückeburg (ab 1775). Aus der Straßburger Zeit von L. (1771 bis Anfang 1776) datieren schließlich die für die SuD-Bewegung wichtigsten Werke. Die meisten von ihnen, vor allem die theoretischen Schriften, entstanden im Kontext der *Société* und wurden hier auch vorgetragen. Den Zeitgenossen galten sie als Positionierungen im Umfeld der im Namen Shakespeares (1564–1616) und einer neuen Genieästhetik auftretenden Gruppe rund um Goethe und Herder.

1774 drängte L. mit einer ganzen Reihe von Werken in die literarische Öffentlichkeit, jedoch ohne Angabe des Verfassernamens: Die von Lessings Übersetzungen inspirierten *Lustspiele nach dem Plautus fürs deutsche Theater* stehen programmatisch für die Aufnahme einer volkstümlich-republikanischen Komödientradition, die bis auf Aristophanes (5. Jh. v. Chr.) zurückgeht und über Shakespeare führt. Die ‚Komödie‘ *Der Hofmeister oder Vortheile der Privaterziehung* erregte bei den Zeitgenossen die größte Aufmerksamkeit und galt als eine „neue ganz eigentümliche Schöpfung unsres Shakespeares, des unsterblichen Dr. Goethe“ und als ein „Werk voll

deutscher *Krafft und Natur*“ (Chr.Fr.D. Schubart in der *Deutschen Chronik*, August 1774, zit. nach Müller 1995. Bd. 1, 64). Diese Einordnung reagierte auf die ‚unerhört neue‘ Öffnung der dramatischen Form- und Stilvorgaben, verkannte aber die spezifischen Unterschiede zum *Götz von Berlichingen* (1773). Denn der Hofmeister Läufer, seine Kastration und die grotesk-absurden Familiensammenführungen am Schluss verweisen keineswegs auf starke Charakterhelden, die in der ‚Gesellschaftsmaschine‘ ihren „Platz zu handeln“ (WuB 2, 638) selbst schaffen, wie es L. in seiner Schrift *Über Götz von Berlichingen* (E: zw. Ende 1773 u. Anfang 1775, D: 1901) programmatisch einforderte. Vielmehr sind die Personen im Stück von einer aus Sequenzen und konstellativen Situationen geformten dramatischen Handlungsökonomie geprägt, die eine nicht widerspruchsfrei aufzulösende soziale Problematik zur Darstellung bringt. Diese zielt bei L. weniger auf den Ständekonflikt als vielmehr ins Innere der bürgerlichen Ordnung selbst: hier auf das weit in die bürgerliche Moderne vorausweisende, sowohl den Staat als auch die Familie prägende Zusammenspiel zwischen Erziehung, Aufklärung und Freiheitsstreben einerseits und Subjektdisziplinierung, Libido-Kontrolle und Gewaltausübungen andererseits. In *Der neue Menoza* (1774) wird die Auflösung geschlossener Form- und Stileinheiten und die diskontinuierliche dramatische Rhythmisierung (hier vor allem durch plötzliche ‚Ohnmachtsanfälle‘ und Wiederbelebungen der Figuren, wodurch symbolisch ein ‚Puppenspiel‘ und die Inkonsistenz des bürgerlichen Subjekts vorgeführt wird) im Zusammenhang mit einer Inzest- und abendländischen Zivilisationsproblematik radikalisiert. *Die Soldaten* (1776) schließlich problematisieren ständische und geschlechtsspezifische Machtver-

hältnisse und einmal mehr die inneren Widersprüche der bürgerlichen Ordnungsmuster. Sie zeigen sich hier in der Überlagerung einer familiären, sexuellen, ökonomischen und empfindsam-ideellen ‚Verwertung‘ der in den verschiedenen Gesellschaftsbereichen als Tochter und angehenden Frau ‚zirkulierenden Gabe‘ Marie. Am Ende schlägt der tragische Verlauf in eine Farce um. Zugleich beinhaltet das Stück eine Reflexion über die gesellschaftliche Funktion der Komödie. Die theoretische Bestimmung dieser auf die soziale Gegenwart gerichteten, realistisch-grotesken und formal offenen Mischform des Dramas entwickelte L. in einer polemischen poetologischen Auseinandersetzung mit Aristoteles (4. Jh. v. Chr.) und dem klassizistischen französischen Theater in seinen *Anmerkungen übers Theater nebst angehängten übersetzten Stück Shakespears* (1774). Der aristotelischen Vorgabe der schicksalhaften Handlungsverkettung wollte L. nicht länger folgen in einem Zeitalter, das sich das frei handelnde Individuum auf die Fahnen geschrieben hatte. Daher kehrte er die aristotelische Bestimmung von Tragödie und Komödie um und verstand die von den ‚Begebenheiten‘ (den sozialen Zwängen) bestimmte Komödie als ‚Vorschule‘ für eine neue, bürgerliche Tragödie, in der der aus freiem Willen und innerer geistiger Kraft handelnde Held nach seiner höheren Bestimmung strebt und sich nach dem Vorbild Christi opfert.

Nach diesen Publikationen quittierte L. sein demütigendes Dienstverhältnis bei den Baronen von Kleist und ab Herbst 1774 versuchte er als ‚freier‘ Schriftsteller zu leben, worin sich eine Verkenneung der zeitgenössischen Möglichkeiten zeigt. Dazu lassen sich bei ihm Relikte des Habitus eines ständischen Dichters feststellen, die vor allem in der Ablehnung der direkten Entlohnung sei-

ner Arbeit und in der Ausrichtung auf einen eingeschränkten Rezipientenkreis bestehen. Die sich in der Folge abzeichnende Krise des ‚freien‘ Dichters bestand zum einen in einer Sackgasse der Überbietungsstrategien des SuD, die Goethe nach der Niederschrift der *Leiden des jungen Werthers* (1774) von der Genieästhetik abbrachte. Mit der *Rezension des Neuen Menoza vom Verfasser selbst aufgesetzt* (1775) musste L. bereits auf ausbleibende Aufmerksamkeit und Anerkennung selbst bei Freunden reagieren und um Rechtfertigung des poetischen Anliegens kämpfen. Zum anderen zeigte sich die Krise im Verkennen der aufkommenden Marktzwänge, die etwa Wieland (1733–1813) schon Ende der 1760er Jahre erkannte und auf die er mit einem veränderten Selbstverständnis als Dichter und Publizist reagierte. So drehte sich die Auseinandersetzung mit Wieland in der *Vertheidigung des Herrn W. gegen die Wolken von dem Verfasser der Wolken* (1775) vordergründig um die moralische Verantwortung des Dichters, untergründig aber um das Problem des legitimen materiellen und symbolischen Verdienstes. Dem ‚Schreiben ums Brot‘ und der Monopolstellung in der literarischen Kritik, die er Wieland und seinem *Teutschen Merkur* vorhielt, setzte L. nach dem Vorbild der Klopstock’schen *Gelehrtenrepublik* (1774) ein Schreiben mit moralischem und patriotischem Verdienst innerhalb eines von den Zwängen des Marktes befreiten Raumes entgegen. In dieser meritokratischen Konzeption sollten die symbolische Würdigung durch ein Expertenvotum und die materielle Versorgung durch den patriotisch verpflichteten Fürsten erfolgen.

Da so gut wie alle Werke zu Lebzeiten anonym veröffentlicht wurden, galt L. bestenfalls als der talentierteste Nachahmer Goethes, wodurch der Dichter ohne ‚Autorschaft‘



und ‚Werkherrschaft‘ auf dem neu sich bildenden literarischen Markt zunehmend in eine Zwangslage geriet. Hinzu kamen wachsende interne Spannungen innerhalb des SuD, insbesondere zwischen L. und Goethe, der ab 1774/1775 bestrebt war, sich mit dem ‚Antipoden‘ Wieland zu versöhnen und auf Einladung des Fürsten Karl August (1757–1828) nach Weimar zu gehen. Die sich abzeichnende Bruchlinie und die eigene prekäre Autorposition im literarischen Feld reflektierte L. in der Literatursatire *Pandämonium Germanikum* (E: 1775, D: 1819), die sich durch ihren selbstreflexiven und konzeptuellen Charakter von den anderen Satiren des SuD abhob. Sie blieb aber nach dem Willen Goethes unveröffentlicht. Deutlich wird hier L.’ ambivalente Position zwischen einerseits einer nochmaligen Beschwörung der geistigen Einheit mit Goethe in Abgrenzung von den Rezensenten und Nachahmern der ‚Genie‘-Bewegung und andererseits der Verarbeitung einer im Scheitern begriffenen, ‚im Winkel‘ situierten Autorposition. Die Not – die ausbleibende Anerkennung zu Lebzeiten – wird hier erstmals umgedeutet zur Tugend der ahnenden Größe in einer unbestimmten Zukunft. Die sich um 1775 deutlich abzeichnenden internen Spannungen des SuD lassen sich schließlich auch an der unterschiedlichen Bedeutung ablesen, die der *Werther*-Problematik zugemessen wurde: Während Goethe mit der Niederschrift die Problematik des nach freier Selbstbestimmung, nach Versöhnung von Natur und gesellschaftlicher Arbeit strebenden Individuums, das jedoch seinen ‚Platz zu handeln‘ in der gegenwärtigen bürgerlichen Gesellschaft nicht findet, literarisch sublimierte und damit als ein Adoleszenzproblem ‚verabschiedete‘, blieb für L. das Leiden des „gekreuzigte[n] Prometheus“ (WuB 2, 685), wie es in seinen *Briefen über die*

*Moralität der Leiden des jungen Werthers* (E: 1775, D: 1918) heißt, Zeit seines Lebens, d. h. bis in seine Moskauer Zeit, von zentraler Bedeutung. In den *Briefen*, mit denen er sich an der zeitgenössischen *Werther*-Debatte beteiligen wollte, deren Publikation aber ebenfalls verhindert wurde, wandte er sich gegen moralisierende Werturteile und trat ein für eine autonome Kunst, die gleichwohl in sich eine spezifische Moralität trägt.

Die Verbindung von religiöser Moralität und Literatur ist auch Gegenstand in L.’ moralphilosophischen und populärtheologischen Schriften, die im Umfeld der Straßburger Société zwischen 1772 und 1775 entstanden sind. Die meisten von ihnen wurden später unter dem Titel *Philosophische Vorlesungen für empfindsame Seelen* (1780) anonym veröffentlicht. In Übereinstimmung mit aufklärungstheologischen Positionen lehnte L. das Dogma von der Erbsünde ab. Das erste Verbot Gottes, nicht vom Baum der Erkenntnis des Guten und Bösen zu essen, deutete er als Bedingung der Möglichkeit eines frei handelnden Menschen. Den sexuellen Trieb legte er ebenfalls positiv als eine potenzielle Energie zum Handeln aus, jedoch nur, wenn sie empfindsam sublimiert und in den Banden der Ehe ausgelebt wird. Diese Enttabuisierung der Sexualität und Emanzipation der Leidenschaften lassen sich als Indiz für einen Übergang von der Empfindsamkeit zum SuD deuten. In seiner theologisierenden Hauptschrift *Meynungen eines Layen den Geistlichen zugeeignet* (1775) legt L. schließlich über die literarisierte Sprecherrolle eines Laien seine Deutung der göttlichen Offenbarungsgeschichte als Geschichte zur Bildung des Menschen dar. In unsystematischer, eigenwilliger Art verbindet er hier die historische Bibelauslegung Herders, aufklärerische Erziehungsideale und einen pietistisch geprägten

Glauben an die oberste, patriarchische Autorität des göttlichen Heilsplans. Gott zeige sich dem Menschen jeweils in einer seinem geistigen Entwicklungsstand angemessenen Anschaulichkeit und lenke ihn, damit sich sein Geist entwickeln könne und er im Sinne der Empfindsamkeit die göttliche ‚Haushaltung‘ erkenne. Diese führe ihn zu einem Leben in Glückseligkeit, wenn denn der Mensch seine eigenen geistigen, emotionalen und sozialen Verhältnisse dazu in Einklang bringe. Umgekehrt bedürfe auch Gott der Empfindungsfähigkeit, damit er den Menschen ganz durchdringen und ihm nachfühlen könne. In Jesus Christus habe sich dieser ‚Heilsplan zur Bildung des Herzens‘ erfüllt. L.’ ‚empfindsame‘ Theologie ist vom Postulat des frei handelnden Menschen getragen. Zugleich lässt sie auch eine Legitimationsfunktion für seine eigene, ‚niedrige‘ und in ihrer höheren Bedeutung ‚verkannte‘ Dichtung erkennen. Ein anderer Versuch, sein Wirken als Dichter zu legitimieren, war patriotisch ausgerichtet: Unzufrieden mit der Entwicklung der *Société*, die ihn zunehmend ein gleichgesinntes ‚geniales‘ Denken vermissen ließ, unternahm L. im Herbst 1775 Anstrengungen, nach dem Vorbild Klopstocks in Mannheim eine Deutsche Gesellschaft zu gründen. Ein Schwerpunkt richtete sich hier auf die Entwicklung der deutschen Sprache als Kultursprache, worin im Grenzraum eine Brisanz lag, die schon bald zu einem internen Streit führte.

In Straßburg sah L. für sich keine Möglichkeiten mehr und sein Schritt nach Weimar Ende März 1776 war mit der Hoffnung verbunden, unter der Protektion Karl Augusts in einer Art „Gelehrtenrepublik“ als freier Schriftsteller und zugleich patriotisch verdienstvoller Berater der aufgeklärten Herrscher zu leben (vgl. den drastischen Brief von L. an Zimmermann, 15. 3. 1776; WuB 3, 407).

Seine intensiven Studien zur Reform des Soldatenwesens, die er dem Weimarer Fürsten, dem französischen Kriegsminister Saint-Germain und schließlich dem mächtigen Comte de Maurepas vorlegen wollte, belegen das Bestreben, an staatlichen Reformen mitzuwirken und zugleich seine Unabhängigkeit zu bewahren. In *Über die Soldatenehen* und den verschiedenen, in Berka, einem Dorf in der Nähe von Weimar, ausgearbeiteten Schriften zur Sozialreform (1773–1776) setzte sich L. mit zeitgenössischen physiokratischen Ideen und aufklärerischen Positionen zur Staats- und Heeresreform auseinander. Hier versuchte er einmal mehr, empfindsame Gemeinschaftsideale und das Interesse des sich modernisierenden Staates an der Disziplinierung seiner Untertanen in Einklang zu bringen. Dabei entstanden auch Konzepte, die repressive Maßnahmen implizierten, deren Spannung zum Konzept freiheitlicher Individuen L. offenbar selbst nicht sah. Ähnlich wie schon bei Rousseau (1712–1778) verband sich bei ihm mit seiner Bemühung um eine gesellschaftlich gerechtfertigte Existenz als patriotischer Aufklärer ein Rückzug aus der (höfischen) Gesellschaft aufs Land (nach Berka). Neben den Entwurf von Sozialprojekten, die von einer eigentümlichen Verkenning seiner gesellschaftlichen Position als Schriftsteller und ‚Projektemacher‘ zeugen, traten literarisierte Selbstreflexionen, die zunehmend das Ideal einer empfindsamen (Liebes-)Gemeinschaft als eine in sich prekäre Phantasie entlarven. Die fiktionalisierte Reflexion von Treueversprechen und deren Bruch begann schon zu Straßburger Zeiten in dem relativ eng an realen Vorkommnissen – der Affäre eines der Kleist-Barone mit der Straßburger Juwelierstochter Cleophe Fibich (1754–1820) – orientierten *Tagebuch* (1774). Das Ringen um das Konzept der emp-

findsamen Liebe als Sublimation nicht gelingender intimer und sozialer Beziehungen in der Realität und die zunehmende Entlarvung vorgeblich ‚empfindsamer‘ Beziehungen als Maskierung von Gewalt, Intrigen, Eitelkeiten und Lügen führen die *Moralische Bekehrung eines Poeten* (E: 1775, D: 1889) in Form von ‚Selbstunterhaltungen‘ und der Briefroman *Der Waldbruder ein Pendant zu Werthers Leiden* (1776) durch sich wechselseitig spiegelnde und relativierende Perspektiven fort. Das Gelingen der ‚moralischen Bekehrung des Poeten‘ von falschen Fiktionen und Leidenschaften steht aber in Frage, da L. letztlich weiterhin an einer Liebeskonzeption und einem literarisiert-idealisierten, unerreichbaren Frauenbild nach dem Vorbild Petrarcas (1304–1374) festhielt (vgl. das Gedicht *Petrarch*, 1776). Literarisch sublimiert werden hier die leidenschaftlich imaginierten, aber nicht realitätsfähigen Beziehungen zur Adligen Henriette von Waldner-Freundstein (1754–1803) und zu Goethes Schwester Cornelia (1750–1777), die mit dem angesehenen Amtmann Johann Georg Schlosser verheiratet war und 1777 früh verstarb. Ähnliche Versuche einer literarisierten ‚Desillusionierung‘ des Dichters lassen sich auch bereits in Dramen beobachten, die bereits in der Straßburger Krisenzeit entstanden sind. *Die Freunde machen den Philosophen* und *Zerbin oder die neuere Philosophie* (beide 1776 erschienen) reflektieren die Destruktion moralischer Ideale durch die zeitgenössischen philosophischen Denksysteme (französischer Materialismus, Sensualismus und Empfindsamkeit), die sich vom Menschen, seiner Natur und göttlich inspirierten geistigen Bestimmung weit entfernt haben. In *Der Engländer* (1777) rückt die Psychodynamik des melancholischen Protagonisten ins Zentrum der Darstellung. Selbst die sonst L.’ Dramen kennzeichnende

‚mirakulös‘-groteske Möglichkeit der Umkehr und Rettung der von gesellschaftlichen Prägungen ‚entstellten‘ Menschennatur wird aufgegeben und der Held Robert Hot in den Selbstmord getrieben.

Die von Goethe veranlasste oder zumindest gebilligte Ausweisung aus Weimar Ende November 1776 ist nicht nur auf eine persönliche ‚Eseley‘ von L. (Tagebucheintrag Goethes) zurückzuführen, sondern auch auf die allgemeine Schwierigkeit eines sich als ‚frei‘ verstehenden Schriftstellers, den rechten Abstand zum höfischen Feld und allgemein den rechten Platz in der bürgerlichen Gesellschaft zu finden. Die Ausweisung machte L.’ persönliche und literarische Krise endgültig manifest. Die Jahre zwischen Ende 1776 und Sommer 1779 waren durch unruhige Ortswechsel, durch Aufenthalte bei Freunden u. a. in Emmendingen (bei Johann Georg und Cornelia Schlosser), Basel und Zürich (u. a. bei Johann Caspar Lavater und Jakob Sarasin [1742–1802]) geprägt. In der Erzählung *Der Landprediger* (1777) entwickelte L. mit dem tatkräftigen Pfarrer Mannheim eine neue Figur der aufklärerischen und philanthropischen Sozialreform. Die sich als Memoirenschrift gebende Erzählung zeigt allerdings auch den disziplinierenden Charakter Mannheims gegenüber seiner Frau, der Dorfbevölkerung und seinen eigenen poetischen Leidenschaften auf. Das auf tätige Solidarität ausgerichtete Vermächtnis des Vaters erfährt schließlich eine symbolische Tötung und Vereinnahmung in Form einer vom Sohn höfisch inszenierten monumentalen Gedächtnisfeier. Mit Johann Friedrich Oberlin (1740–1826) in Waldersbach (Steintal/Vogesen) lernte L. einen aufklärerisch und philanthropisch gesinnten Reformpfarrer kennen. In seine Obhut begab er sich Anfang 1778 für ein paar Wochen, nachdem bei ihm eine massive psy-

chische Erkrankung aufgetreten war, die die Forschung meist als Schizophrenie deutete. In dem vermutlich schon 1777 entstandenen Gedicht *An den Geist* hat L. das Kippmoment zwischen einem zerstörerischen Dämon und einem schöpferischen Genius in einer beeindruckenden Form gefasst. Der Aufenthalt bei Oberlin wurde zur Grundlage für Georg Büchners (1813–1837) berühmte *Lenz*-Novelle (1835). Noch in seiner Moskauer Zeit erinnerte sich L. an das Steintal im Zusammenhang mit neuen Reformprojekten. Er spricht retrospektiv von einem „hitzigen Fieber“ (Lenz 2007a. Bd. 1, 232), das ihn in dieser Zeit befallen habe (*Vergleichung der Gegend um das Landhaus des Grafen mit dem berühmten Steinthal*, zw. 1787 u. 1789).

Wegen der sich verschlechternden psychischen und materiellen Situation kehrte L. schließlich in Begleitung eines Bruders im Juli 1779 zurück nach Riga. Hier stand der Vater gerade im Begriff, das hohe Amt des Generalsuperintendenten von Livland anzutreten. Nach einer zunehmenden Stabilisierung des psychischen Zustandes schon während der Reise bewarb sich L. in Riga um das Amt als Rektor der Domschule, jedoch – gerade auf das Negativ-Votum von Herder hin – ohne Erfolg. Er machte sich dann im Januar 1780 auf den Weg nach St. Petersburg, wo er sich um Kontakte zum kaiserlichen Hof bemühte. Dort erhielt er sogar eine Audienz, anlässlich derer er – zusammen mit den Baronen Igelström – für die Wiedereröffnung der Dorpater Universität eintrat. Schließlich wollte man ihn beim Geheimrat Beckoj (1704–1795) empfehlen, der zu dieser Zeit noch der Leiter des Landkadettenkorps und die entscheidende Person für alle erziehungspolitischen Maßnahmen in Russland war. L. erhoffte sich eine Anstellung als Lehrer am Kadettenkorps. Ihm entging jedoch, dass Beckojs Ansehen und Einfluss

bei Katharina II. (1729–1796) im Verlauf der 1780er Jahre deutlich abnahm, da die Zarin einen allgemeinen Politikwechsel verfolgte. Eine andere Hoffnung verband sich mit dem Bibliothekar und Berater des Thronfolgers Großfürst Paul (1754–1801), Ludwig Heinrich von Nicolay (1737–1820), der ihm die Aussicht auf eine mögliche Anstellung am ‚kleinen Hof‘, vermutlich an der Großfürstlichen Bibliothek oder als Vorleser des Großfürsten eröffnete. Der ebenfalls in St. Petersburg eine Anstellung suchende Friedrich Maximilian Klinger erhielt jedoch den Vorzug. Angesichts dieser Misserfolge brach L. zunächst seine Bemühungen ab und kehrte im September 1780 nach Livland zurück. Er fand eine Anstellung als Hofmeister beim Kammerjunker Hans Heinrich von Liphart (1735–1806) auf dessen Gut in Aya in der Nähe von Dorpat, wo er bis Januar 1781 blieb. Wegen einer unklaren Liebesgeschichte mit der in der Nähe wohnenden Julie von Albedyll, die er später in einer *Abgezwungenen Selbstvertheidigung* (ca. 1790) im Zusammenhang mit verworrenen Ängsten vor einer Verfolgung durch livländische Personen und einer allgemeinen Rechtfertigung seines Verhaltens darstellte, verließ er überstürzt das Gut und damit auch endgültig Livland Ende Januar/Anfang Februar 1781 in Richtung St. Petersburg. Dieser Schritt war vermutlich noch getragen von der Hoffnung, er könne über Nicolay am Hofe Pauls reüssieren (vgl. das Huldigungsgedicht *Empfindungen eines jungen Russen*, 1780), aber schon bald musste sich L. eingestehen, dass es für ihn in St. Petersburg kaum mehr Perspektiven gab. Im Juli 1781 begegnete er dann dem charismatischen Johann Georg Schwarz (1751–1784). Schwarz war seit 1779 Professor für deutsche Sprache an der Moskauer Universität und der führende Kopf der Moskauer Freimaurer. Neben Schwarz wurden insbesondere der (ehema-

lige) Staatsmann Graf Panin (1718–1783) und der russische Verleger, Publizist und Freimaurer Nikolaj Ivanovič Novikov (1744–1818), die in Moskau lebten, für L. bedeutsam. Mit diesen neuen Perspektiven und Hoffnungen reiste er im September/Oktober 1781 in die alte russische Zarenstadt.

In Moskau fand L. zunächst bei dem auch dem Vater bekannten Historiker Gerhard Friedrich Müller (1705–1783) eine Unterkunft. Durch dessen Vermittlung arbeitete er ab Ende 1781 bis Ende 1785/Anfang 1786 als ‚Aufseher‘ am adligen Erziehungspensionat der Mme Exter. Nach Müllers Tod im Oktober 1783 erhielt er hier offenbar auch Kost und Logis. Nachdem das private Erziehungspensionat geschlossen wurde, fand L. ab 1786 Unterkunft und Arbeit im Novikov-Haus der Gesellschaft der gelehrten Freunde bzw. der Typographischen Gesellschaft. Bis 1789 wohnte er dort zusammen mit dem Dichter Nikolaj Michajlovič Karamzin (1766–1826) und ab 1789 mit dem Fürsten Engalyčev, einem letzten Gönner von L. Wie zuvor in Königsberg, Straßburg, Weimar, Riga und St. Petersburg konnte L. auch in Moskau Kontakte zu wichtigen Persönlichkeiten und zu zentralen kulturellen und politischen Kreisen knüpfen. Diese Kreise erstreckten sich von der deutschen Gemeinde der Reformierten Kirche in Moskau über die Moskauer Universität und andere Erziehungseinrichtungen bis hin zu verschiedenen Freimaurerlogen und den kulturell und verlegerisch aktiven Zirkeln gebildeter Adliger rund um die Gesellschaft gelehrter Freunde und die Typographische Gesellschaft, bei der Novikov die zentrale Figur war. Allgemein fiel der Aufenthalt von L. in Moskau in eine wichtige Phase der Entstehung eines Raums privater Initiativen von Adligen, die sich in Freimaurerlogen und philanthropischen Gesellschaften organisierten.

L., der sich nun demonstrativ als russischer Staatsuntertan verstand, stand in direktem Kontakt zu Novikov wie auch zum jungen Dichter Karamzin, für den er zeitweilig eine wichtige Mentorfunktion übernahm. Obwohl er als bürgerlicher, in Russland unbekannter und verarmter Schriftsteller vermutlich ein sozialer Außenseiter blieb, konnte L. in diesen Kreisen seine Kenntnisse der deutschen, französischen und englischen Literatur vermitteln. Ferner waren seine Erfahrungen im Bereich der Organisation der ‚Privatleute‘ und ihrer literarisch-intellektuellen Auseinandersetzung in Vereinen von Bedeutung. Zudem überschnitten sich viele seiner gesellschaftlichen Reformvorstellungen mit denen des Novikov-Kreises.

In den gut zehn Jahren des Moskauer Aufenthaltes ist eine beachtliche Anzahl an Schriften entstanden, sodass von einer Moskauer Werkphase gesprochen werden kann. Die Moskauer Schriften und Briefe zeugen insbesondere von L.’ gesellschaftspolitischem Engagement in den Bereichen Erziehung, Handel und Geschichtsstudien. Die im Zusammenhang mit seiner Anstellung als ‚Aufseher‘ am Pensionat der Mme Exter entstandene Schrift *Rechenschaft von dem gegenwärtigen Zustande des Fortschritts in den Wissenschaften in der [!] von dem Kaiserlichen Findelhause zu Moskau veranstalteten Adelichen Pensionsinstitut* (Ende 1785/Anfang 1786) stellt einen Höhepunkt seines aufklärerisch gesinnten Erziehungsengagements dar, das bis etwa 1786 vorrangig war. Die Beendigung der Anstellung und der Wechsel der Unterkunft stehen eventuell im Zusammenhang mit der Einführung der staatlichen ‚Normalschule‘ im Russischen Reich, gegen die L. später polemisierte (vgl. *Der Stundenplan eine Farse und Roman*, 1789). 1786 bis 1789 unterhielt L. intensive Kontakte zur Typo-



graphischen Gesellschaft rund um Novikov. Diese Zeit war geprägt von Übersetzungen (so die *Uebersicht des Russischen Reichs* von Pleščeev, die als einzige Moskauer Schrift von L. 1787 beim Verleger Rüdiger erschien, oder die Übersetzung von Auszügen aus der Handelsgeschichte Michail Čulkovs) und intensiven Geschichtsstudien (Studie über Peter I. [1787], *Aus Nowikoffs alter diplomatischer Bibliothek*, 1788). Den aufklärerischen, patriotischen und philanthropischen Ambitionen standen aber zunehmend Widerstände der realen Entwicklung der autokratischen Herrschaft im Russischen Reich entgegen, die innenpolitisch auf Machterhalt und außenpolitisch auf eine militärische Expansion gerichtet war. Die Reaktion von L. auf diese Entwicklung äußerte sich in wütenden und hermetischen Schriften der letzten Jahre (1789–1792), die sich gegen den Missbrauch symbolisch-geistiger Arbeit (der Literatur und Geschichtsschreibung) durch gesellschaftliche Mächte wenden und sich zum Teil sehr selbstbewusst und kritisch von diesen abgrenzen. So wird ab 1788/1789 im handschriftlichen Nachlass zunehmend erneut eine Kritik der ‚Entstellung‘ der menschlichen Natur und Gemeinschaftsformen thematisch, verbunden mit einer neuen Hinwendung zur Farce und Satire. Revolutionäre Gedanken, die in einem direkten Zusammenhang mit den Vorgängen in Frankreich stünden, finden sich jedoch nicht.

Überliefert sind mehrere Dramen- und Prosafragmente. Einer der wichtigsten literarischen Texte der Moskauer Zeit ist *Ueber Delikatesse der Empfindung* (1789/1790), eine satirische Mischform zwischen Drama und Roman, in der nach dem Vorbild satirischer Reiseromane eine fantastische Reise Gullivers zusammen mit seinem Luftgeist auf einer halben Kanonenkugel geschildert wird. Diese

Reise bildet aber nur den Rahmen für eine komplexe, literarisierte Reflexion der *Delikatesse der Empfindung*, d. h. des Sinns für den rechten Abstand von den untersten-irdischen bis zu den obersten-göttlichen Sphären. L. knüpft hier an die Aufklärungsdiskussionen über den richtigen ‚Geschmack‘ an, zieht aber darüber hinaus eine Art Summa seines gesamten Werkes. Andere Texte greifen die *Werther*- und die *Hofmeister*-Debatten auf, deren Kernfragen für L. weiterhin zentral sind. Im *Brief vom Erziehungswesen an einen Hofmeister!* (1789/1790) rechtfertigt er sich nochmals und verteidigt die Freiheit der literarischen Darstellung gegenüber einer moralischen Verurteilung des Dichters. Zunehmend tritt eine Kritik der Sprache des (klassizistischen) Scheins der Adligen und ‚Kunstvirtuosen‘ auf, begleitet von einem ‚unsinnigen‘, sich dem direkten Verständnis verweigernden ‚rotwelschen‘ Sprachgebrauch, insbesondere in Gedicht-Fragmenten (vgl. *Auf das kleine Kraut Reinefarth an die Rosengesellschaft* oder *Epitre de Sancho Pajass à son Maître en Küt-telversen*, beide ca. 1789/1790). Insbesondere von diesen Texten rührt der Eindruck her, bei den Moskauer Schriften handle es sich um pathologische Dokumente. Programmatisch für die Neuausrichtung und Radikalisierung der literarischen Position ist schließlich das Gedicht *Was ist Satyre?* (1788). Hier wird die Satire als Instrument des Dichters („Klinge“; Lenz 2007a. Bd. 1, 99) zur Verteidigung des Menschen angesichts seiner tagtäglichen Erniedrigung bestimmt. Indem sie auf die allseitige ‚Entstellung‘ der menschlichen Gesellschaft mit den Mitteln der ‚vorsätzlichen Lüge‘ und Verzerrung (Stilmittel der Groteske, Satire und Verrätselung) reagiert, verteidigt sie das Eigenrecht der Dichtung gegenüber äußeren Vereinnahmungen. So prägt die Spannung zwischen dem Glauben an einen

aufgeklärten Absolutismus, dem Bestreben, am symbolischen Aufbau des Staates zu partizipieren, und der Verweigerung wie auch Behauptung des Eigenrechts und Eigensinns der Dichtung, schließlich auch der Rechtfertigung des Dichters als Sprachrohr der verletzten ‚menschlichen Natur‘ auch die letzte, die Moskauer Phase der Laufbahn des ‚freien‘ Schriftstellers L. Gezeichnet von verschiedenen Erkrankungen, Geldsorgen und wechselnden Unterkünften, steht sein Tod am 23. oder 24. 5. 1792 eventuell in einem direkten Zusammenhang mit Polizeiaktionen im April und Mai gegen Novikov und seinen Freimaurerkreis.

Die zeitgenössische Wahrnehmung von L. als Nachahmer des jungen Goethe in Shakespeare- und *Werther*-Manier, der schließlich kläglich scheiterte – eine Wahrnehmung, für die Goethe später das rezeptionsbestimmende Bild vom „vorübergehende[n] Meteor“ im 14. Buch in *Dichtung und Wahrheit* (1811–1833) prägte, wurde schließlich über Georg Büchner, die Naturalisten und Expressionisten zu einer an den Verhältnissen seiner Zeit leidenden und damit den Erfahrungen der Moderne entsprechenden genialischen Autorfigur umgedeutet (vgl. Martin 2002). Im Zuge der Reform der Germanistik in den 1960er und 1970er Jahren sah man in L. – unterstützt durch Brechts (1898–1956) Adaption des *Hofmeisters* (1950) – den Vorreiter einer realistischen und sozialkritischen Traditionslinie, die die Dialektik der Aufklärung (Horkheimer/Adorno) nicht nur theoretisch reflektierte, sondern auch existenziell durchlitt und eine Poetik des ästhetischen Bruchs entwickelte (vgl. auch Paul Celans [1920–1970] Büchnerpreisrede *Der Meridian*, 1961). Früh wurde allerdings auch auf einen Widerspruch zwischen der ästhetischen Weltsicht von L. und seinen Sozialprojekten

hingewiesen (vgl. Scherpe 1977). Neben dem sozialkritischen Potenzial ließen sich auch sozialdisziplinierende und staatsrepressive Elemente bemerken (vgl. Müller 1984; Wilson 1994; Pautler 1999). Andererseits konnten durch den Rückgriff auf neue theoretische Zugänge wie die Diskursanalyse Michel Foucaults (1926–1984) die bei L. zur Darstellung kommenden komplexen Wechselwirkungen zwischen Aufklärungs-, Sexualitäts- und Disziplinierungsdiskursen differenzierter herausgearbeitet werden (vgl. Luserke 2001). Eine andere, dekonstruktivistische Lesart erkannte in L.’ Werk Elemente einer postmodernen Ästhetik *avant la lettre* (vgl. Wurst 1993). Andere Arbeiten verorteten mit Rückgriff auf Bourdieus Feldanalysemodell L.’ Laufbahn und Werke innerhalb eines sich in der zweiten Hälfte des 18. Jh.s konstituierenden literarischen Feldes (vgl. Herboth 2002; Tommek 2003). Die neuere Forschung ab den 1990er Jahren, die auch anfang, die desolate editionsphilologische Situation zu verbessern, sieht sich heute kaum mehr genötigt, L. gegenüber Goethe zu verteidigen oder gar auszuspielen. Stattdessen sind die historischen Kontextualisierungen und ästhetischen Deutungen sehr viel differenzierter geworden. Insbesondere die von L. in Berka verfassten Schriften zur Soldatenreform und die Moskauer Schriften, die seit 2007 in Editionen vorliegen (vgl. Lenz 2007b, hg. v. Griffith u. Hill; Lenz 2007a, hg. v. Tommek), harren noch einer genaueren Untersuchung.

## Werke

Lenz, Jakob Michael Reinhold: Gesammelte Schriften. Hg. v. Franz Blei. 5 Bde. München, Leipzig 1909–1913. Reprint: Hildesheim 2002. – Briefe von und an J.M.R. Lenz. Hg. v. Karl Freye u. Wolfgang Stammeler. 2 Bde. Leipzig 1918. – WuB 1–3. – Der Hofmeister. Synoptische Ausgabe von Handschrift und Erstdruck. Hg. v. Michael Kohlenbach. Basel u.a. 1986. – Belinde

und der Tod. Carrikatur einer Prosepopee. Mit einem Nachwort v. Verena Tammann-Bertholet u. Adolf See-  
 baß. Basel 1988. – Pandämonium Germanikum. Eine  
 Skizze. Synoptische Ausgabe beider Handschriften.  
 Mit einem Nachwort hg. v. Matthias Luserke u. Chris-  
 toph Weiß. St. Ingbert 1993. – Philosophische Vor-  
 lesungen für empfindsame Seelen. Faksimiledruck der  
 Ausgabe Frankfurt und Leipzig 1780. Mit einem Nach-  
 wort hg. v. Christoph Weiß. St. Ingbert 1994. – Werke  
 in zwölf Bänden. Faksimiles der Erstausgaben seiner  
 zu Lebzeiten selbständig erschienenen Texte. Hg.  
 v. Christoph Weiß. St. Ingbert 2001. Bd. 1: Die Land-  
 plagen; Bd. 2: Lustspiele nach dem Plautus; Bd. 3:  
 Der Hofmeister; Bd. 4: Der neue Menoza; Bd. 5: An-  
 merkungen übers Theater; Bd. 6: Meynungen eines  
 Layen; Bd. 7: Menalk und Mopsus / Eloge de feu Mon-  
 sieur \*\*nd / Vertheidigung des Herrn W. gegen die  
 Wolken / Petrarch; Bd. 8: Die Freunde machen den  
 Philosophen; Bd. 9: Die Soldaten; Bd. 10: Flüchtige  
 Aufsätze; Bd. 11: Der Engländer; Bd. 12: Philosophi-  
 sche Vorlesungen für empfindsame Seelen. – Jupiter  
 und Schinznach. Jakob Michael Reinhold Lenz u. a.  
 (zusammen mit Ramond de Carbonnières: Die letzten  
 Tage des jungen Olban) Berlin 1778. Mit einem Nach-  
 wort v. Matthias Luserke. Reprint der Ausgabe von  
 1777: Hildesheim u. a. 2001. – Als Sr. Hochedelgeboh-  
 ren der Herr Professor Kant den 21sten August 1770  
 für die Professor-Würde disputierte. Faksimile des  
 Erstdrucks Königsberg 1770. Hg. v. Christoph Weiß.  
 Laatzten 2003. – Moskauer Schriften und Briefe. Hg. u.  
 kommentiert v. Heribert Tommek. 2 Bde. Berlin 2007a.  
 Bd. 1: Textband; Bd. 2: Kommentarband. – Schriften  
 zur Sozialreform. Das Berkaer Projekt. Hg. v. Elystan  
 Griffiths u. David Hill, unter Mitwirkung v. Heribert  
 Tommek. 2 Bde. Frankfurt a.M. u. a. 2007b.

**Übersetzung:** Pleschtschew, Sergei: Übersicht  
 des Russischen Reichs nach seiner gegenwärtigen  
 neu eingerichteten Verfassung. Aus dem Russischen  
 übersetzt von J.M.R. Lenz. [Moskau 1787]. Mit einem  
 Nachwort v. Matthias Luserke u. Christoph Weiß. Hil-  
 desheim u. a. 1992.

## Forschung

Dedner, Burghard, Hubert Gersch u. Ariane Martin  
 (Hg.): „Lenzens Verrückung“. Chronik und Doku-  
 mente zu J.M.R. Lenz von Herbst 1777 bis Frühjahr  
 1778. Tübingen 1999.  
 Goedeke 4.1, 774–799.

Herboth, Franziska: Satiren des Sturm und Drang.  
 Innenansichten des literarischen Feldes zwischen  
 1770 und 1780. Hannover 2002, zu Lenz bes. 142–146,  
 210–221, 240–271.

Hill, David (Hg.): Jakob Michael Reinhold Lenz. Stu-  
 dien zum Gesamtwerk. Opladen 1994.

Killy 7, 225–228.

Kosch 9, 1226–1231.

LJb. Sturm-und-Drang-Studien. Hg. v. Matthias Lu-  
 serke u. Christoph Weiß in Verbindung mit Gerhard  
 Sauder. Bde. 1–15 (1991 ff.); ab Bd. 16 (2009) hg. v.  
 Nikola Roßbach, Ariane Martin u. Matthias Luserke-  
 Jaqui.

Luserke, Matthias (Hg.): Jakob Michael Reinhold Lenz  
 im Spiegel der Forschung. Hildesheim u. a. 1995.

Luserke, Matthias: Lenz-Studien. Literaturgeschichte,  
 Werke, Themen. St. Ingbert 2001.

Luserke, Matthias: Sturm und Drang. Autoren –  
 Texte – Themen. Bibliographisch ergänzte Ausgabe.  
 Stuttgart 2010.

Martin, Ariane: Die kranke Jugend. J.M.R. Lenz und  
 Goethes Werther in der Rezeption des Sturm und  
 Drang bis zum Naturalismus. Würzburg 2002.

Müller, Maria E.: Die Wunschwelt des Tantalus. Kri-  
 tische Bemerkungen zu sozialutopischen Entwürfen  
 im Werk von J.M.R. Lenz, in: literatur für leser (1984)  
 H. 3, 148–161.

Müller, Peter (Hg.): Jakob Michael Reinhold Lenz  
 im Urteil dreier Jahrhunderte. Texte der Rezeption  
 von Werk und Persönlichkeit. 18.–20. Jahrhun-  
 dert. Gesammelt u. hg. v. Peter Müller unter Mitar-  
 beit v. Jürgen Stötzer. Bd. 1–3 u. 4. Bern u. a. 1995 u.  
 2005.

Pautler, Stefan: Jakob Michael Reinhold Lenz. Pietis-  
 tische Weltdeutung und bürgerliche Sozialreform im  
 Sturm und Drang. Gütersloh 1999.

Rosanow, M.N.: Jakob M.R. Lenz, der Dichter der  
 Sturm- und Drangperiode. Sein Leben und seine  
 Werke. Übersetzt v. C. v. Gütschow. Leipzig 1909.  
 Nachdruck: Leipzig 1972 sowie Hildesheim u. a. 2001  
 (zuerst russ. Moskau 1901).

Roßbach, Nikola: Jakob Michael Reinhold Lenz. Bib-  
 liographie 2005–2010, in: LJb 17 (2010), 135–148.

Scherpe, Klaus R.: Dichterische Erkenntnis und „Pro-  
 jektemacherei“. Widersprüche im Werk von J.M.R.  
 Lenz, in: GJb 94 (1977), 206–235.

Stephan, Inge u. Hans-Gerd Winter (Hg.): „Unaufhör-  
 lich Lenz gelesen ...“. Studien zu Leben und Werk von  
 J.M.R. Lenz. Stuttgart u. a. 1994.

Stephan, Inge u. Hans-Gerd Winter (Hg.): Zwischen Kunst und Wissenschaft. Jakob Michael Reinhold Lenz. Bern u. a. 2006.

Tommek, Heribert: J.M.R. Lenz. Sozioanalyse einer literarischen Laufbahn. Heidelberg 2003.

Wilson, Daniel W.: Zwischen Kritik und Affirmation. Militärphantasien und Geschlechterdisziplinierung bei J.M.R. Lenz, in: „Unaufhörlich Lenz gelesen ...“. Studien zu Leben und Werk von J.M.R. Lenz. Hg. v. Inge Stephan u. Hans-Gerd Winter. Stuttgart u. a. 1994, 52–85.

Winter, Hans-Gerd: Jakob Michael Reinhold Lenz. 2. überarbeitete u. aktualisierte Aufl. Stuttgart 2000 (mit Bibliographie).

Winter, Hans-Gerd: „Recht beschwerliche Gedächtnisarbeit“. Über die Widersprüche zwischen den Lenz-Bildern in der Wissenschaft der letzten dreißig Jahre, in: Zwischen Kunst und Wissenschaft. Jakob Michael Reinhold Lenz. Hg. v. Inge Stephan u. Hans-Gerd Winter. Bern u. a. 2006, 85–118.

Wurst, Karin A.: A Shattered Mirror. Lenz's Concept of Mimesis, in: Space to Act. The Theater of J.M.R. Lenz. Hg. v. Helga Stipa Madland u. Alan C. Leidner. Columbia/SC 1993, 106–120.

*Heribert Tommek*

## Maler Müller (i.e. Friedrich Müller)

\* 13. 1. 1749 Bad Kreuznach, † 23. 4. 1825 Rom

Friedrich Müller wurde am 13. 1. 1749 in Bad Kreuznach als Sohn des Bäckers und Winzers Johannes Friedrich Müller (1727–1760) und dessen Frau Katharina Margaretha Müller, geb. Roos (1730–1796) geboren. Der frühe Tod des Vaters zwang M., bereits nach vier Jahren das Kreuznacher Gymnasium zu verlassen und in der elterlichen Land- und Gastwirtschaft auszuhelfen (vgl. Leuschner 1997, 373). M. war dort u. a. als Hirte tätig. Thös-Kössel warnt im Hinblick darauf vor einer Überstrapazierung des Zusammenhangs von Leben und Werk in der Forschungsgeschichte: „Wenn jedoch in der Biographie das Jugenderlebnis

des Kühehütens den Stellenwert einer Ursache späterer künstlerischer Ausformungen erhält, ist Vorsicht geboten“ (Thös-Kössel 1993, 28). Mit 15 Jahren kam M. durch Vermittlung des Kaufmanns Schmerz an den Hof des Herzogs Christian IV. von Pfalz-Zweibrücken (1722–1775) (vgl. vom Hofe 1982, [12]) und begann eine Ausbildung zum Maler unter Daniel Hien (1724–1773). Zusammen mit seinem Lehrmeister sowie den weiteren Hofkünstlern Georg Friedrich Meyer (1733–1779) und Johann Christian Mannlich (1741–1822) bildete M. eine Künstlergruppe in Zweibrücken (vgl. Thös-Kössel 1993, 36). M. kam am Hofe trotz seiner gesellschaftlich niedrigen Herkunft gut zurecht, diese wurde aber zum Problem, als er um die Hand der Oberkonsistorialratstochter Charlotte Kaerner anhielt. Ihr Vater wies den Antrag ab, obwohl Charlotte ein Kind von M. erwartete (vgl. ebd., 43 f.). Wann genau M. begann, sich ernsthaft mit Literatur und Dichtung auseinanderzusetzen, ist unklar, vom Hofe meint, erste dichterische Unternehmungen fielen noch in die Zweibrücker Zeit (vgl. vom Hofe 1982, [12]). 1775 übersiedelte M. nach der ‚dimission‘ durch den Herzog ins benachbarte Mannheim, wo er seit 1769 regelmäßig zu Gast an der dortigen Zeichenakademie war (vgl. Thös-Kössel 1993, 46 f.). Unter dem Kurfürsten Karl Theodor von der Pfalz (1724–1799) bildete sich der junge Maler bei Peter Anton Verschaefelt (1710–1793) fort (vgl. ebd., 51 f.) und wurde pfälzischer Kabinettsmaler (vgl. vom Hofe 1982, [14]). M.s Kunst fand ihre Bewunderer (vgl. Thös-Kössel 1993, 51), gleichzeitig wagte er erste literarische Gehversuche: Vermittelt durch Johann Friedrich Hahn (1753–1779), erschien M.s *Lied eines bluttrunknen Wodanadlers* – überarbeitet von Klopstock – im *Göttinger Musenalmanach* 1774 und M. gehörte „über Nacht zur literarischen Avantgarde“ (Killy 8, 264). Der Verleger

Christian Friedrich Schwan (1733–1815) eröffnete dem „pfälzischen Genie“ zudem mit der Zeitschrift *Die Schreibtafel* ein Forum, „das der junge Dichtermaler fleißig nutzte“. (ebd.) Die Gedichte und Idyllen waren zunächst noch mit der anonymen Autorangabe „von einem jungen Mahler“ erschienen, die 1775 veröffentlichte pfälzische Idylle *Die Schaaf-Schur* nennt erstmals den „Mahler Müller“ als Verfasser (vgl. vom Hofe 1982, [3]). Der selbstgewählte Namenszusatz „Mahler“ sollte sein professionelles Künstlertum unterstreichen (vgl. Leuschner 1997, 373; über die Problematik dieser Selbsteinschätzung sowie des in diesem Zusammenhang häufig verwendeten Begriffs ‚Doppelbegabung‘ vgl. vom Hofe 1982, [3 f.]; Thös-Kössel 1993, 14–17). In der Mannheimer Zeit entstanden die Pfälzer Idyllen, Balladen, viele Gedichte und die wichtigen Entwürfe zu *Genovefa* (1776) sowie zu den zwei fragmentarischen *Faust*-Stücken (1776/1778) (vgl. Weinold 1874, 500, dieser liefert einen Abdruck der beiden Fragmente, vgl. ebd., 505–512; vom Hofe 1982, [15]), M. bearbeitete als Erster aus dem Kreis der SuD-Autoren den Stoff des Teufelsbündlers (vgl. Leuschner 1997, 374). Im Haus seines Verlegers Schwan begegnete M. u. a. Goethe, Wieland (1733–1813), H.L. Wagner, Lenz, Klinger und Lessing (1729–1781), mit Letzterem verband ihn eine bleibende Freundschaft (vgl. vom Hofe 1982, [15]). Seit August 1777 wuchs M.s Plan von einer Kunstreise, die er schließlich 1778 verwirklichen konnte. Mit finanzieller Unterstützung durch Kurfürst Karl Theodor sowie Theodor von Dalberg (1744–1817) und den Weimarer Kreis um Goethe reiste M. nach Rom (vgl. ebd., [16]; Leuschner 1997, 374). Während einer schweren Krankheit konvertierte M. dort im Jahr 1780 zum Katholizismus, was in der Heimat „Befremden“ und „Enttäuschung“ auslöste (vgl. vom Hofe 1982,

[18]). M. sollte für den Rest seines Lebens in Rom bleiben, er starb nach langer Krankheit am 23. 4. 1825.

Von seiner Kunst, die zwar vom Können des Malers zeugt, an der aber der „Makel des Vorläufigen“ (Thös-Kössel 1993, 8) kritisiert wird, ist bis auf einige Zeichnungen und Radierungen wenig erhalten geblieben (vgl. ebd.). M.s Dichtungen behalten ihn im Gedächtnis, insbesondere seine Idyllen revolutionierten die Gattung maßgeblich (vgl. Schmidt 1885, 535; Böschenstein 1990, 10; Thös-Kössel 1993, 11).

## Werke

Müller, Friedrich (genannt Maler Müller): Bacchidon und Milon, eine Idylle, nebst einem Gesang auf die Geburt des Bacchus. Mannheim 1775. – Der Faun, eine Idylle. Mannheim 1775. – Das Nuß-Kernen, eine Pfälzische Idylle. Mannheim 1775. – Der Satyr Mopsus, eine Idylle in drey Gesängen. Mannheim 1775. – Die Schaaf-Schur, eine Pfälzische Idylle. Mannheim 1775. – Situation aus Fausts Leben. Mannheim 1776. – Adams erstes Erwachen und erste seelige Nächte. Mannheim 1778. – Fausts Leben dramatisirt. Erster Theil. Mannheim 1778. – Niobe, ein lyrisches Drama. Mannheim 1778. – Mahler Müller's Werke. Hg. v. Anton Georg Batt, J.P. Le Pique u. Ludwig Tieck. 3 Bde. Heidelberg 1811. – Mahler Müllers Werke. [Hg. v. Anton Georg Batt, J.P. Le Pique und Ludwig Tieck]. Faksimiledruck nach der Ausgabe von 1811. 3 Bde. Mit einem Nachwort hg. v. Gerhard vom Hofe. Heidelberg 1982. – Idyllen. Friedrich Müller genannt Maler Müller. Vollständige Ausgabe in drei Bänden unter Benutzung des handschriftlichen Nachlasses. Hg. v. Otto Heuer. Leipzig 1914. – Maler Müllers Werke. Mit neuer Würdigung des Dichters und Malers hg. von Max Oeser. Mannheim u. a. 1918. – Werke und Briefe. Friedrich Müller, genannt Maler Müller. Hg. v. Rolf Paulus u. Gerhard Sauder. Heidelberg 1993–2000.

## Forschung

Böschenstein, Renate: Grotte und Kosmos. Überlegungen zu Maler Müllers Idyllen-Mythologie, in: Maler Müller in neuer Sicht. Studien zum Werk des Schriftstellers und Malers Friedrich Müller (1749–1825). Hg.



v. Gerhard Sauder, Rolf Paulus u. Christoph Weiß. St. Ingbert 1990, 9–29.

Goedeke 2.6, 677 ff.

Hofe, Gerhard vom: Nachwort, in: Mahler Müllers Werke. Faksimiledruck nach der Ausgabe von 1811. 3 Bde. Mit einem Nachwort hg. v. Gerhard vom Hofe. Heidelberg 1982, Bd. 3. [3–40].

Killy 8, 263–266.

Kosch 10, 1457 ff.

Leuschner, Ulrike: Maler Müller, in: NDB 18 (1997), 373–375.

Maler-Müller-Almanach. Bad Kreuznach 1980 ff.

Schmidt, Erich: Müller, Friedrich, in: ADB 22 (1885), 530–535.

Thös-Kössel, Siegmund: Ansichten des Malers Friedrich Müller (1749–1825). Zur Kunst des Scheiterns vor 1800. St. Ingbert 1993.

Weinold, Karl: Beiträge zu Maler Müllers Leben und Schriften, in: Archiv für Literaturgeschichte 3 (1874), 495–523.

*Désirée Müller*

## Miller, Johann Martin

\* 3. 12. 1750 Ulm, † 21. 6. 1814 Ulm

Johann Martin Miller wurde am 3. 12. 1750 in Ulm als Sohn des Pfarrers Johann Michael Miller (1722–1774) und dessen Frau Dorothea Sibylla (1726–1804) geboren. Die ersten zehn Jahre seines Lebens verbrachte M. in Leipheim, 1763 folgte der Umzug nach Ulm, wohin sein Vater als Münsterprediger berufen wurde. Nach der Ulmer Gymnasialzeit nahm man M. mit 16 Jahren in der der Schule angeschlossenen Akademie auf, er studierte Theologie und Philosophie. Im Herbst 1770 immatrikulierte er sich an der Göttinger Universität, um das Theologiestudium fortzuführen. Ab 1777 wohnte M. dort bei seinem Onkel, dem Theologieprofessor Johann Peter Miller (1725–1789).

M.s *Klagelied eines Bauren* erschien erstmals im *Göttinger Musenalmanach* 1773 von

Heinrich Christian Boie (1744–1806), dieser machte M. im Anschluss mit weiteren jungen Göttinger Dichtern bekannt. Aus diesem Zusammentreffen resultierte am 12. 9. 1772 die Gründung des Dichter- und Freundschaftsbundes ‚Der Hain‘. Neben M. zählen sein Verwandter Gottlob Dietrich Miller (1753–1822), Johann Heinrich Voß (1751–1826), Johann Friedrich Hahn (1753–1779), Ludwig Hölty (1748–1776) und Johann Thomas Ludwig Wehrs (1751–1811) zu den Initiatoren (vgl. Elschenbroich 1994, 514). Im Göttinger Hain führte M. als Sekretär das *Bundesjournal* und zeichnete sich vor allem durch seine Lieder aus (vgl. ebd., 515; Moering 2003, 159). Dem Ideal Klopstock'scher Dichtkunst folgend, waren M.s Beiträge geprägt von den Themengebieten Natur, Freundschaft und Liebe (vgl. Elschenbroich 1994, 515). Darüber hinaus beschäftigte er sich mit Sonderkategorien der Liederdichtung, es erschienen Bauern- und Nonnenlieder, besonders bemüht war M. jedoch um die Wiederbelebung des Minnesangs (vgl. ebd.), was ihm den Bundesnamen „Minnehold“ eintrug (vgl. ebd.; Luserke 2010, 253). Nach dem Tod des Vaters 1774 musste M. auf Druck der Familie nach Leipzig gehen, um dort sein Studium abzuschließen, er kam aber bereits zu Ostern 1775 wieder nach Göttingen, besuchte im Folgenden Klopstock in Hamburg und beendete die Universität im Juni 1775. Danach folgten Reisen nach Gießen, Wetzlar und Darmstadt zu Klinger, Wagner, Merck (1741–1791) sowie Philipp Christoph Kayser (1755–1823). In Zürich verkehrte er mit den Brüdern Stolberg und Lavater. Schließlich kehrte M. nach Ulm zurück und übernahm 1777 die Redaktion von Schubarts *Teutscher Chronik*. Bis 1780 war er zudem Vikar in Ulm, im selben Jahr heiratete er nach mehreren Liebschaften und gelösten Verlobungen (vgl. Schmidt 1885, 750 f.) die

Gastwirtstochter Anna Magdalena Spranger (1758–1805), die Ehe blieb kinderlos. M. wurde schließlich Pfarrer in Jungingen und 1781 zudem Professor für Naturrecht, griechische Sprache und Theologie am Ulmer Gymnasium. 1783 ernannte man ihn, wie zuvor seinen Vater, zum Ulmer Münsterprediger, dieses Amt führte er bis zu seinem Tod mit nur kurzer Unterbrechung aus. Nach dem Tod seiner ersten Frau 1805 heiratete M. noch im selben Jahr sein Dienstmädchen Magdalene Kröner (1770–1812), mit der er zwei Kinder hatte. Auch Magdalene starb vor ihm, und so ging M. 1812 die dritte Ehe mit der Pfarrerswitwe Sibylle Juliane (\*1778) ein.

Die Qualität von M.s dichterischem Können wird in der Forschung übereinstimmend als mangelhaft und oberflächlich bewertet (vgl. u. a. Schmidt 1885; Sauer [1892] 1966; Müller 1989; Elschenbroich 1994), die zeitgenössische Reaktion der Leserschaft fiel jedoch durchaus positiv aus (vgl. Müller 1989, 38; Heinze 1992, 54). So wird insbesondere die 1776 erschienene Wertheriade *Sieewart. Eine Klostergeschichte* in ihrer Breitenwirkung als „wichtiges Dokument empfindsamer Kultur“ (Müller 1989, 38) anerkannt, der „Trivialroman“ (Heinze 1992) popularisiert das literarische Motiv vom auf dem Grabhügel der Geliebten Sterbenden (vgl. Luserke 2010, 186). M. veröffentlicht in den folgenden Jahren noch einzelne Werke, so z. B. den *Beytrag zur Geschichte der Zärtlichkeit* (1776), den *Briefwechsel dreier akademischer Freunde* (1776) und die *Geschichte Karls von Burgheim und Emiliens von Rosenau* (1778). Bemerkenswert bleibt neben seiner Dichtung für den Göttinger Hain jedoch der hinterlassene umfangreiche Briefwechsel, darunter vor allem die 36 Jahre dauernde Korrespondenz mit Voß, welche als eines der wichtigsten Dokumente für die Geschichte des Freundschaftsbun-

des angesehen wird, da der Schwerpunkt der Brieftexte auf die Jahre 1774–1778 fällt (vgl. von Stosch 2012, 687). In gleichem Maße beschränkt sich die Majorität seiner literarischen Produktion vorwiegend auf die SuD-Jahre, danach widmet sich M. bis zu seinem Tod 1814 den diversen kirchlichen Ämtern und lehrenden Tätigkeiten.

## Werke

Miller, Johann Martin: *Sieewart. Eine Klostergeschichte*. 2 Teile. Leipzig 1776. <sup>2</sup>1777 (überarbeitet, in drei Teilen). Faksimile-Druck der Ausgabe Leipzig 1776. 2 Bde. Mit einem Nachwort v. Alain Faure. Stuttgart 1971. – *Beytrag zur Geschichte der Zärtlichkeit*. Aus den Briefen zweier Liebenden. Leipzig 1776. – *Predigten für das Landvolk*. Leipzig 1776/1784. – *Geschichte Karls von Burgheim und Emiliens von Rosenau*. In Briefen. 4 Bde. Hamburg 1778–1780. – *Briefwechsel dreier akademischer Freunde*. Ulm 1776. <sup>2</sup>1779. – *Gedichte*. Ulm 1783. – *Für Klopstock*. Ein Gedichtband des Göttinger „Hains“, 1773. Nach der Handschrift im Hamburger Klopstock-Nachlass. Tübingen 1957. – *Der Briefwechsel zwischen Johann Martin Miller und Johann Heinrich Voß*. Unter Verwendung von Vorarbeiten von Alain Faure. Hg. v. Manfred von Stosch. Berlin u. a. 2012.

## Forschung

Elschenbroich, Adalbert: Miller, Johann Martin, in: NDB 17 (1994), 514–516.  
 Faure, Alain: *Johann Martin Miller, romancier sentimental*. Paris 1977.  
 Heinze, Diethard: Johann Martin Millers *Sieewart. Eine Klostergeschichte*. Der „Trivialroman“ und seine Leser, in: ZfG 2.1 (1992), 51–62.  
 Killy 8, 164 ff.  
 Kosch 10, 1089–1090.  
 Kraeger, Heinrich: *Johann Martin Miller. Ein Beitrag zur Geschichte der Empfindsamkeit*. Bremen 1893.  
 Luserke, Matthias: *Sturm und Drang. Autoren – Texte – Themen*. Bibliographisch ergänzte Ausgabe. Stuttgart 2010.  
 Moering, Renate: Friedrich Leopold Graf zu Stolbergs Gedicht *An Johann Martin Miller*. Freundschaftsdichtung des Göttinger Hains, in: *Goethezeit – Zeit für Goethe*. Auf den Spuren deutscher Lyriküberlieferung

in die Moderne. Hg. v. Konrad Feilchenfeldt. Tübingen 2003, 153–160.

Müller, Ruth E.: Johann Martin Millers *Siegwart*. Empfindsames Erzählen und Musik, in: dies.: *Erzählte Töne. Studien zur Musikästhetik im späten 18. Jahrhundert*. Stuttgart 1989, 37–56.

Sauer, August (Hg.): *Der Göttinger Dichterbund*. 2. u. 3. Teil. Unveränderter reprografischer Nachdruck der Ausgabe 1892/1893. Darmstadt 1966.

Schmidt, Erich: Miller, Johann Martin, in: ADB 21 (1885), 750–755.

*Désirée Müller*

## Moritz, Karl Philipp

\* 15. 9. 1756 Hameln, † 26. 6. 1793 Berlin

Folgt man den herkömmlichen literaturgeschichtlichen Einordnungen, dann gehören Karl Philipp Moritz und sein Werk in die Vorgeschichte der Weimarer Klassik. M. taucht zuerst im Scheinwerferkegel von Goethes italienischer Reise als Dichtergenosse auf, der „wie ein jüngerer Bruder“ erschien, „von derselben Art, nur da vom Schicksal verwahrlost und beschädigt, wo ich begünstigt und vorgezogen bin“. (An Charlotte von Stein, 14. 12. 1786) Doch die Differenz zwischen Goethe, der seine Selbstverortung zwischen Bürgertum und Hof suchte, und M., der im sozialen Aufstieg seine psychischen Defekte verarbeiten musste, reicht tiefer.

Tatsächlich entstammte M. ärmlichsten Verhältnissen, geprägt von den religiösen Streitereien der Eltern um den Vorrang von quietistischem Separatismus oder orthodox-pietistischem Luthertum. Körperliche und psychische Quälereien während Erziehung und Lehre prägten das Kind und trieben es an den Rand des Selbstmords. Als von einem Pfarrer seine Begabung erkannt wurde, begann der soziale Aufstieg mit dem Besuch

des Gymnasiums in Hannover und einem Theologiestudium in Erfurt. M. entwickelte Kontakte zu den Herrnhutern, den Dessauer Philanthropen um Basedow (1724–1790) und zum Kreis der Berliner Aufklärung um Mendelssohn (1729–1786). Als Lehrer am renommierten Gymnasium zum Grauen Kloster in Berlin 1784 hatte er die erste Stufe des sozialen Aufstiegs erreicht. Die Schullaufbahn beendete der publizistische Erfolg seiner *Reisen eines Deutschen in England im Jahre 1782*; seine Italienreise 1786–1788 zeitparallel zu derjenigen Goethes betrachtete M. selbst als Höhepunkt seines Lebens. Nach seiner Rückkehr nach Berlin wurde er Professor der Theorie der schönen Künste und Altertumskunde an der Akademie der Künste, 1791 Mitglied der Preußischen Akademie der Wissenschaften und Hofrat.

Begonnen hatte M. als Lyriker. Seine *Sechs deutschen Gedichte, dem Könige von Preußen gewidmet* (1781) blieben im zeitgenössischen Literaturbetrieb nicht unbeachtet, hatte doch Friedrich der Große (1712–1786) die Widmung mit einem freundlichen Dankschreiben beantwortet und damit den jungen Dichter ins politisch-literarische Rampenlicht gerückt. Ein Jahr zuvor (zweite Fassung 1781) war das später fast vergessene und unterschätzte Drama *Blunt oder der Gast* erschienen. Was hier ziemlich zeitgleich mit Schillers *Räubern* (1781) in die Öffentlichkeit kam, ist erst in jüngerer Zeit gleichsam wiederentdeckt und in eine Reihe mit den bekannten Dramen des SuD gestellt worden (vgl. Luserke 1993), auch wenn es in dieser Zuschreibung so nicht unbedingt aufgehen muss. Doch verblassen das Drama und die Vielzahl von Veröffentlichungen im beruflichen Umkreis vor dem ‚psychologischen Roman‘ *Anton Reiser* (1785–1790), der zugleich als autobiografischer Roman angelegt war. Vor Goethes *Wilhelm Meisters*

*Lehrjahre* (1795/1796) hatte M. damit die Gattungsgeschichte des Theaterromans und des Bildungsromans grundgelegt. Als Roman, der die geradezu zu einer Zeitmode aufgestiegene Theatromanie (vgl. Catholy 1962) thematisierte, hatte *Anton Reiser* erstmals einem zentralen Aspekt des SuD mit hohem Ansteckungspotenzial eine deutliche Stimme und einen verstehend nachvollziehbaren Lebenslauf gegeben. Der Schauspieler Iffland (1759–1814), ein Schulfreund von M. und selbst nicht unempfänglich für diese Verlockung der bürgerlichen Jugend der Epoche, hat diese Krankheit in einem Aufsatz *Ueber den Hang, Schauspieler zu werden* (1808) nachträglich auf den Begriff gebracht: „Junge Leute von angegriffener, kränkender Imagination, die sich als Schriftsteller oder Dichter ohne Erfolg versucht, in der Liebe Unglück gehabt haben, gerathen dahin, in einer dumpfen Schwermuth zu verkehren. Sie brüten ihr Leben so dahin, und gefallen sich indem sie an allem, was um sie her vorgeht, keinen Antheil nehmen. [...] Wenn diese auf den Gedanken gerathen, Schauspieler zu werden, so ist das Uebel fast unheilbar.“ (Iffland 1808, 8).

Kritik und Forschung haben in Fortschreibung solcher Gedanken eine bis zur Identität reichende Verbindung zwischen dem Autor des *Anton Reiser* und seiner Titelfigur herstellen wollen. Dabei ist übersehen worden, dass der Autor des psychologischen Romans *Anton Reiser*, der zugleich Herausgeber eines *Magazins zur Erfahrungsseelenkunde* war (10 Bde., 1783–1793), sehr wohl zwischen einem reflektiert schreibenden Subjekt und einem Ich, das als Textfigur auftritt, zu unterscheiden wusste. Die Identifikationssucht des von der Theatromanie angesteckten Titelhelden ist Programm des Romans; sein Autor hat sich daraus befreit. Nach seinem Italienaufenthalt und einem zwei Monate dauernden

Besuch bei Goethe in Weimar legte M. mit seinen Schriften zur Ästhetik, etwa *Über die bildende Nachahmung des Schönen* (1788), die Grundlagen der klassischen Vorstellungen zur Autonomie und Eigengesetzlichkeit des Kunstwerks.

## Werke

Moritz, Karl Philipp: Beiträge zur Philosophie des Lebens aus dem Tagebuche eines Freimäurers. Berlin 1780. – Unterhaltungen mit meinen Schülern. Erstes Bändchen. Berlin 1780. – Aussichten zu einer Experimentalseelenlehre an Herrn Direktor Gerike. (Bei der Jubelfeier des Herderschen Gymnasiums.) Berlin 1782. – Deutsche Sprachlehre für die Damen. Berlin 1782. – Andreas Hartknopf. Eine Allegorie. Berlin 1786 (tatsächlich 1785). – Denkwürdigkeiten, aufgezeichnet zur Beförderung des Edlen und Schönen. Berlin 1786. – Fragmente aus dem Tagebuche eines Geistesehers. Von dem Verfasser des Anton Reiser. Berlin 1787. – Götterlehre oder mythologische Dichtungen der Alten. Mit fünf und sechzig in Kupfer gestochenen Abbildungen. Berlin 1791. – Mythologischer Almanach für Damen. Berlin 1792. – Mythologisches Wörterbuch zum Gebrauch für Schulen. Berlin 1793. – Allgemeiner deutscher Briefsteller, welcher eine kleine deutsche Sprachlehre, die Hauptlehre des Styls und eine vollständige Beispielsammlung von Briefen enthält. Berlin 1793. – Grammatisches Wörterbuch der deutschen Sprache. Bd. 1. Berlin 1793. – Die große Loge oder der Freimaurer mit Wage und Senkblei. Von dem Verfasser der Beiträge zur Philosophie des Lebens. Berlin 1793. – Vorlesungen über den Styl oder praktische Anweisung zu einer guten Schreibart in Beispielen aus den vorzüglichsten Schriftstellern. Erster Theil: Berlin 1793. Zweiter Theil: Berlin 1794. – Die neue Cecilia. Letzte Blätter. Berlin 1794. – Launen und Phantasien. Hg. v. Carl Friedrich Klischnig. Berlin 1796. – Werke in zwei Bänden. Ausgewählt u. eingeleitet v. Jürgen Jahn. 3. Aufl. Berlin u. a. 1981. – Werke. Hg. v. Horst Günther. 3 Bde. 2. Aufl. Frankfurt a.M. 1993. – Werke in zwei Bänden. Hg. v. Heide Hollmer u. Albert Meier. Frankfurt a.M. 1997 ff.

Iffland, August Wilhelm: Ueber den Hang, Schauspieler zu werden, in: Almanach fürs Theater. Hg. v. August Wilhelm Iffland. Berlin (1808), Jg. 2, 1–33.

## Forschung

Allkemper, Alo: Der Schein der Rettung oder die Phantasie vom guten Zufall. Zu Karl Philipp Moritz' Drama *Blunt oder der Gast*, in: Lessing Yearbook 21 (1989), 123–139.

Baumann, Steffi: Geschichten, die helfen, die Seele zu erkunden. Karl Philipp Moritz' *Anton Reiser* und das Magazin zur Erfahrungsseelenkunde. Berlin 2009.

Berghahn, Cord-Friedrich: Das Wagnis der Autonomie. Studien zu Karl Philipp Moritz, Wilhelm von Humboldt, Heinrich Gentz, Friedrich Gilly und Ludwig Tieck. Heidelberg 2012.

Boulby, Mark: Karl Philipp Moritz. At the Fringe of Genius. Toronto u. a. 1979.

Catholy, Eckehard: Karl Philipp Moritz und die Ursprünge der deutschen Theaterleidenschaft. Tübingen 1962.

Costazza, Alessandro: Genie und tragische Kunst. Karl Philipp Moritz und die Ästhetik des 18. Jahrhunderts. Bern u. a. 1999.

Hollmer, Heide: Karl Philipp Moritz' *Blunt oder der Gast* – ein umstrittenes Nebenwerk, in: Moritz zu Ehren. Beiträge zum Eutiner Symposium im Juni 1993. Hg. v. Wolfgang Griep. Eutin 1996, 53–63.

Killy 8, 225 ff.

Kim, Hee-Ju: Ich-Theater. Zur Identitätsrecherche in Karl Philipp Moritz' *Anton Reiser*. Heidelberg 2004.

Kosch 10, 1328–1335.

Košenina, Alexander (Hg.): Karl Philipp Moritz. Literarische Experimente auf dem Weg zum psychologischen Roman. Göttingen 2006.

Krupp, Anthony: Karl Philipp Moritz's Life and Walks, in: ders. (Hg.): Karl Philipp Moritz: Signaturen des Denkens. Amsterdam u. a. 2010, 11–18.

Luserke, Matthias: Der Abgesang auf den Sturm und Drang. Plädoyer für eine neue Lektüre von Moritz' Drama *Blunt oder der Gast*, in: Karl Philipp Moritz. Text + Kritik 118/119. München 1993, 67–75.

Schrumpf, Hans Joachim: Karl Philipp Moritz. Stuttgart 1980.

Wingerts Zahn, Christof (Hg.): „Das Dort ist nun Hier geworden“. Karl Philipp Moritz heute. Hannover-Laatz 2010.

Winkler, Willi: Karl Philipp Moritz. Reinbek 2006.

*Rolf Selbmann*

## Möser, Justus

\* 14. 12. 1720 Osnabrück, † 8. 1. 1794 Osnabrück

Justus Möser entstammte einer angesehenen Osnabrücker Bürgerfamilie, sein Vater Johann Zacharias Möser (1690–1768) war Kanzlei- und Konsistorialdirektor. Auch M. fand nach einem Jurastudium in Jena und Göttingen (1740–1742) zurück in die westfälische Provinz, um dort eine zentrale Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft des Fürstbistums Osnabrück einzunehmen.

Schon während seines Studiums wurde M. durch väterliche Empfehlung zum Sekretär der Osnabrücker Ritterschaft gewählt (1741) und nahm diese Funktion ab 1744 aktiv wahr (1756 Beförderung zum Syndicus der Ritterschaft). Zugleich arbeitete er als Anwalt und heiratete 1746 standesgemäß die gebildete Bürgerstochter Regina Juliana Elisabeth Brouning (1716–1787). Mit ihr hatte M. zwei Kinder, Johanna Wilhelmina Juliana (Jenny', 1749–1814) und Johann Ernst Justus (1751–1773). Der frühe Tod des Sohnes, der offenbar an den Masern verstarb, war sicherlich der Tiefpunkt in einem ansonsten privat und beruflich gelungenen Leben – so jedenfalls hat M., der wenig von seinen Gefühlen preisgab, es stets dargestellt.

In dem kleinen Fürstbistum Osnabrück nahm M. jahrzehntelang eine Schlüsselstellung ein. Zunächst zum Advocatus Patriae ernannt (1747), der Osnabrück in rechtlichen Fragen vertreten sollte, diente er seinem bedrängten Heimatstaat im Siebenjährigen Krieg (1756–1763) als geschickter Diplomat, dem es gelang, die Kontributionsforderungen der Besatzungsmächte – zunächst Frankreich (1757), dann die englisch-preußische Allianz – zu mildern. Bekannt geworden ist M.s originaler und humorvoller Harlekin-Auftritt auf



der Geburtstagsfeier des Heerführers Herzog Ferdinand von Braunschweig (1721–1792) am 12. 1. 1760, wo M. eine Reduktion der Zahlungsforderungen erwirken konnte. Die jenes Ereignis reflektierende Schrift *Harlekin, oder die Verteidigung des Groteske-Komischen* (1760) erregte breite Aufmerksamkeit und wurde als markante Stellungnahme in der theaterästhetischen Debatte über die Komödie rezipiert.

Nach dem Tod des Fürstbischofs Clemens August (1700–1761) waren die Regierungsverhältnisse in Osnabrück zunächst ungeklärt. 1764 wurde der halbjährige Sohn des englischen Königs Georg III. (1738–1820), Friedrich von York (1763–1827), zum Fürstbischof gewählt und zwei extern berufene Regierungsräte bestellt. Bis zum Amtsantritt Friedrichs von York im Jahr 1783 prägte M. als einflussreicher und hochangesehener Regierungsberater die politischen Geschicke seines Landes (so wurde M. 1762 Rat und Justitiarius beim Kriminalgericht, 1764 Konsulent ohne Stimmrecht, 1768 Regierungsreferendar, 1776 Konsulent mit bedingtem Stimmrecht, 1783 Geheimer Referendar, Geheimer Justizrat). Die Forschung ist sich einig, dass M. das Fürstbistum Osnabrück zwar nicht de jure, jedoch de facto jahrzehntelang führte – im Sinne einer pragmatisch-realistischen, stets auf das ‚Gemeine Beste‘ bedachten, aufgeklärten und dennoch ständehierarchisch ausgerichteten Regierungskunst.

Für M. stellte „das edelste Kunstwerk unter allen [...] die Staatsverfassung“ (Patriotische Phantasien 2, AA-O 5, 23) dar. Doch auch wenn angesichts der notwendigen und nützlichen Politik die Literatur für den Staatsmann nur schmückendes Beiwerk, nur „Putz“ (Über die deutsche Sprache und Literatur, AA-O 3, 72) des gesellschaftlichen Lebens war, gab M. der Literatur seiner Zeit entscheidende

Impulse: als einer „der ersten deutschen prosaischen Schriftsteller“ (Nicolai 1978, 500) und Publizist, als Dichtungstheoretiker, Historiograph und Popularphilosoph.

Seine schriftstellerische Laufbahn begann mit zwei von ihm gegründeten Wochenblättern: zum einen *Ein Wochenblatt*, dessen vom 5. 1. bis 28. 12. 1746 erschienene Beiträge 1747 unter dem Titel *Versuch einiger Gemälde von den Sitten unserer Zeit. Vormalis zu Hannover als ein Wochenblatt ausgeteilt* in Buchform erschienen, zum anderen ab 1747 *Die Zuschauerin/Die Deutsche Zuschauerin*, 1749 unter dem Titel *Die Deutsche Zuschauerin. Ein Wochenblatt*, in Buchform erschienen. Und es war auch weiterhin das periodische Medium der Zeitschrift bzw. des Intelligenzblattes, das M.s Erfolg und Popularität weit über die Grenzen Westfalens hinaus sicherte: In etwa 450 Aufsätzen, Essays, Erzählungen und Anekdoten meldete er sich zu vielfältigen Themen zu Wort, meist abgedruckt in dem von ihm selbst redigierten Intelligenzblatt *Wöchentliche Osnabrückische Anzeigen* (ab 1766) bzw. in dessen Beilage, die ab 1768 als *Nützliche Beylagen zum Osnabrückischen Intelligenz-Blate*, ab 1773 als *Westphälische Beyträge zum Nutzen und Vergnügen* erschien.

287 Aufsätze M.s wurden in überarbeiteter Form als *Patriotische Phantasien* (1774–1786) von Friedrich Nicolai (1733–1811) neu gedruckt. Vielen galt und gilt diese Sammlung geistreicher, stilsicherer, thematisch und formal wandlungsreicher Prosastücke als M.s Hauptwerk.

Außer dem frühen Trauerspiel *Arminius* (1749), in dem M. an einem idealisierten Germanenmythos „im Dienste kultureller und nationaler Selbstfindung bzw. Selbstvergewisserung“ (Stauf 1995, 310) weiterdichtet, ist lediglich eine weitere größere Schrift im eher ‚dezentral‘ (vgl. Nemoianu 1983, 25) or-

ganisierten Werk M.s zu nennen: die *Osnabrückische Geschichte allgemeine Einleitung* (1768). Hier entwirft M. einen Plan zur deutschen Reichsgeschichte, welcher „die Untersuchung des Grundbesitzes und der bürgerlichen Verhältnisse in den Mittelpunkt rückt, also die Frage nach der Ökonomie stellt und so von einer Geschichte ‚der Haupt- und Staatsaktionen‘ zu einer lebendigen Geschichte des Landes und Volkes gelangt“ (Huth 2008, 171). Viele Zeitgenossen werteten diesen innovativen Versuch, die deutsche Geschichte ganz anders zu schreiben, als M.s bedeutendstes, in jedem Fall als sein spektakulärstes Werk. Herder druckte die Vorrede der *Osnabrückischen Geschichte* in seiner SuD-Programmschrift *Von Deutscher Art und Kunst, einige fliegende Blätter* (1773) ab; Goethes Mittelalterbild, wie er es im *Götz von Berlichingen* (1773) zeichnet, wurde nicht nur von M.s Idealisierung des Faustrechts in *Der hohe Stil der Kunst unter den Deutschen* (Patriotische Phantasien 1, Nr. 54, AA-O 4, 263–268) beeinflusst, sondern auch von dessen allgemeiner Perspektive auf die deutsche Vergangenheit in der *Osnabrückischen Geschichte*.

1781 machte M. durch ein mutiges Bekenntnis zur jungen deutschen Literatur, speziell zum SuD, auf sich aufmerksam, das auf die berühmte kulturkritische Schrift Friedrichs II., *De la littérature allemande* (1780), reagierte: *Über die deutsche Sprache und Literatur. Schreiben an einen Freund*. Nachdem sich M. – unter Beibehaltung seiner Ämter – ab 1783 aus der aktiven Staatspolitik zurückgezogen hatte, verfasste er weiterhin Zeitschriftenbeiträge, nun vermehrt für die *Berlinische Monatsschrift*. Er nahm Stellung zu aktuellen politischen, ökonomischen, philosophischen, religiösen und ästhetischen Fragen – so zur Kolonialisierung (*Über die allgemeine Toleranz. Briefe aus Virginien*, 1787/1788) und

zur Französischen Revolution. M., der eine Harmonie, keine Abschaffung der Ständegesellschaft erstrebte, stand der revolutionären Egalitätsbewegung in Frankreich ablehnend gegenüber. Damit enttäuschte er in seinen letzten Lebensjahren viele, die ihn als aufgeschlossenen und innovativen Impulsgeber und Förderer der jungen SuD-Rebellen kannten.

Am 20. 2. 1775 hatte M. an Nicolai über sein eigenes Sterben geschrieben: „Ich denke, es bis zu Ende dieses Jahrhunderts zu verschieben.“ (Briefwechsel 1992, 498) Er überlebte seine acht Geschwister und seine Frau und starb 1794 nach einem erfüllten Leben.

M. war eine eigenwillige, ebenso gradlinige wie widersprüchliche Persönlichkeit, die sich der Klassifizierung verweigert. Die M.-Forschung, die zwar mit einer historisch-kritischen Werkausgabe und einer Briefedition arbeiten kann, jedoch unübersehbares Aktenmaterial zu und von M. noch nicht gesichtet hat (vgl. Wagner 1994, 12), ist sich weiterhin uneinig, wie er einzuordnen ist: Mit seinem ökonomisch-rechtlichen Reformwillen, seinem Geschichtsoptimismus und seiner moraldidaktischen Literaturästhetik steht er der Aufklärung nahe; wie der SuD lehnt er den despotischen Absolutismus entschieden ab. Dabei bewegt M. sich jedoch – als ‚Aufklärer in der Ständegesellschaft‘ – immer im Rahmen einer inegalitären Ständehierarchie und spricht sich für die Beibehaltung des Leibeigentums aus. M. also ein „Protagonist der konservativen politischen Aufklärung in Deutschland“ (Rudersdorf 1995, 18), ein Reaktionsärer, ein Vater der Romantik oder gar ein völkisch-nationalistischer Vorläufer der Nationalsozialisten (vgl. Überblick bei Schmidt 1991, 10 f.)? Die neuere Forschung (vgl. z. B. Stauf 1991, bes. 267–271) konnte dieses verzerrte M.-Bild zurechtrücken. Sie betont das

Uneindeutige, das Ambivalente, das Dialektische der Person und des Werks, das M. selbst im Maskenspiel der *Patriotischen Phantasien* und ihrer verschiedenen Erzählerfiguren angelegt hat. Ein einliniges Phasenmodell der Geistesentwicklung von M. – aufgeteilt in universal-moralische (1720–1747), national-historische (1747–1762) und lokal-politische (1762–1794) Phasen (vgl. Sheldon 1970) – kann die aktuellere Forschung nicht mehr überzeugen (vgl. z. B. Stauf 1991, 29; Wagner 1994, 16).

Der humorvoll-kluge Publizist, der wendige Denker, der glänzende Stilist, der unbestechliche Gesellschaftsbeobachter, der realistische Politstrategie – oder, mit Goethes bekannten Worten, der unvergleichliche „herrliche *Justus Möser*“, der „vor allen andern“ zu „den bewährtesten Männern des Vaterlands“ (FA 14, 647 f.) gehörte: Er fand lange Zeit nicht den ihm zustehenden Platz in der Literaturgeschichte. Trotz verstärkter Forschungsbemühungen in den letzten Jahrzehnten ist die reale Bedeutung M.s für die Kultur und Literatur des 18. Jh.s noch nicht vermessen worden.

## Werke

Möser, Justus: Arminius. Hannover u. a. 1749. – Harlekin, oder die Verteidigung des Groteske-Komischen. Osnabrück 1761. – Osnabrückische Geschichte allgemeine Einleitung. Osnabrück 1768. – Patriotische Phantasien. 4 Bde. Berlin 1774–1786. – Über die deutsche Sprache und Literatur, in: Westphälische Beyträge zum Nutzen und Vergnügen (März/April 1781), 9., 11., 12., 13., 17. Stck. – Über die allgemeine Toleranz. Briefe aus Virginien, in: Berlinische Monatsschrift (1787/1788). – Justus Möser's Sämtliche Werke. Historisch-kritische Ausgabe in 14 Bänden. Hg. v. der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen. Oldenburg u. a. 1943–1990 (= AA-O). – Briefwechsel. Neu bearbeitet v. William F. Sheldon in Zusammenarbeit m. Horst-Rüdiger Jarck, Theodor Penner u. Gisela Wagner. Hannover 1992. Goethe, Johann Wolfgang: Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit, in: FA 14.

Nicolai, Friedrich: Leben Justus Möser's [1797/1798], in: Justus Möser. Anwalt des Vaterlands. Wochenschriften, Patriotische Phantasien, Aufsätze, Fragmente. Ausgewählt u. hg. v. Friedemann Berger. Leipzig u. a. 1978, 497–556.

## Forschung

Brandt, Reinhard: Kant und Möser, in: Aufklärung. Interdisziplinäres Jahrbuch zur Erforschung des 18. Jahrhunderts und seiner Wirkungsgeschichte 3.2 (1988), 89–104.

Huth, Hella: Sprachverständnis und Sprachgebrauch bei Justus Möser (1720–1794), in: Europa in der Frühen Neuzeit. Festschrift für Günter Mühlpfordt. Hg. v. Erich Donnert. Bd. 7: Unbekannte Quellen. Aufsätze. Personenregister der Bände 1–7. Köln u. a. 2008, 169–186.

Killy 8, 191–193.

Kosch 10, 1225–1239.

Nemoianu, Virgil: Textual and political decentralisation in Möser and Rivarol, in: Studies on Voltaire and the Eighteenth Century 216 (1983), 23–25.

*Patriotische Phantasien*. Justus Möser 1720–1794. Aufklärer in der Ständegesellschaft. Ausstellung anlässlich des 200. Todesjahres Justus Möser's. Bramsche 1994.

Rudersdorf, Manfred: Das Glück der Bettler. Justus Möser und die Welt der Armen. Mentalität und soziale Frage im Fürstbistum Osnabrück zwischen Aufklärung und Säkularisation. Münster 1995.

Schmidt, Wolff A. von: Justus Möser, Advokat eines historisch-organischen und partikularistischen Kulturbewußtseins, in: Autoren damals und heute. Literaturgeschichtliche Beispiele veränderter Wirkungshorizonte. Hg. v. Gerhard P. Knapp. Amsterdam u. a. 1991, 7–28.

Sheldon, William F.: The Intellectual Development of Justus Möser: The Growth of a German Patriot. Osnabrück 1970.

Sheldon, William F.: Möser, Justus, in: NDB 17 (1994), 687–689.

Stauf, Renate: Justus Möser's Konzept einer deutschen Nationalidentität. Mit einem Ausblick auf Goethe. Tübingen 1991.

Stauf, Renate: „... und die kleinen städtischen Republiken der Griechen waren gewiß nur Puppenwerke gegen die nordischen Staaten ...“. Germanenmythos und Griechenmythos als nationale Identitätsmythen

bei Möser und Winckelmann, in: Arminius und die Varusschlacht. Geschichte – Mythos – Literatur. Hg. v. Rainer Wiegels, Winfried Woesler. Paderborn 1995, 309–322.

Wagner, Gisela: Justus Möser. Beiträge zu seiner Biographie, in: Osnabrücker Mitteilungen 99 (1994), 11–86.

Nikola Roßbach

## Schiller, Johann Christoph Friedrich

\* 10. 11. 1759 Marbach a.N., † 9. 5. 1805 Weimar

Schiller entstammt einem frommen Elternhaus, er besucht zunächst die Lateinschule in Ludwigsburg und will mit Zustimmung seines Vaters, eines Wundarztes, dann Offiziers, dann Leiters der Herzoglichen Hofgärtnerei, Geistlicher werden. Indessen muss er auf Geheiß des württembergischen Herzogs Karl Eugen (1728–1793) 1773 in dessen ‚Militär-Pflanzschule‘, die (1781 zur Universität erhobene) Karlsschule, eintreten; er erlebt dort ein streng diszipliniertes Kasernenleben, erfährt zugleich aber einen fortschrittlich-aufgeklärten Unterricht und erlangt ein reiches Bildungswissen in den verschiedensten Fächern. Er soll zuerst zum Juristen ausgebildet werden, muss 1775 aber zu dem ihm eher zusagenden Studium der Medizin wechseln. Seinem Philosophielehrer Jakob Friedrich Abel (1751–1829) verdankt er viele Anregungen, insbesondere auch die Bekanntschaft mit den Werken Shakespeares (1564–1616). 1779 legt er eine (nicht akzeptierte) Dissertation vor und reicht 1780 erst eine rein medizinisch argumentierende und dann eine eher anthropologisch orientierte zweite Arbeit ein: *Versuch über den Zusammenhang der tierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen*. Daraufhin wird er ‚Regimentsmedikus‘ in

Stuttgart. Schon während der Schulzeit üben erst Klopstock mit seinen Oden und seinem *Messias*, später Lessing (1729–1781) als Dramatiker und Kritiker und Wieland (1733–1813) als Erzähler und Shakespeare-Übersetzer einen großen Einfluss auf ihn aus. Von den jüngeren Autoren fesseln ihn Goethe mit dem *Werther* (1774), des Weiteren Gerstenberg (*Ugolino*, 1768), Leisewitz (*Julius von Tarent*, 1776) und Klinger (*Die Zwillinge*, 1776).

Wohl von 1779 an beschäftigt S. sich intensiv mit den *Räubern*, die 1781 anonym im Selbstverlag erscheinen und das Motiv der feindlichen Brüder aufnehmen, das bereits in den eben erwähnten Dramen von Leisewitz und Klinger behandelt worden ist, das aber auch später – jenseits des SuD – in S.s *Braut von Messina* (1803) wiederkehren wird. Am Ende des Stücks scheitern beide Brüder, der pathetische Rebell Karl Moor, der sich – in der ‚kraftgenialischen‘ Manier eines ‚Selbsthelfers‘ – nicht in die gegebene soziale Ordnung einfügen will, und der materialistisch gesinnte, kalte Konformist Franz Moor, der mit Hilfe von Intrigen die Privilegien zu erreichen sucht, die die Natur ihm als dem – auch noch äußerlich hässlichen – Zweitgeborenen verweigert hat. Wenn der alte Moor, ein Bild der Schwäche, am Ende wortlos seinen Geist aufgibt, dann signalisiert das, in welcher problematischen Verfassung sich die – scheinbar siegende – soziale Ordnung befindet.

In einer Bühnenbearbeitung wird das Stück 1782 in Mannheim erfolgreich uraufgeführt. Ein vielzitiertes Bericht eines Augenzeugen beginnt mit den Worten: „Das Theater glich einem Irrenhause, rollende Augen, geballte Fäuste, stampfende Füße, heisere Aufschreie im Zuschauerraum! Fremde Menschen fielen einander schluchzend in die Arme“ (FA 2, 965 f.). S., der ohne Erlaubnis an der Uraufführung teilgenommen hat, un-

ternimmt dann noch eine zweite unerlaubte Reise nach Mannheim, was ihm seitens des Herzogs einen vierzehntägigen Arrest einträgt und hernach auch das Verbot, ‚Komödien‘ (d. h. dramatische Texte) zu schreiben. Daraufhin flieht S. mit der (auch finanziellen) Unterstützung des Musikers Andreas Streicher im September 1782 aus Württemberg.

Nach einigen (zum Teil auch veröffentlichten) Gedichten in den vorausgehenden Jahren sind bereits 1781 die *Laura*-Oden entstanden – der Name ‚Laura‘ verweist zurück auf den italienischen Lyriker Petrarca (1304–1374) und auf die von diesem ausgehende lyrische Tradition des Petrarkismus. Noch vor der Flucht aus Württemberg ist auch die von S. herausgegebene Gedichtsammlung *Anthologie auf das Jahr 1782* erschienen, die außer Gedichten auch das kürzere Drama *Semele* enthält, eine „lyrische Operette“ (FA 2, 787) – so die von S. gewählte Gattungsbezeichnung. Mehr als die Hälfte der Gedichte stammt von S., der Rest von Freunden. S.s Gedichte, in denen Einflüsse der Aufklärung wie des SuD zu erkennen sind, besitzen thematisch einige Vielfalt: Natur, Liebe (*Laura*), auch Zeitkritik (*Die Kindsmörderin*). Während Gedichte fehlen, die man früher der sogenannten Erlebnislyrik zugeordnet hätte, begegnen mancherlei satirische Züge. Die Widmung („Meinem Prinzipal / dem Tod / zugeschrieben“, FA 1, 495) mutet reichlich jugendlich an.

Der Erfolg der *Räuber* trägt S. von 1783 bis 1784 eine einjährige Anstellung als Theaterdichter am Mannheimer Nationaltheater ein. Er arbeitet an der *Verschwörung des Fiesko zu Genua* (1783) und liefert darin psychologisch differenziert gezeichnete Charaktere; bei der Titelfigur insbesondere geht es um die Frage nach den Kräften, die in einem außergewöhnlichen Menschen angelegt sind. Die Historizität des Stoffs spielt dabei keine be-

sondere Rolle. Daher kann S. nach der Buchfassung für die Aufführung in Mannheim eine Bühnenfassung mit gänzlich verändertem Schluss liefern: Der ehemals machthungrige und erfolgreiche Verschwörer Fiesko wird am Ende nicht ermordet, er verzichtet auf die soeben errungene Herzogswürde, reiht sich in die Genueser Bürgerschaft ein und überlebt.

*Kabale und Liebe* (1784), ein Bürgerliches Trauerspiel, dessen Titel auf einen Vorschlag A.W. Ifflands (1759–1814) zurückgeht, führt eine Liebe über Standesgrenzen hinweg zwischen dem adligen Schwärmer und Phantasten Ferdinand und der frommen bürgerlichen Luise vor. Die Liebe scheitert an den Widerständen, die ihr von adliger wie von bürgerlicher Seite entgegengesetzt werden, aber auch an den (gesellschaftlich mitbedingten) Einstellungen der Liebenden selbst, an Ferdinands Absolutheitsanspruch und an Luises frommer Entsagungsbereitschaft. Unverhohlen kritisch ist eine Szene, in der der fürstliche Verkauf von Landeskindern als Soldaten angeprangert wird.

Unterstützung erfährt S. vom Spätsommer 1785 bis 1787 durch den jungen Dresdener Oberkonsistorialrat Christian Gottfried Körner (1756–1831), in dessen Freundeskreis das berühmt gewordene Lied *An die Freude* (1786) entsteht. Das Lied, das auch Züge eines Trinkliedes hat, feiert die Freude als eine dem Himmel entstammende unwiderstehliche Triebkraft, die die Natur, ja den gesamten Kosmos mit Harmonie durchwirkt, die mit der Kraft der Sympathie alle Trennungen überwindet, die schließlich sogar die ganze Menschheit eint und die Menschen nicht nur untereinander, sondern auch mit Gott verbindet. Das Lied ist über hundertmal vertont worden, bekannt geworden ist es aber nicht zuletzt durch Beethovens (1770–1827) Vertonung, die ihrerseits – freilich ohne den Text – 1986



zur Hymne der Europäischen Union erklärt wird.

Bereits 1782 hat S. zusammen mit anderen die kurzlebige Zeitschrift *Wurtembergisches Repertorium* herausgegeben, in der auch Texte von ihm erschienen sind, darunter die Schrift *Ueber das gegenwärtige teutsche Theater* (1782). Darin wird, der SuD-Tendenz folgend, das französische Theater kritisiert und Natürlichkeit zum Leitbild für die Autoren wie für die Schauspieler erhoben. Eine zweite Theaterschrift, eine Rede aus dem Jahr 1784, erscheint 1785 unter dem Titel *Was kann eine gute stehende Schaubühne eigentlich wirken?* in der von S. selbst herausgegebenen Zeitschrift *Thalia* (1785–1791; 1792–1795 als *Neue Thalia*) und erhält später den Titel *Die Schaubühne als moralische Anstalt betrachtet*. Darin werden die Verdienste des Theaters im Sinne einer ästhetisch-moralischen Erziehung herausgestrichen: Das Theater spricht den ganzen Menschen an, Verstand und Herz, es belebt und entspannt, es vermittelt Einsichten, insbesondere Menschenkenntnis, und fördert die innere Festigkeit gegenüber möglichen Schicksalsschlägen.

Nicht um das Theater, sondern um allgemeinere weltanschauliche Fragen – um das Verhältnis des Menschen zu sich selbst, zu Gott und zur Welt – geht es in den *Philosophischen Briefen*, deren Entstehung bis in die Karlsschulzeit zurückreicht und die 1786 in der *Thalia* veröffentlicht werden. Julius, ein junger Mann, erzählt darin vom Glauben seiner Jugendzeit, der (unter der Überschrift *Theosophie des Julius*) in Gestalt einer schwärmerisch-spekulativen Liebesmetaphysik ausgebreitet wird. Problematisch ist ihm dieser Glaube geworden, nachdem ihm sein Freund Raphael Vernunft und Aufklärung nahegebracht und ihn „denken gelehrt“ (FA 8, 211) hat, sodass er jetzt hofft, Raphael könne

auch seinen früheren Enthusiasmus wieder entfachen.

Nochmals die *Thalia* ist 1786 Erscheinungsort auch der Erzählung *Der Verbrecher aus Infamie* (später: *Der Verbrecher aus verlorener Ehre*). Erzählt wird (nach einem historischen Fall) der Lebensweg eines jungen Mannes, der, äußerlich unansehnlich, in seiner Umwelt auf Ablehnung und Spott trifft, der sich angesichts der Ausgrenzung die gesellschaftliche Anerkennung um jeden Preis und schließlich auch mit kriminellen Mitteln erkämpfen will, der sich immer schwerere Verbrechen bis hin zum Mord zuschulden kommen lässt und am Ende nach mehreren Haftstrafen seiner Hinrichtung entgegen sieht. Die Erzählung legt Wert auf die psychologische Folgerichtigkeit der Entwicklung des Verbrechers; sie übt aber auch Kritik an einem gnadenlosen System, das keinerlei Möglichkeit einer Resozialisierung vorsieht und keine Gnade kennt und das es im Strafvollzug zulässt, dass auf die schiefe Bahn Geratene vollends korrumpiert werden.

Ein ganz anders gearteter erzählender Text ist *Der Geisterseher*, ein Roman, der Fragment geblieben ist und dessen erster Teil 1787 in der *Thalia* erscheint. S. reagiert hier – um eine vermehrte Leserschaft für die *Thalia* zu gewinnen – auf das im späteren 18. Jh. weitverbreitete Interesse an Geheimgesellschaften, an Okkultem, Hellseherei und parareligiösen Phänomenen. Im Hintergrund der erzählten Geschichte stehen auch politisch-konfessionelle Spannungen in Württemberg im Hinblick auf das Herzogshaus und dessen schwankende Religionszugehörigkeit. In dem Text hält sich ein deutscher Prinz, Protestant und ohne nähere Aussicht auf die Thronfolge, zur Zeit des Karnevals in Venedig auf. Ihm nähert sich ein rätselhafter Armenier, Mitglied eines Geheimordens, der den Prinzen zur

Konversion zum Katholizismus lenken will. Zu den seltsamen Dingen, die der Prinz in der Folge erlebt, gehört auch eine Séance mit einem sizilianischen Magier. Das erinnert an Cagliostro, einen Abenteurer und Betrüger, der auf seinen Reisen in Europa als Alchimist und Geisterbeschwörer Aufsehen erregte und in Paris in die sogenannte ‚Halsbandaffäre‘, eine Skandalaffäre am französischen Hof, verwickelt war. Der wenig rational denkende und seelisch nicht sehr gefestigte Prinz erliegt schließlich den Manipulationen des Armeniers und lässt sich dem Katholizismus zuführen. Der Schluss des Romans bleibt offen; einigen Andeutungen zufolge wird ein Verbrechen am Ende stehen. Erst 1788, anderthalb Jahre nach der Beschäftigung mit dem ersten Teil, nimmt S. eine Fortsetzung in Angriff, und zwar auf Wunsch des Verlegers der *Thalia*, da der erste Teil eine enorme Publikumsresonanz gefunden hat. Diese Fortsetzung erscheint dann 1789. S. selbst freilich kann dem Text nicht viel abgewinnen und bezeichnet ihn sogar als „Schmiererei“ (S. an Körner, 17. 3. 1788, FA 7, 1027).

Schon von 1783 an beschäftigt S. sich mit *Don Karlos*, also mit dem Drama, in dem sich sein Übergang zu demjenigen Denk- und Sprachstil vollzieht, der dann seinen Beitrag zur Weimarer Klassik im Bereich des Dramas kennzeichnen wird. Wenn S. das Stück (in einem Brief aus dem Jahr 1784) als „ein Familiengemälde in einem fürstlichen Hauße“ (FA 3, 1075) charakterisiert, so bezeichnet das einerseits den Ausgangspunkt: die Familie (wie in etlichen Dramen des SuD und insbesondere in den zeitgleichen Familien- und Rührstücken); und es signalisiert andererseits zugleich den Übergang zur großen weltgeschichtlichen Szene, die charakteristisch für das „klassische“ Drama S.’scher Prägung ist. Denn das erwähnte „fürstliche[ ] Hauß[ ]“

ist das spanische Königshaus, und es geht in dem Stück um das spanische Imperium und die Spanischen Niederlande im 16. Jh. Das Stück verbindet nationale (Spanien/Niederlande) und konfessionelle Differenzen (Katholizismus/Protestantismus) mit dem innerfamiliären Konflikt zwischen König Philipp II. und dem Thronfolger Karlos. Verschärft wird der Konflikt dadurch, dass Karlos die gleichaltrige Elisabeth von Valois liebt, die ehemals als seine Braut vorgesehen war, die dann aber von seinem Vater in dritter Ehe geheiratet worden ist. Dass S. zwei Akte und fast den ganzen dritten Akt vorab in seiner Zeitschrift *Thalia* veröffentlicht, während die Konzeption sich noch ändert, das hat eine gewisse Uneinheitlichkeit des Stücks zur Folge. Unter anderem wird Marquis Posa nachgerade zu einer zweiten Hauptperson; er erweist sich als ein Politiker mit weitreichenden, ja die ganze Menschheit ins Auge fassenden Plänen, der – ein Verfechter aufklärerischer Ideen („Gedankenfreiheit“) – schließlich um seiner Pläne willen zum Mittel der Manipulation und Intrige greift und damit scheitert. Um der Würde und der weltgeschichtlichen Bedeutung des Stoffs willen schreibt S. das Stück in Blankversen; es erscheint 1787 – bezeichnenderweise im selben Jahr, in dem Goethe in Italien die Prosafassung seiner *Iphigenie* (1779) versifiziert.

Dass S. abermals im selben Jahr 1787 sich erst einmal einem ganz anderen schriftstellerischen Bereich zuwendet, nämlich der Geschichtsschreibung, mag im Nachhinein wie eine Absage an die Jugendschriften erscheinen, es ist jedenfalls ein Bemühen um Erneuerung und den Gewinn von Neuland. Das Werk, mit dem er sich jetzt beschäftigt und das stofflich an den *Don Karlos* anknüpft, erscheint dann 1788 unter dem Titel *Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande von*

der *Spanischen Regierung*. Bezeichnend im Sinne einer Neuorientierung mutet auch an, dass S. im Juli 1787 nach Weimar reist – Goethe freilich befindet sich noch in Italien, und der Herzog Karl August (1757–1828), der 1784 bei seinem Besuch des Darmstädter Hofs S. den Titel eines ‚Weimarschen Rats‘ verliehen hat, weil in Potsdam am preußischen Hof. Indessen lernt S. in Weimar Wieland und Herder kennen und findet einen weniger engen Kontakt zu Herder, einen engeren dagegen zu Wieland, der ihn – nicht vergeblich – auf den Weg zur ‚Klassizität‘ zu lenken versucht. S. bleibt erst einmal bis Mai 1788 in Weimar.

S.s Jugendwerk ist in der älteren Forschung nicht selten pauschal dem SuD zugeschlagen worden, dessen Ende dann entsprechend später angesetzt wurde. Das bezog sich vor allem auf die frühen Dramen, die freilich erst erscheinen, nachdem Goethe in der Prosafassung seiner *Iphigenie* hinsichtlich der Gedankenwelt und des Stils bereits ‚klassischen‘ Boden betreten hat. In der jüngeren Forschung ist auf die vielfältigen Bezugnahmen der S.’schen Dramen auf die der älteren Stürmer und Dränger hingewiesen worden (u. a. auf Dramen von Goethe, Leisewitz, Klingner und Wagner). In diesem Sinne ist zu konstatieren, dass S.s Jugenddramen zwar „im Stil und im Geist der Sturm-und-Drang-Dramen geschrieben“ (Luserke-Jaqui 2005a, 42) sind, dass es aber die Dramen eines Nachzüglers des SuD sind, die zudem auch an barocke Theatertraditionen anknüpfen und Bezüge zur Aufklärung enthalten, dies freilich vermehrt in der Theatertheorie des jungen S.

Auch die Lyrik des jungen S. ergibt in Bezug auf den SuD kein einhelliges Bild. Denn es gibt hier zwar keine ‚Erlebnisgedichte‘ in Goethes Manier, aber kritische politische Akzente durchaus (*Die schlimmen Monarchen*, 1782). Diese sind denn auch in der jüngeren

Forschung hervorgehoben worden ebenso wie andererseits petrarkistische und anakreontische Elemente und Bezüge zum Barock (etwa in Bezug auf die Emblematik) sowie zur Aufklärung.

## Werke

[Schiller, Friedrich:] Die Räuber, ein Schauspiel. Frankfurt u. Leipzig [recte: Stuttgart] 1781. – Anthologie auf das Jahr 1782. o.O. [Stuttgart] 1782. – Anthologie auf das Jahr 1782. Reprint. Mit einem Nachwort hg. v. Matthias Luserke-Jaqui. Saarbrücken 2009. – Die Verschwörung des Fiesco zu Genua. Ein republikanisches Trauerspiel. Mannheim 1783. – Kabale und Liebe. Ein bürgerliches Trauerspiel in fünf Aufzügen. Mannheim 1784. – Don Karlos. Infant von Spanien. Leipzig 1787. – FA 2, 965 f. – FA 3, 1075. – FA 7, 1027.

## Forschung

Alt, Peter-André: Schiller. Leben – Werk – Zeit. Bd. 1. München 2000.  
 Aufenanger, Jörg: Friedrich Schiller. Biographie. Düsseldorf u. a. 2004.  
 Dieckmann, Friedrich: „Diesen Kuß der ganzen Welt!“ Der junge Mann Schiller. Frankfurt a.M. 2005.  
 Goedeke 5,2, 15–237 u. 553–554.  
 Hinderer, Walter (Hg.): Schillers Dramen. Stuttgart 1992.  
 Hofmann, Michael: Schiller. Epoche – Werk – Wirkung. München 2003.  
 Koopmann, Helmut (Hg.): Schiller-Handbuch. Stuttgart 1998.  
 Leidner, Alan: Schiller and the End of the Sturm und Drang, in: The Camden House History of German Literature. Bd. 6: Literature of the Sturm und Drang. Hg. v. David Hill. Rochester u. a. 2003, 275–287.  
 Luserke-Jaqui, Matthias (Hg.): Schiller-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung. Stuttgart u. a. 2005a.  
 Luserke-Jaqui, Matthias: Friedrich Schiller. Tübingen u. Basel. 2005b.  
 Oellers, Norbert: Schiller. Elend der Geschichte, Glanz der Kunst. Stuttgart 2005.  
 Pilling, Claudia, Diana Schilling u. Mirjam Springer: Friedrich Schiller. Reinbek 2002.  
 Wölfel, Kurt: Friedrich Schiller. München 2004.

*Georg-Michael Schulz*

## Schlosser, Johann Georg

\* 7. 12. 1739 Frankfurt a.M., † 17. 10. 1799 Frankfurt a.M.

Johann Georg Schlosser wurde am 7. 12. 1739 in Frankfurt a.M. geboren. Seine Mutter Susanna Maria (1703–1789) stammte aus der angesehenen Frankfurter Kaufmannsfamilie Orth. Der Vater Carl Erasmus (1696–1773) brach mit seiner Familientradition und studierte Jura anstelle von Theologie (vgl. van der Zande 1986, 10 f.). S. absolvierte das Gymnasium in Frankfurt und widmete sich ebenfalls dem Studium der Rechtswissenschaften in Jena und Altdorf, wo er 1762 promoviert wurde. Danach ließ er sich in seiner Heimatstadt nieder und arbeitete als Advokat, jedoch bereitete ihm diese Tätigkeit, wie zuvor das Studium, wenig Freude (vgl. ebd., 15; Kraus 2007, 101), sodass er 1766 als Geheimsekretär und Prinzenenerzieher an den Hof des späteren Herzogs Friedrich Eugen von Württemberg (1732–1797) kam (vgl. Kraus 2007, 101). Doch auch diese Anstellung enttäuschte S. und er kehrte 1769 erneut nach Frankfurt zurück, wo er die Arbeit in der Advokatur wieder aufnahm (vgl. van der Zande 1986, 16; Kraus 2007, 101). In diese Zeit fallen die ersten literarischen Texte S.s sowie diesbezügliche Korrespondenzen mit Dichtern wie Nicolai (1733–1811), Ramler (1725–1798), Gleim (1719–1803) und Johann Benjamin Michaelis (1746–1772) (vgl. van der Zande 1986, 16). 1771 veröffentlichte S. seinen *Katechismus der Sittenlehre für das Landvolk*, der großes Interesse hervorrief, jedoch Ärgernis bei der kirchlichen und weltlichen Obrigkeit erregte, da er diesen die Fähigkeit absprach, ihre Untertanen gemäß seinem Ideal des ‚natürlichen‘ Menschen zu erziehen und zu leiten (vgl. ebd., 18). S., „einer der juristisch und politisch kenntnisreichsten Männer der deutschen Spätauf-

klärung“ (Riedel 1963, 278) und „wichtiger Diskutant aufgeklärter Literatur“ (Luserke 1992, 27), war einer der schärfsten Kritiker seiner Zeit. Van der Zande charakterisiert ihn als „Prototyp des Popularphilosophen“ (van der Zande 1986, VII), welcher mit der Verbreitung seiner Ideen richtungsweisend bei der Bildung der öffentlichen Meinung gewesen sei (vgl. ebd.). Sein literarisches, philosophisches sowie politisches Schreiben richtete S. an den Kategorien des Glücks, der Tugend und der Moral aus (vgl. ebd., VIII; Maisak 1992, 11). Indem er Erfahrung und Empfindung als Orientierungspunkte setzte sowie Poesie über Vernunft stellte, besaß S. trotz höheren Lebensalters eine unbestreitbare Geistesverwandtschaft mit den Autoren des SuD (vgl. van der Zande 1986, VII; Maisak 1992, 16). 1772 redigierte er zusammen mit Goethe, Herder und Merck (1741–1791) den für den SuD bedeutsamen Jahrgangsband der *Frankfurter gelehrten Anzeigen*, S. übernahm Ende Juli die Redaktionsgeschäfte und scheint insgesamt 55 Rezensionen geschrieben zu haben (vgl. Luserke 1992, 27 f.; ders. 2010, 173 f.). Der Frankfurter Kreis führte einen neuen, äußerst kritischen Ton in die *Frankfurter gelehrten Anzeigen* ein, der S.s Individualitäts- und Freiheitsanspruch entsprach: „Die Bewertungsmaßstäbe und ästhetischen Kategorien zentrierten sich bei den Autoren um die Begriffe des Genies und des Gefühls, hier dokumentiert sich schon die Unantastbarkeit der Individualität“ (Luserke 2010, 175). 1773 trat S. in die Dienste des Markgrafen Karl Friedrich von Baden (1728–1811) und war ab 1774 als Oberamtsverweser der Markgrafschaft Hochberg in Emmendingen tätig, was für einen Bürgerlichen „faktisch die Gleichstellung mit einem adligen Landvogt“ (Luserke 1992, 28) bedeutete. Nach Emmendingen begleitete S. seine Frau Cornelia (1750–1777),

Goethes Schwester, die S. am 1. 11. 1773 geheiratet hatte. In der Emmendinger Zeit entstand ein Großteil der wenigen literarischen Arbeiten S.s, so etwa der *Prinz Tandi an den Verfasser des neuen Menoza* (1775), eine empfindsame Antwort auf den *SuD-Menoza* (1774) von Lenz (vgl. Luserke 1992, 29), sowie der *Anti-Pope* (1776). Darüber hinaus war S. als versierter Übersetzer vor allem von griechischer und englischer Literatur tätig. Zudem initiierte er eine Ringkorrespondenz zur „Pflege geistig anregender Beziehungen“ (Maisak 1992, 11), die dem Freundschaftskult des SuD huldigte. Er führte einen regen Briefwechsel u. a. mit Merck, Lenz, Klinger, Maler Müller und Kaufmann (vgl. ebd.), auch stand S. in engem Austausch mit den Schweizer Vertretern des SuD wie Lavater und Sarasin (1742–1802), Letzterer besuchte ihn mehrfach mit seiner Frau in Emmendingen (vgl. ebd.). Im Gegenzug gehörte S. zu den regelmäßigen Gästen der Jahresversammlungen der Helvetischen Gesellschaft in Schinznach (vgl. van der Zande 1986, 25). Lenz suchte nach seinem Weggang aus Weimar 1776 Zuflucht bei S. und sollte dort zwei weitere Male in für ihn psychisch schweren Zeiten verweilen (vgl. Maisak 1992, 12f.). Goethe besuchte seine Schwester auf dem Weg seiner ersten Schweizer Reise im Mai/Juni 1775, hier sah er sie zum letzten Mal (vgl. ebd., 7). Cornelia, seit ihrer Ankunft in Emmendingen kränklich und melancholisch (vgl. Jung 1890, 545; Beutler 1980, 100; Masaik 1992, 6), starb am 8. 6. 1777 nach der Geburt der zweiten Tochter im Wochenbett. Bei Goethes erneutem Besuch im Oktober 1779 war S. bereits mit Johanna Fahlmer (1743–1821) verheiratet, die Hochzeit fand am 24. 9. 1778 statt, aus dieser Ehe gingen ein Sohn und eine Tochter hervor. S. selbst war in Emmendingen ebenfalls nicht glücklich, seine sozialen, wirtschaftlichen und verwaltungs-

politischen Reformvorhaben konnte er nur bedingt durchsetzen, zudem geriet er immer wieder in Konflikt mit der Zentralregierung in Karlsruhe sowie mit der Geistlichkeit (vgl. van der Zande 1986, 15 u. 21; Kraus 2007, 102). Trotzdem blieb die Markgrafschaft bis 1787 sein Wohnsitz. S. starb am 17. 10. 1799 in seiner Heimatstadt Frankfurt a.M., wo er zuletzt als Syndikus tätig war. Sein Leben und sein literarisches Schaffen waren bestimmt von der Frage nach dem menschlichen Glück, der ‚Glückseligkeit‘ (vgl. Masaik 1992, 11).

## Werke

Schlosser, Johann Georg: Hero und Leander. Aus dem Griechischen. Frankfurt a.M. 1771. – Katechismus der Sittenlehre für das Landvolk. Frankfurt a.M. 1771. – Prinz Tandi an den Verfasser des neuen Menoza. Leipzig 1775. Nachdruck: Prinz Tandi an den Verfasser des neuen Menoza. Mit einem Nachwort hg. v. Matthias Luserke. Heidelberg 1993. – Katechismus der christlichen Religion für das Landvolk, als zweyter Theil des Katechismus der Sittenlehre für das Landvolk. Leipzig 1776. – Vorschlag und Versuch einer Verbesserung des deutschen bürgerlichen Rechts ohne Abschaffung des römischen Gesetzbuchs. Leipzig 1777. Neudruck: Glashütten i.Ts. 1973. – Das Nußbraune Mädchen, nebst dem Englischen Original. Nach Chaucer (1778). Basel 1783. – Das verödete Dorf. Aus dem Englischen des Goldschmiths 1778 (Basel 1780). – Über die Seelen-Wanderung. Erstes Gespräch. Basel 1781. – Longin. Vom Erhabenen, mit Anmerkungen und einem Anhang. An Herrn Hofrath Pfeffer und Herrn Hofrath Leerse in Colmar. 1781. – Kleine Schriften. 6 Bde. Basel u. a. 1780–1794. Reprint: New York 1972.

## Forschung

Beutler, Ernst: Johann Georg Schlosser, in: Essays um Goethe. Hg. v. Ernst Beutler. 7., vermehrte Aufl. Zürich u. a. 1980, 99–108.  
Goedeke 4.1, 513.  
Jung, Rudolf: Schlosser, Johann Georg, in: ADB 31 (1890), 544–547.  
Killy 10, 293–294.  
Kosch 15, 213–214.



Kraus, Hans-Christof: Schlosser, Johann Georg, in: NDB 23 (2007), 101–102.

Luserke, Matthias: Nachwort, in: Johann Georg Schlosser: Prinz Tandi an den Verfasser des neuen Menoza. Mit einem Nachwort hg. v. Matthias Luserke. Heidelberg 1993, 27–32.

Luserke, Matthias: Sturm und Drang. Autoren – Texte – Themen. Bibliographisch ergänzte Ausgabe. Stuttgart 2010.

Maisak, Petra: „Sein Haus, ein Sammelplatz für Deutschland's Edle“. Johann Georg Schlosser, Goethes Schwester Cornelia und ihre Freunde in Emmendingen. Marbach 1992.

Riedel, Manfred: Aristoteles-Tradition am Ausgang des 18. Jahrhunderts. Zur ersten deutschen Übersetzung der *Politik* durch Johann Georg Schlosser, in: Alteuropa und die moderne Gesellschaft. Hg. v. Historischen Seminar der Universität Hamburg. Göttingen 1963, 278–315.

Zande, Johan van der: Bürger und Beamter: Johann Georg Schlosser. 1739–1799. Stuttgart 1986.

*Désirée Müller*

## Schubart, Christian Friedrich Daniel

\* 24. 3. 1739 Obersontheim, † 10. 10. 1791 Stuttgart

Der Dichter, Journalist, Musiker und Volkslehrer Schubart wird 1739 in Obersontheim geboren, sein Vater ist Pfarrvikar in der fränkischen Ortschaft. 1740, im Jahr nach S.s Geburt, zieht die Familie in die schwäbische Reichsstadt Aalen, wo der Vater eine Stelle als Stadtpfarrer bekommen hat. Christian Friedrich Daniel besucht Schulen in Nördlingen und Nürnberg; er ist vielfältig begabt und beschäftigt sich früh mit Musik und Dichtung. Ein Theologiestudium in Erlangen bricht er ab, weil ihn „Ausschweifungen“ (Schubart 1839. Bd. 1, 112) mehr interessieren als die Vorlesungen, so der Universitätsrektor in einem

Brief an S.s Vater. Ohne Examen bekommt S. kein Pfarramt, wohl aber 1763 eine Stelle als Knabenschulmeister und Musikdirektor in der etwa 1.500 Einwohner zählenden Gemeinde Geislingen auf der Schwäbischen Alb. S. ist zu dieser Zeit 24 und wird für sechs Jahre in diesem Amt bleiben, das ihm als Sklavendienst erscheint, ihm aber andererseits erlaubt, um die Hand von Helena Bühler (1744–1819), der Tochter eines Geislinger Finanzbeamten, anzuhalten. Sie heiraten 1764 und bekommen zwei Kinder, Ludwig und Julie. S. leidet unter der Kulturlosigkeit des abgelegenen Örtchens, unter fehlenden Gesprächspartnern und seinen lernunwilligen, wilden Schülern. Um sie zu motivieren, entwirft er komische, subversive Schuldiktate – etwa 100 sind überliefert –, mit denen er seine Zöglinge zu selbständigem kritischen Denken erziehen will. Seine zwei frühesten Gedichtsammlungen werden in der Geislinger Zeit gedruckt: 1766 die *Zaubereien*, eine Sammlung klassisch inspirierter Gedichte, und im nächsten Jahr die *Todesgesänge*, eine Zusammenstellung von Gebrauchslyrik, Gebeten und Kirchenliedern.

Durch Vermittlung des befreundeten Schriftstellers Balthasar Haug (1731–1792) wird S. 1769 als Musikdirektor und Organist nach Ludwigsburg berufen, zu dieser Zeit Residenzstadt des despotischen und verschwenderischen Herzogs Karl Eugen (1728–1793). Das opulente Hofleben, die herzogliche Prachtentfaltung und die genussüchtige Atmosphäre der württembergischen Residenz beeindruckten den Dichter, der in den Ludwigsburger Jahren das Leben eines Hofmannes führt und sich mit Verve in die Vergnügungen wirft – ein starker Kontrast zur Dorfschullehrerexistenz auf der Alb. Karl Eugen liebt die Musik und fördert in seiner Residenz eine hochkarätige Musikkultur. In Ludwigsburg brilliert S. als virtuoser Orgel-

und Cembalospieler; er erteilt den höfischen Damen Musikunterricht und leitet gleichzeitig auch die städtische Kirchenmusik, sonntags spielt er in der Stadtkirche die Orgel. In dieser Zeit entwirft er seine erst 1806 posthum von seinem Sohn veröffentlichte musiktheoretische Abhandlung *Ideen zu einer Ästhetik der Tonkunst*. S.s originärer Entwurf einer Musikästhetik ordnet den Tonarten und Tönen Stimmungen zu und stellt dabei – in Opposition zu bürgerlichen Gefühlszwängen – die Leidenschaften ins Zentrum. Damit spricht S. auch von sich selbst, seinem enthusiastischen Wesen, seinem impulsiven geniehaften Künstlertum. In Ludwigsburg macht er erstmals als Deklamator und Rezipient von sich reden. Er trägt in unnachahmlich lebendiger Weise die Epen von Milton (1608–1674), Dante (1265–1321) und Klopstock vor, singt dazu und begleitet sich stellenweise auf dem Klavier. Seine Zuhörer sind begeistert und ergriffen. Er glänzt als Stegreifdichter und -komponist, weshalb ein Teil seiner poetischen und musikalischen Werke nicht überliefert ist. Das exzessive Residenzleben hat ein Ende, als der Ludwigsburger Superintendent Zilling S.s Exkommunikation betreibt und der Herzog ihn aus dem Hofdienst entlässt. Die Gründe sind für beide Herren dieselben: S.s Auflehnung gegen seinen Vorgesetzten Zilling, sein öffentlicher Spott über den Geistlichen und auch die erotischen Eskapaden des Ehemannes S., dessen Frau und Familie in Geislingen geblieben sind.

S. verlässt die Stadt ohne Aussicht auf eine neue Anstellung und auf Einkommen. Die nun folgende Vagantenzeit, in der er eineinhalb Jahre lang in verschiedenen Städten – Heilbronn, Heidelberg, Mannheim, München – Arbeit oder Mäzenatentum sucht, führt ihn schließlich nach Augsburg, wo er zusammen mit dem Buchhändler Konrad

Heinrich Stage (1728–1796) im März 1774 das erste Heft der *Deutschen Chronik* (1774–1777) veröffentlicht. Weil darin die englische Pressefreiheit gelobt wird, verbietet der Augsburger Rat weitere Ausgaben und die Zeitschrift erscheint fortan in Ulm. Eine Zeitlang lebt und arbeitet S. – als Musiker, Deklamator und Lehrer – weiter in Augsburg, doch als er öffentlich die Jesuiten kritisiert, weist man ihn aus. Zusammen mit seiner Familie zieht er nach Ulm. Dort produziert er bis zu seiner Verhaftung im Jahr 1777 zweimal wöchentlich die *Deutsche Chronik* auf acht Oktavseiten, ein Mittelding zwischen Zeitung und moralischer Wochenschrift mit Nachrichten aus Politik, Wirtschaft und Kultur, mit belehrenden und literarischen Texten der unterschiedlichsten Gattungen: Gedicht, Epigramm, Fabel, Anekdote, Rezension. Viele seiner Gedichte publiziert S. zuerst in der *Deutschen Chronik*. Sie zählt zu den meistgelesenen deutschen Journalen der Zeit, hat eine breite, auch unterbürgerliche Kreise einschließende Leserschaft und eine durchschnittliche Auflage von 1.000 Exemplaren. In seinem Blatt engagiert sich S. als politisch denkender Aufklärer: Er setzt sich für die Rebellen im Amerikanischen Unabhängigkeitskrieg ein, prangert den Soldatenhandel an, die Tyrannei und die fehlenden Bürgerrechte. Er fordert Respekt für die Unterschichten, aber nicht die Aufhebung der Ständeordnung. S.s Aussagen zur Politik sind nicht ohne Widersprüche, seine Meldungen und Artikel zur Religion dagegen – wenn er Jesuiten, Exorzisten und Wunderheiler geißelt – unzweideutig und entschieden.

Am 23. 1. 1777 lockt man S. auf Befehl Karl Eugens aus der Reichsstadt Ulm ins württembergische Blaubeuren; dort wird er gefangen genommen und ins Gefängnis auf den Hohenasperg gebracht. Zehn Jahre bleibt der Dichter in Haft – für die zeitgenössischen

Verhältnisse eine lange Strafzeit –, vier Jahre nach seiner Freilassung stirbt er. Seine Gefangenschaft wurde vom Herzog nie begründet und es kam auch nie zu einer Anklage; daher diskutiert die Forschung bis heute über die Ursachen für seine Inhaftierung. Unbestritten ist aber, dass S.s in der *Chronik* formulierte politische Kritik, insbesondere am Soldatenhandel, und seine Auslassungen über die Geistlichkeit eine zentrale Rolle gespielt haben. Zunächst untersteht er einem strikten Schreibverbot; nach einem Jahr darf er sein feuchtes Verlies verlassen und bekommt ein besseres, helleres Zimmer, in dem er dem Zellennachbarn seine Lebensgeschichte diktiert, die 1791 und 1793 in zwei Teilen von seinem Sohn unter dem Titel *Schubart's Leben und Gesinnungen* veröffentlicht wird.

Nach über zwei Jahren gestattet man dem Häftling zum ersten Mal, aus seiner Zelle ins Freie zu gehen. Er erhält die Aufgabe, mit einigen Festungssoldaten zur Unterhaltung der Garnison Theaterstücke aufzuführen – auch Karl Eugen und seine Mätresse Franziska von Hohenheim (1748–1811) sind gelegentlich unter den Zuschauern. Nach einer Erleichterung der Haftbedingungen ist S. in der Lage, intensiv zu komponieren und zu schreiben; 221 Texte entstehen in dieser Zeit, viele davon Gedichte, darunter auch *Die Fürstengruft* (1780). S. diktiert sie Ende 1779, Anfang 1780 einem Fourier, als sich die erhoffte Begnadigung durch Karl Eugen wieder einmal zerschlagen hat. Auch das berühmte *Kaplied* schreibt S. auf dem Hohenasperg, es soll die 1787 von Karl Eugen an die Ostindische Kompanie verkauften Söldnertruppen begleiten. Zu den zeittypischen Widersprüchen im Verhältnis zwischen dem Souverän und seinem Gefangenen gehört es, dass Karl Eugen 1785/1786 eine zweibändige Gedichtausgabe S.s in seiner herzoglichen Druckerei

herstellen lässt. Die Autobiographie *Leben und Gesinnungen* trägt deutliche Spuren des pietistischen Erziehungsprogramms, das Karl Eugen seinem Häftling angedeihen lässt; die Erzählung von S.s Leben ist geprägt von Sündenbewusstsein, Todessehnsucht und der Zerrissenheit zwischen Frömmigkeit und Glaubenszweifeln. Seine Haft erscheint ihm zunehmend als Gottes Strafe für seine sündige Lebensführung.

Zu Beginn der 1780er Jahre mehren sich die Eingaben zur Begnadigung von Deutschlands berühmtestem Häftling. Unter den Petenten sind Fürsten und Persönlichkeiten von Einfluss, einige von ihnen besuchen S. sogar auf dem Hohenasperg. In Preußen entsteht eine Art Amnestiebewegung zugunsten des Dichters, denn sein Hymnus *Friedrich der Große* (1786) erscheint zufällig zeitgleich mit dem Tod des Königs und findet als lyrischer Nachruf großen Anklang. Friedrich Wilhelm II. (1744–1797), der Nachfolger des Verstorbenen, engagiert sich für S. und übt Druck auf den württembergischen Herzog aus. Dies trägt maßgeblich dazu bei, dass S. am 11. 5. 1787 freikommt; er ist zu diesem Zeitpunkt ein müder und gebrochener Mann. Karl Eugen bietet ihm die Direktion des Stuttgarter Hoftheaters an, S. willigt ein, erarbeitet ein populäres Theaterprogramm, modernisiert und professionalisiert den Theaterbetrieb. In seinen letzten Lebensjahren schreibt er noch über 200 Gedichte, darunter auch etliche Huldigungsgedichte auf Karl Eugen. S. demonstriert nun Loyalität gegenüber seinem Herzog, die scharfe Fürstenkritik der frühen Jahre unterbleibt. Auch in der *Vaterländischen Chronik* (1787; von 1788–1789 *Vaterlandschronik*, danach schlicht *Chronik*), mit der er nach der Gefängniszeit die *Deutsche Chronik* fortsetzt, fehlen die radikalen Positionen. Das Blatt tritt für Reformen ein, auch für die Redu-

zierung fürstlicher Rechte und Privilegien. Im Revolutionsjahr ist die Berichterstattung der *Vaterländischen Chronik* dabei schwankend: S. warnt vor Anarchie und Gewalt – auch in Deutschland –, bringt aber gleichzeitig seine Zustimmung zum politischen Aufbruch in Frankreich zum Ausdruck. Er stirbt zwei Jahre nach Ausbruch der Revolution mit 52 Jahren am 10. 10. 1791.

Es ist ein Topos der Aufklärungsforschung, dass der Zugang zu S.s Werk durch seine Biographie verstellt ist. Die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit S. steht bis heute unter dem Eindruck des Lebensgeschichtlichen; nach wie vor überwiegen die biographischen Forschungen die Analysen seiner Schriften und Zeugnisse. Eine Gesamtausgabe von S.s Werken existiert bis dato nicht. Hinzu kommt, dass das Skandalon von S.s zehnjähriger Inhaftierung die Wahrnehmung seiner vielfältigen Arbeiten auf deren politische Aspekte verengt. Dass S. nicht nur Lyriker und Journalist, sondern auch Komponist und Musiktheoretiker, Pädagoge, Theaterintendant, Ästhetiker und Historiker war, geriet bisher kaum in den Blick. Erst in den letzten Jahren ist ein wachsendes Interesse auch an diesen Teilen seines Werkes zu erkennen. Zugleich wird deutlich, dass die Vorstellung vom rebellischen Dichter und umstürzlerischen Intellektuellen, welche die Forschung nach 1968 bis weit in die 1980er Jahre bestimmt hatte, den historischen Realitäten kaum gerecht wird. Charakteristisch für S.s Haltung ist vielmehr eine Unsicherheit über die politische Praxis, fluktuierend zwischen Republikanertum und konstitutionellem Monarchismus, ein im SuD verbreitetes Schwanken zwischen resignativer Anpassung, Unterwerfung und Aufbegehren.

S., der bei Hofe wie auch mit dem Volk lebte und arbeitete, fühlte sich Bürgern,

Künstlern und Klerikern gleichermaßen verbunden; als Revolutionär hat er sich nie verstanden. Obwohl er die Französische Revolution begrüßte, wollte er für Deutschland keinen politischen Umsturz. Er dachte – wie die meisten deutschen Intellektuellen der Zeit – nicht an eine radikale Entmachtung der regierenden Fürsten, sondern an eine Beschränkung ihrer Rechte, an die politische Stärkung des dritten Standes und die Verbesserung der sozialen Lage des Volkes. S.s Aussagen zu Deutschland sind Ausdruck einer Emphase, in der sich religiöse Hoffnungen mit taktischen Bestrebungen, Aufklärungsoptimismus und politischer Verzweiflung verbinden. Am 7. 9. 1790 notiert er in der *Vaterländischen Chronik*: „Kein Land in der Welt hat bessere Fürsten, mildere Obrigkeiten, (ich sag’ es mit Ueberzeugung, und nicht als kriechender Schmeichler) als Deutschland. Sie werden also eure Klagen hören, wenn sie gerecht sind.“ (Schubart 1790. Bd. 4, 613) Das Huldigungsgedicht auf Friedrich II., das entscheidend zu seiner Haftentlassung beitragen sollte, schrieb S. im selben Jahr wie *Die Fürstengruft*, die selbst schon durch die Ambivalenz von Lobeshymne und Strafgericht, von frommer Demut und kämpferischem Zorn bestimmt ist.

S.s Werke wollen weniger polarisieren, denn vermitteln – zwischen Weltlichkeit und Religiosität, zwischen Intellektuellen und Ungebildeten, zwischen den verschiedenen Kunst- und Wissensformen. In seinen *Vorlesungen über die schöne Wissenschaften für Unstudierte* (1777) schreibt er: „Man ist heutiges Tags von dem Vorurtheile zurück gekommen, als wenn die Wissenschaften blos für eigene Gelehrte und nicht auch für andere Bürger des Staats wären. Daher ließ man alle Wissenschaften im Schnürleibe des Systems auftreten, und die Musen sprachen im steifs-

ten Cathedertone.“ (Schubart 1777, [Bl. 1]) Dabei geht es ihm nicht nur – im Sinne einer pragmatischen Aufklärung – um die Teilhabe des ungebildeten Volkes an Geist und Kultur und um dessen Erziehung zu Kritik und politischem Selbstbewusstsein, sondern auch um die Bindung der Gebildeten an die Formen einer ‚volkshaften‘ Kultur, von der man sich im 18. Jh. zunehmend entfernt hat. Es ist S.s immer wieder als unverwechselbar bezeichneter Ton, der – volkstümlich, phantasievoll, leidenschaftlich-atemlos – alle seine Arbeiten bestimmt und das Grundelement seiner vermittelnden Ästhetik und Redehaltung ist. Für S.s journalistisches Werk ist dieser Ton ebenso bestimmend wie für seine Arbeit als Lehrer, Dichter, Rezitator, Prediger und Theologe.

Dass für S.s vermittelnde Denk- und Kunstformen das Performative elementar ist, wurde bisher kaum beachtet. Er war ein Meister der Improvisation und des Stegreifs als Poet und Komponist, aber auch als Theatermacher auf dem Hohenasperg und am Stuttgarter Hoftheater, als Lehrer und als Dozent der Geschichte, Musik und Literatur. Einen „Sklave[n] des Augenblicks“ (Schubart 1839. Bd. 1, 294) hat er sich selbst genannt. Ein wesentlicher Teil seines Werkes ist entsprechend nur unzureichend dokumentiert – wie etwa die *Vorlesungen über die schöne Wissenschaften für Unstudierte. Herausgegeben von einem seiner ehemaligen Zuhörer*. Bei seinen ‚Lesekonzerten‘ vor einem Publikum, in dem sich das Spektrum der zeitgenössischen Gesellschaft spiegelte, sang S. auch und begleitete seine Deklamationen am Klavier. Diese Kunstform aus Text, Stimme, Gebärde und musikalischem Klang reflektierte er, Kenner der klassischen Rhetorik und protestantischen Homiletik, in verschiedenen seiner ästhetischen Schriften – bis hin zu

Ansätzen einer Notenschrift für das gesprochene Wort. Zentral für den Effekt seiner Rezitationen ist der Wechsel der Stimmungen; „Thränen, Schauer, Staunen, Entzückungen, feurige Entschlüsse, Bewunderung, Ehrfurcht, Andacht, Liebe wechselten mit einander in den Herzen der Zuhörer, flammten im Auge“ (Schubart 1975. Bd. 3, 664), notierte er am 17. 10. 1776 in der *Deutschen Chronik*. Die Emotionen und Stimmungen ergriffen das Publikum und führten es an die Texte heran: Aus den Zuhörern wurden Leser. Das größte Hindernis der Aufklärung, die geringe Lesefähigkeit und Lesebereitschaft im Volk: S. überwand es durch seine Deklamationen, die bewiesen, dass die Wirkung literarischer Werke nicht von Bildung oder Intellektualität abhing, ja nicht einmal von Lesekompetenz.

## Werke

Schubart, Christian Friedrich Daniel: Zaubereien. Ulm 1766. – Todesgesänge. Ulm 1767. – Teutsche Chronik. Ulm 1776 u. 1777. – Vorlesungen über die schöne Wissenschaften für Unstudierte von Herrn Professor Schubart. Augsburg 1777. [Bl. 1]. – Vorlesungen über Mahlerey, Kupferstecherkunst, Bildhauerkunst, Steinschneidekunst und Tanzkunst. Augsburg 1777. – Sämtliche Gedichte. 2 Bde. Stuttgart 1785/1786. – Friedrich der Einzige. Ein Obelisk. Stuttgart 1786. – Schubarts Vaterländische Chronik. Stuttgart 1787 [52 St. ab Juli]. – Vaterlandschronik. Stuttgart 1788–1789. – Chronik. Ebd. 1790–1791. – Ideen zu einer Ästhetik der Tonkunst. Hg. v. Ludwig Schubart. Wien 1806. – Schubart's Leben und Gesinnungen. Von ihm selbst im Kerker aufgesetzt. Erster Theil 1791, in: C.F.D. Schubart's, des Patrioten, gesammelte Schriften und Schicksale. Bd. 1. Stuttgart 1839, 112, 294. – Deutsche Chronik. Jahrgang 1774 – Jahrgang 1777. 4 Bde. Hg. v. C.F.D. Schubart. Heidelberg 1975. Bd. 3: Deutsche Chronik auf das Jahr 1776, 664. – Geislinger Schuldiktate. Hg. v. Günther Currlé. Geislingen [ca. 1991]. – Sämtliche Lieder. Hg. v. Hartmut Schick. München u. a. 2000. – Briefwechsel. Kommentierte Gesamtausgabe in drei Bänden. Hg. v. Bernd Breitenbruch. Konstanz 2006.



## Forschung

Bausinger, Hermann: Tanzende Donnerworte. Zur Sprache Christian Friedrich Daniel Schubarts, in: ders.: Ein bisschen unsterblich. Schwäbische Profile. Gerlingen 1999, 13–22.

Cledière, Jean: C.F.D. Schubart et la Révolution Française, in: Revolution und Gegenrevolution 1789–1830. Zur geistigen Auseinandersetzung in Frankreich und Deutschland. Hg. v. Roger Dufraisse unter Mitarbeit v. Elisabeth Müller-Luckner. München 1991, 11–31.

Goedeke 4.1, 849–878.

Honolka, Kurt: Schubart. Dichter und Musiker, Journalist und Rebell. Sein Leben, sein Werk. Stuttgart 1985.

Killy 10, 408–410.

Kosch 16, 401–406.

Krauß, Rudolf: Schubart als Stuttgarter Theaterdirektor, in: Württembergische Vierteljahrshefte für Landesgeschichte Neue Folge 10 (1901), 252–279.

Müller, Hartmut: Postgaul und Flügelroß. Der Journalist Christian Friedrich Daniel Schubart (1739–1791). Frankfurt a.M. u. a. 1985.

Myers, Michael: Für den Bürger. The Role of Christian Schubart's *Deutsche Chronik* in the Development of a Political Public Sphere. Frankfurt a.M. u. a. 1990.

Schneider, Johann Nikolaus: Zwischen Lyra und Lettern. Schubarts Lieder in einer Grenzsituation der Lyrikgeschichte, in: Christian Friedrich Daniel Schubart (1739–1791). Sämtliche Lieder. Hg. v. Hartmut Schick. München u. a. 2000. XXXIII–XLIV.

Schoeller, Wilfried F.: Schubart. Leben und Meinungen eines schwäbischen Rebellen, den die Rache seines Fürsten auf den Asperg brachte. Berlin 1979.

Schwarzbauer, Franz: Schubart und die *Deutsche Chronik*. Der Versuch, eine Legende zu revidieren, in: Schwabenspiegel. Literatur vom Neckar bis zum Bodensee 1000–1800. Hg. v. Ulrich Gaier, Monika Küble u. Wolfgang Schürle. Bd. 2: Aufsätze. Ulm 2003, 577–587.

Warneken, Bernd Jürgen: Schubart. Der unbürgerliche Bürger. Frankfurt a.M. 2009.

Wertheim, Ursula u. Hans Böhm: Einleitung, in: Schubarts Werke in einem Band. Ausgewählt und eingeleitet v. Ursula Wertheim u. Hans Böhm. Weimar 1959, 5–41.

Barbara Potthast

## Sprickmann, Anton Mathias (auch: Matthias)

\* 7. 9. 1749 Münster, † 22. 11. 1833 Münster

Anton Mathias Sprickmann, Sohn eines Arztes, studierte zwischen 1766 und 1768 Rechtswissenschaft in Göttingen. 1769 erfolgte die Promotion in den Niederlanden, ein Jahr später die Niederlassung als Jurist in seiner Geburtsstadt. Durch den fürstbischöflichen Minister Franz von Fürstenberg (1729–1810) erhielt S. einen Posten in der reformierten Verwaltung. Die Beförderung zum Regierungsrat erfolgte 1774. Der SuD übte großen Einfluss auf S.s Werk aus, das hauptsächlich in nur einem Jahrzehnt entstand: Als 20-jähriger verfasste er Bühnenstücke, die im Fürstenberg'schen ‚Comödienhaus‘ aufgeführt wurden; zehn Jahre später beendete er sein literarisches Schaffen schlagartig. In diesen Zeitraum fällt seine Gründung der ersten Vereinigung von Dichtern im Raum Westfalen (Literarische Gesellschaft, 1773). Aus der 1771 mit Marianne Kerckerinck (1743–1791) geschlossenen Ehe ging fünf Jahre später ein Sohn hervor. Im selben Jahr hielt sich S. erneut in seinem Studienort Göttingen auf. Der Aufenthalt diente zur Vorbereitung auf die von Fürstenberg für ihn vorgesehene Tätigkeit als Universitätsdozent. Zu dieser Zeit entstand u. a. durch die Freundschaft mit Bürger und Klopstock die Verbindung zum Göttinger Hain, die als ausschlaggebend für S.s ehrgeizigeres Verfolgen seiner Tätigkeit als Schriftsteller betrachtet werden kann. Mit der Publikation seiner Werke in bedeutenden Musenalmanachen und dem von Heinrich Christian Boie (1744–1806) herausgegebenen *Deutschen Museum* erhöhte sich sein Bekanntheitsgrad. Das Drama *Eulalia* (1777) wurde im Erscheinungsjahr als eines der besten Stücke betrachtet.

Im selben Jahr erschien die das Thema des Kindsmordes aufgreifende Ballade *Ida* (1777) (vgl. dazu Luserke 2010, 226 ff.). Die Gunst Fürstenbergs war S. auch durch seine 1777 in Wetzlar ausgeübte juristische Tätigkeit in der Regierung und der Funktion des Sekretärs am Reichskammergericht sicher. Er war in den beiden darauffolgenden Jahren Professor für deutsche Reichsgeschichte und deutsches Staats- und Lehnrecht an der Universität Münster. 1778 erfolgte mit der Erzählung *Mariens Rede bei ihrer Trauung* eine erneute Thematisierung des Kindsmordes (vgl. ebd.). In Wien wurde sein Lustspiel *Der Schmuck* (1779) noch im Erscheinungsjahr preisgekrönt; 1800 folgte eine Inszenierung Goethes in Weimar. Nach dem strikten Rückzug aus seinem literarischen Umfeld schloss sich S. 1780 dem religiös geprägten Kreis um Fürstin Amalie von Gallitzin (1748–1806) an und widmete sich fortan ausschließlich seinen beruflichen Pflichten. Zuvor erlitt S. mehrere Krisen, da sein Familien- und Berufsleben sowie seine literarischen Ambitionen schwer miteinander vereinbar waren. Im Jahr 1791 wurde S. Hofrat. Der Witwer heiratete zwei Jahre nach dem Tod seiner ersten Ehefrau 1793 erneut. Maria Antoinetta Oistendorf (1756–1829) brachte 1795 den gemeinsamen Sohn Hermann zur Welt. S.s juristische Laufbahn fand ihren Höhepunkt in dem Posten des preußischen Regierungsrates (1803) und des Tribunalrichters (1811) in Münster. Ab 1814 konzentrierte er sich aus Gründen der finanziellen Absicherung auf seine akademische Karriere: Er erhielt einen Ruf an die Universität Breslau auf den Lehrstuhl für Jurisprudenz und wechselte von dort 1817 an die Universität Berlin. S. kehrte 1829 schwer erkrankt abermals in seine Geburtsstadt zurück, wo er vier Jahre später kurz nach seinem 84. Geburtstag verstarb.

Im späteren Leben hatte S. erneut Berührung mit der Literatur, indem er junge talentierte (überwiegend westfälische) Schriftsteller förderte (darunter Franz von Sonnenberg [1779–1805] und Annette von Droste-Hülshoff [1797–1848]). Von S. stammt eines der wohl originellsten Selbstzeugnisse des SuD: seine Autobiographie *Meine Geschichte*.

## Werke

Sprickmann, Anton Mathias (auch: Matthias): Ode an den Kurfürsten bei seiner Zurückkunft 1774. – Die Wildddiebe. Operette in einem Aufzug (gemeinschaftlich mit dem Advokaten Stühle in Osnabrück, später Richter in Melle). Münster i. Westphalen 1774. – Die natürliche Tochter. Ein rührendes Lustspiel in fünf Aufzügen. Münster i. Westphalen 1774. – Der Geburtstag. Den Haag 1775. – Der Tempel der Dankbarkeit; ein Vorspiel mit Arie bey Eröffnung der Münsterischen Bühne. Münster 1775. – Eulalia. Trauerspiel in 5 Aufzügen. Leipzig 1777 (Neudruck Hildburghausen u. a. 1854); s. DLD 32 (Jul. v. Tarent), s. III. – Der Schmuck. Lustspiel in 5 Aufzügen. Wien 1779 [recte: 1780]. – Gedichte im Almanach der deutschen Musen 1775 und 1776. – Gedichte im Göttinger Musenalmanach 1775; in Vossens Musenalmanach 1776/1778. – Im Deutschen Museum 1776/1778 a: Das Neujahrsgehenk. Eine Klosteranekdote. b: Nachrichten aus Amerika. c: Etwas über das Nachahmen allgemein und über das Goethisieren insbesondere. d: Das Strumpfband. Eine Klosterscene. e: Die Untreue aus Zärtlichkeit. Eine Konversation und ein Brief. f: Ida. g: Das Intelligenzblatt. Eine Erzählung. h. Lina. i: Das Wort zur rechten Zeit. Eine Erzählung. k: Liebe. l: Das Missverständnis (Dramatisches Spiel in einem Aufzug). – Aufgeführt im k.k. Nationaltheater. Wien 1778. m: Mariens Rede bei ihrer Trauung. Ein Fragment. n: Auszug eines Briefes an den Herausgeber. – Über die deutsche Geschichte und ihre Behandlung in öffentlichen Vorlesungen. 1785. Beiträge im Westf. Anzeiger 1811, Nr. 45: im Westf. Archiv 1812. – Über die geistige Wiedergeburt. Münster 1835. – Ich, wie ich bin, und wie ich war: meine Geschichte und mein Charakter (= Meine Geschichte). Teildruck in: Empfindsamkeit, Sturm und Drang. Hg. v. Marianne Beyer. Darmstadt 1970. Unveränderter reprografischer Nachdruck der Ausgabe Leipzig 1936, 254–284; vollst. Druck in:

Anton Matthias Sprickmann: Erzählungen und autobiographische Prosa. Hg. u. kommentiert v. Jörg Löffler. Bielefeld 2005, 60–120.

### Forschung

Bell, Erpho (Hg.): Anton Matthias Sprickmann (1749–1833). „Dank Gott und Fürstenberg, daß sie mich auf den Weg brachten“ – Ausstellung zum 250. Geburtstag in der Universitäts- und Landesbibliothek Münster vom 5. 11. bis zum 23. 12. 1999. Münster 1999.

Domke, Britta: Anton Mathias Sprickmann als Dramatiker. Studien zur Interpretation seiner Werke und zum literarhistorischen Kontext. Bielefeld 1999.

Goedeke 4.1, 663.

Goedeke 7.2, 315.

Gödden, Walter: Der Schwärmer. Die verschollene Lebensgeschichte des westfälischen Sturm-und-Drang-Dichters Anton Mathias Sprickmann. Paderborn u. a. 1994.

Gödden, Walter: Sprickmann, Anton Mathias, in: NDB 24 (2010), 754–755.

Gödden, Walter: „Poetische Wuth“, „rasende Poeten“ und das „Gegengift“ der Aufklärung. Johann Moritz Schwager und Anton Mathias Sprickmann, in: „Er war ein Licht in Westphalen“: Johann Moritz Schwager (1738–1804). Ein westfälischer Aufklärer. Hg. v. Walter Gödden u. a. Bielefeld 2013, 339–370.

Killy 11, 145.

Kosch 19, 41 ff.

Košénina, Alexander: Anton Mathias Sprickmann. Ein vernachlässigter Bruder Anton Reisers, in: Blitzlichter der Aufklärung: Köpfe, Kritiken, Konstellationen. Hg. v. Alexander Košenina. Hannover 2010, 160–161.

Lammers, Wolf: Anton Matthias Sprickmann. Ein Juristenleben. Münster u. a. 2005.

Luserke, Matthias: Sturm und Drang. Autoren – Texte – Themen. Bibliographisch ergänzte Ausgabe. Stuttgart 2010.

*Eva Mengler*

## Wagner, Heinrich Leopold

\* 19. 2. 1747 Straßburg, † 4. 3. 1779 Frankfurt a.M.

Lange Zeit gehörte Heinrich Leopold Wagner erst zu den Vergessenen der Literaturgeschichte, dann zu den Geschmähten. Mittlerweile zählt sein Bürgerliches Trauerspiel *Die Kindermörderin* (1776) neben Goethes *Götz von Berlichingen* (1773) und Lenzens *Der Hofmeister* (1774) sowie *Die Soldaten* (1776) zu den wichtigsten Dramen des SuD (vgl. Luserke 2010, 230) und W. unstrittig zu dessen Vertretern.

Am 19. 2. 1747 wird W. als erstes von sieben Kindern des unter prekären Verhältnissen lebenden Kaufmanns Heinrich Leopold Wagner und seiner Frau Catherine Salomé, geb. Steinbach, im elsässischen Straßburg geboren. Mit vier Schwestern (die fünfte Schwester stirbt gleich nach der Geburt) und einem Bruder verläßt W. Kindheit und Jugend in seiner Heimatstadt. Ab 1764 nimmt er zunächst das Studium der Theologie in Halle auf, bricht dieses wieder ab und wechselt 1767 zurück nach Straßburg, wo er das Studium der Rechtswissenschaft beginnt. In dieser Zeit tritt er der Tischgesellschaft um Johann Daniel Salzmann (1722–1812) bei, lernt hier Goethe und Lenz kennen und wird später Mitarbeiter der von Salzmann und Blessing begründeten Wochenschrift *Der Bürgerfreund* (vgl. Fechner 1997, 163). Es entstehen erste Übersetzungen wie 1770 die von Montesquieu (1689–1755) *Der Tempel zu Gnidus* sowie kleinere literarische Arbeiten.

1771 bricht W. das Jurastudium aufgrund von Geldnöten der Eltern und eigener fehlender Motivation vorzeitig ab und nimmt 1773 eine Anstellung als Hofmeister des Kammerpräsidenten Hieronymus Maximilian von Günderode (1730–1777) in Saarbrücken an,

wo er neben seiner Tätigkeit auch an seiner Schriftstellerkarriere arbeitet, was sich der Briefkorrespondenz mit seinem Förderer, dem Karlsruher Hofrat Friedrich Dominicus Ring (1726–1809), entnehmen lässt (vgl. Sauder 1979, 59). In dieser Zeit entsteht die Romanze *Phaeton* (1774), die dem Fürsten Ludwig von Nassau-Saarbrücken (1745–1794) zu Neujahr 1774 gewidmet ist und herrschaftskritische Implikationen in sich trägt (vgl. Hansen 2012, 134). Im Hinblick auf W.s literarische Entwicklung dominiert in der Saarbrücker Zeit noch Christoph Martin Wieland (1733–1813) als großes Vorbild, der u. a. durch seine *Komischen Erzählungen* (1765) bekannt geworden war (vgl. Sauder 1979, 60). Auch die als anekdotische Verserzählungen konzipierten *Confiskablen Erzählungen* (1774) orientieren sich in ihrer Art an Wieland und sind als literarische Anfänge eher konventionell (vgl. Luserke 2010, 230).

Jedoch erweist sich auch diese Phase in W.s Leben als unstet: Als sein Arbeitgeber am Hof in Ungnade fällt, tritt der Hofmeister W. mit solchem Eifer bei dem Fürsten für seinen Herrn ein, dass er auf höchsten Befehl des Landes verwiesen wird (vgl. Sauder 1979, 58; Fechner 1997, 163 f.). Von Saarbrücken flüchtet W. zunächst nach Gießen, wo er bei dem Regierungssekretär Wiessner wohnt (vgl. Schmidt 1879, 15); ab Frühjahr 1775 lebt er in Frankfurt a.M. Als Privatlehrer sowie als Verfasser verschiedener literarischer Arbeiten (Gedichte, Tagesschriftstellerei, Rezensionen) für den Herausgeber der *Frankfurter gelehrten Anzeigen*, Johann Conrad Deinet (1735–1797), versucht W. seinen Lebensunterhalt zu bestreiten (vgl. ebd., 16), hinzu kommen lyrische Beiträge für den *Almanach der deutschen Musen*, die an den Stil Bürgers erinnern, sowie Übersetzungen ins Deutsche wie Merciers *Der Schubkarn des Eßighändlers*

(1775) oder Maximilian Joseph Graf von Lambergers (1729–1792) *Tagebuch eines Weltmanns* (1775).

In Frankfurt gehört W. zum Kreis um Goethe, lernt dort Wieland, Heinrich Christian Boie (1744–1806), Johann Heinrich Merck (1741–1791), flüchtig sogar Klopstock kennen (vgl. ebd., 17). Auch zu Goethes Mutter, Catharina Elisabeth Goethe (1731–1808), bekannt als ‚Frau Rat‘ oder ‚Mama Aja‘, in deren Hause er oft verkehrt, unterhält W. eine freundschaftliche Beziehung. Eine tiefer gehende Freundschaft verbindet ihn vor allem mit Klinger, in dessen Haus W. ebenfalls ein gern gesehener Gast ist. Auch Christoph Kaufmann, Philipp Christoph Kayser (1755–1823), Gustav Friedrich Wilhelm Großmann (1746–1796) und Johann Martin Miller zählen zu W.s engeren Bekanntschaften.

In den Jahren 1775 und 1776 entstehen die wohl wichtigsten Werke W.s: Neben dem Einakter *Der wohlthätige Unbekannte, eine Familien-Scene* (1775) reüssiert W. mit dem bürgerlichen Trauerspiel *Die Reue nach der That* (1775), daneben veröffentlicht er anonym die mit mehreren fingierten Druckorten versehene Literatursatire *Prometheus, Deukalion und seine Recensenten* (1775), die im Kontext der zeitgenössischen *Werther*-Rezeption für Furore sorgt. Diese als Freundschaftsdienst für Goethe gemeinte Farce zieht jedoch dessen Unwillen auf sich, da dieser selbst für den Verfasser gehalten wird und daraufhin am 21. 4. 1775 in den *Frankfurter gelehrten Anzeigen* sowie als Einzeldruck den wahren Verfasser öffentlich bekannt gibt. Im Winter 1775/1776 schreibt W. an seinem Fragment gebliebenen Roman *Leben und Tod Sebastian Silligs* (der erste und einzige Teil erscheint 1776), der dem Vorbild von Laurence Sternes *Tristram Shandy* (1759–1767) folgt, aufgrund seiner ausschweifenden Darstellung jedoch

auf Ablehnung stößt. Ebenfalls 1776 erscheint die Übersetzung der antiklassizistischen Dramentheorie Merciers *Du Théâtre ou nouvel essai sur l'Art Dramatique* (1773) unter dem Titel *Neuer Versuch über die Schauspielkunst*, von der W. selbst stark beeinflusst wird und durch die sich sein Bekanntheitsgrad weiter steigert. Von Goethe wird er zur Übersetzung der Schrift animiert; dieser steuert mehrere Beiträge zum *Anhang aus Goethes Brieftasche* bei. Gleichzeitig entsteht das soziale Drama *Die Kindermörderin*, bei dem sich der Einfluss von Merciers Dramentheorie unschwer erkennen lässt.

Wegen der schwierigen finanziellen Verhältnisse ist W. 1776 gezwungen, Frankfurt zu verlassen und nach Straßburg zurückzugehen, um dort das Jurastudium zu beenden. Auf der Reise dorthin macht er im Frühjahr 1776 Station in Mannheim, wo er eine enge Freundschaft mit dem jungen Maler Müller schließt. In Straßburg tritt er erneut in Kontakt mit dem Salzmann'schen Kreis, dem er am 18. 7. 1776 seine *Kindermörderin* vorliest, die daraufhin eifrig bejubelt wird. Am 28. 8. 1776 besteht W. das Doktorexamen der Rechte mit einer Arbeit über die Goldene Bulle, *Q.D.B.V. Dissertatio Inauguralis. Historico Juridica De Aurea Bulla [...]* (1776), und leistet knapp einen Monat später, am 21. 9. 1776, in Frankfurt den Advokateneid. Am 7. 10. 1776 heiratet er die 17 Jahre ältere Witwe Theodora Magdalena, geb. Frieß, verw. Müller (1729–1778). Auf einer erneuten Reise nach Straßburg kehrt W. im Mai 1777 in Emmendingen als Gast bei Goethes Schwager, Johann Georg Schlosser, und dessen Frau Cornelia (1750–1777) ein. Zurück in Frankfurt ist er als Gelegenheitsdichter, Dramaturg, Dramatiker und juristischer Beistand für die Seylerische Truppe tätig (vgl. Schmidt 1879, 21) und begleitet deren Gastspiel mit den *Briefen die Seylerische Schau-*

*spielergesellschaft und Ihre Vorstellungen zu Frankfurt am Mayn betreffend* (1777), welche eine positiv rezensierte, wenn meist auch nur auf den Inhalt referierende Besprechung der in Frankfurt aufgeführten Stücke darstellen. Ebenfalls für die Seylerische Truppe übersetzt W. Shakespeares (1564–1616) *Macbeth* (1779). 1778 veröffentlicht er mit *Voltaire am Abend seiner Apotheose* eine weitere für den SuD typische Spottdichtung. Am 12. 5. 1778 stirbt W.s Frau; von da an führt seine Schwester Christine den Haushalt und pflegt den Kranken, der am 4. 3. 1779 mit nur 32 Jahren an Tuberkulose stirbt; zwei Tage später wird W. in Frankfurt begraben (vgl. Fechner 1997, 164).

W. hinterlässt trotz seines kurzen Lebens ein vielfältiges Werk. Als Dramatiker, Erzähler, Übersetzer, Lyriker, Satiriker und Rezensent ist er gleich auf mehreren Gebieten tätig und setzt dabei die aufkommenden Tendenzen seiner Zeit um, die er im Kreis des SuD-Zirkels aufnimmt. Vor allem die Arbeiten W.s, die nach der Saarbrücker Zeit entstehen, können zum SuD gezählt werden (vgl. Sauder 1979, 62). So verarbeitet er in *Leben und Tod Sebastian Silligs*, seinem einzigen größeren erzählerischen Werk, die in Saarbrücken gewonnenen Erfahrungen mit der Regierungspraxis des Fürsten, die stellvertretend für zahlreiche weitere deutsche Fürstentümer steht, indem er scharfe Kritik an den gesellschaftlichen Verhältnissen im absolutistischen Deutschland und der Mätressenwirtschaft übt. In seiner Darstellung verfolgt er milieurealistische Züge und entwirft ein detailliertes wie äußerst lebensnahes Bild der bäuerlich-kleinbürgerlichen Alltagswelt, wobei „kein Stürmer und Dränger [...] die Welt und Mentalität der kleinen Leute in ihrer Differenziertheit facettenreicher porträtiert [hat] als Wagner“ (Voit 1990, 14). In dem Schauspiel *Die Reue nach der That* wird bereits



vieles vorbereitet, was später in der *Kindermörderin* gipfelt; den Stoff des Stücks bildet vor allem die Standesproblematik, wobei das Tragische in die bürgerliche Privatsphäre verlagert wird. Anders als in der *Kindermörderin* stehen hier jedoch noch mehr als die soziale Situation die Charaktereigenschaften der Figuren im Zentrum der Kritik (vgl. Scheuer 1989, 72).

Im Kontext des SuD, für den als ein wesentlicher Aspekt die aufkommende Sensibilisierung für gesellschaftliche Missstände gilt, zählt W. zu jenen Autoren, die am schärfsten diese Missstände kritisieren. Mit der *Kindermörderin* bringt er als Erster ganz unverblümt Themen wie sexualisierte Gewalt, ungewollte Schwangerschaft, familiäre und soziale Zwänge sowie die missliche Lage der Frau und deren Veranlassung zum Kindsmord auf die Bühne. Den Kindsmord als zeitgenössischen Diskurs behandelt W. auf mehrfache Weise gesellschaftskritisch mit realistischen Mitteln, welche im Drama prinzipiell eine wichtige Rolle spielen: Indem er den Fausthämmern, die die unterste Schicht repräsentieren, ihre spracheigentümliche Ausdrucksweise zugesteht und sie in derbem elsässischem Dialekt sprechen lässt, wird ein Soziolekt als Literatursprache verwendet, was erst wieder bei Georg Büchner (1813–1837) und den Dramen des Naturalismus zu finden ist. Darüber hinaus stellt W. im Drama wirklichkeitsnahe Bezüge zu seiner Heimatstadt Straßburg her; u. a. deshalb wird das Stück als überaus skandalös wahrgenommen – es wird von der zeitgenössischen Kritik verrissen und von der Zensur verboten; auch eine Umarbeitung von Lessings (1729–1781) Bruder Karl Gotthelf Lessing (1740–1812) ohne W.s Zustimmung für die Döbbelin'sche Truppe in Berlin darf nicht aufgeführt werden. Lediglich in Preßburg und Pest kann

*Die Kindermörderin* im Juli 1777 in der Originalfassung aufgeführt werden. Aufgrund von Lessings Umarbeitung sieht W. sich zur Parodie *Evchen Humbrecht oder Ihr Mütter merkt Euch!* (1779) veranlasst, der Umarbeitung der *Kindermörderin* zu einem bürgerlich-sentimentalen Lehrstück. Als Satiriker karikiert W. in seiner Farce *Prometheus, Deukalion und seine Recensenten* die Werther-Kritiker, allen voran Wieland und Friedrich Heinrich Jacobi (1743–1819), und verteidigt dabei energisch die neuen Literaturformen wie Goethes *Werther*, für die die jungen SuD-Autoren einstehen. Auch mit seinem satirischen Einakter *Voltaire am Abend seiner Apotheose* holt er zum Schlag aus und richtet seinen Angriff gegen einen der wichtigsten intellektuellen Gegner der jungen Autorengruppe und dabei auch gegen die überhöhte Lobpreisung der Schriftsteller sowie die daraus resultierenden Folgen für weniger bekannte Literaten (vgl. Herboth 2002b, 272). Als ein wichtiger Beitrag zur programmatischen Ausrichtung des SuD erhält die Übersetzung von Merciers *Nouvel essai* im Kontext des SuD wie auch in W.s Werk einen bedeutenden Stellenwert, indem Merciers Dramentheorie „die noch unklaren Vorstellungen der Stürmer und Dränger konturierte: Er unterstützte ihre Shakespeare-Begeisterung, verstärkte ihr Plädoyer für Gefühl und Mitleid und lenkte die Aufmerksamkeit auf die bürgerliche Privatsphäre“ (Scheuer 1989, 71).

Von der Forschung wird W. lange Zeit stiefmütterlich behandelt: Nach seinem frühen Tod 1779 wird er zunächst vergessen, der Fokus der Literaturgeschichte liegt seit Mitte des 19. Jh.s auf Goethe und Schiller, die als „große Klassiker“ gefeiert werden. Es etabliert sich ein negatives W.-Bild, das vor allem auf Goethes Plagiatsvorwurf gegenüber W. im 14. Buch von *Dichtung und Wahrheit* (1811–

1833) fußt. Dieser bezichtigt W. darin, ihm das Sujet des Kindsmords seiner Gretchen-Tragödie gestohlen zu haben (vgl. MA 16, 636). Heute gilt dieser Verdacht im Kontext des Kindsmord-Diskurses als überholt. 1875 erscheint die erste W.-Monografie von Erich Schmidt, der in W. einen Autor „dritten und vierten Ranges“ (Schmidt 1879, VI) sieht und dessen Verdikt über W. die Forschungsmeinung in der ersten Hälfte des 20. Jh.s dominiert. Bemühungen um W.s Rehabilitation gehen einher mit den politisch orientierten Bearbeitungen der *Kindermörderin* durch Peter Hacks (1957/1963) zu einem kommunistischen Lust- und Trauerspiel, der die sozialkritischen Aspekte im Drama fokussiert und aktualisiert. Mit der materialreichen Herausgabe der *Kindermörderin* in der Originalfassung von Jörg-Ulrich Fechner (1969) wird eine Wende in der W.-Forschung eingeleitet, was in den 1970er und 1980er Jahren mit dem zeitgleichen Aufblühen der sozialgeschichtlichen Orientierung in den Geisteswissenschaften zu einem regelrechten Boom der *Kindermörderin*-Rezeption führt, sodass das Drama Einzug in den Kanon hält. Einen wesentlichen Beitrag in der W.-Forschung stellt bis heute die auf umfassenden Quellenstudien basierende Arbeit von Elisabeth Genton (1981) dar. Im Gegensatz zur *Kindermörderin*-Rezeption können für das restliche Werk W.s nur vereinzelte Untersuchungen konstatiert werden. Im Zusammenhang mit der Satireproduktion und der *Werther*-Rezeption erfährt vermehrt *Prometheus, Deukalion und seine Recensenten* Aufmerksamkeit in der Forschung (vgl. Schmidt 1875; Genton 1971; Herboth 2002a u. 2002b; Dörr 2011; Braese 2013), vereinzelt auch W.s Roman *Leben und Tod Sebastian Sillys* (vgl. Schmidt 1879; Friedrich 1959; Sauder 1979; Genton 1981; Voit 1990; Sauder u. Weiß 1991) sowie das Drama *Die Reue nach der That*

und die Übersetzung *Neuer Versuch über die Schauspielkunst*, dies jedoch überwiegend im Zusammenhang mit der Analyse der *Kindermörderin*. Zu anderen Werken W.s ist im Einzelnen nur gering bis keine Forschungsliteratur vorhanden, was nicht zuletzt auch auf das Fehlen einer W.-Gesamtausgabe zurückzuführen ist. Auch erinnerungskulturell wird dem Autor W. wenig gedacht, da weder Dichterhäuser, Gedenkstätten noch eine W.-Gesellschaft existieren; einzig 1997, zu W.s 250. Geburtstag, erinnerte man im Ljb an ihn mit dem Abdruck der *Confiskablen Erzählungen* und einem Hörspiel von Ludwig Harig, das W. und dessen *Phaeton* zum Inhalt hat (vgl. Ljb 1997, 7–49).

Insgesamt lassen sich in der Forschung Tendenzen und Bemühungen verzeichnen, den Fokus über *Die Kindermörderin* hinaus zu öffnen, wodurch, wenn auch sukzessiv, ein zunehmend größerer Teil des Werks erschlossen und W. nachhaltig ein fester Platz in der Literaturgeschichte zugeschrieben wird.

## Werke

Wagner, Heinrich Leopold: Der Tempel zu Gnidus. Aus dem Französischen des Herrn Montesquieu übersetzt von H.L.W. Straßburg [1770]. – [Anonym:] Confiskable Erzählungen. Wien [recte: Gießen] [1774]. – [Anonym:] Prometheus, Deukalion und seine Recensenten. Voran ein Prologus und zuletzt ein Epilogus. [Frankfurt a.M.] 1775. – Der wohlthätige Unbekannte. Eine Familien-Scene von Heinrich Leopold Wagner. Je erhabener, je simpler! Frankfurt a.M. 1775. – [Anonym:] Die Reue nach der That, ein Schauspiel. Frankfurt a.M. 1775. – Der Schubkarn des Ebighändlers. Ein Lustspiel in drei Aufzügen. Aus dem Französischen des Herrn Mercier. Frankfurt a.M. 1775. – [Anonym:] Briefe die Seylerische Schauspielergesellschaft und Ihre Vorstellungen zu Frankfurt am Mayn betreffend. Frankfurt a.M. 1777. – [Anonym:] Voltaire am Abend seiner Apotheose. Frankfurt a.M. u. Leipzig 1778. – [Anonym:] Evchen Humbrecht oder Ihr Mütter merks

Euch! Ein Schauspiel in fünf Aufzügen. Frankfurt a.M. 1779. – Macbeth, ein Trauerspiel in fünf Aufzügen nach Schakespear von Heinrich Leopold Wagner. Frankfurt a.M. 1779. – [Mercier, Louis-Sébastien/Wagner, Heinrich Leopold]: Neuer Versuch über die Schauspielkunst. Aus dem Französischen. Mit einem Anhang aus Goethes Brieftasche. Faksimiledruck nach der Ausgabe v. 1776. Mit einem Nachwort v. Peter Pfaff. Heidelberg 1967. – Phaeton. Eine Romanze. Dem durchlauchtigsten Fürsten und Herrn Ludwig, Fürsten zu Nassau/Grafen zu Saarbrücken und Saarwerden, Herrn zu Lahr, Wisbaden und Idstein etc. etc. etc. in tiefster Ehrfurcht erzehlet von Heinrich Leopold Wagner. Nachdruck der Ausgabe Saarbrücken 1774. Hg. v. Christoph Weiß mit einem umfassenden Nachwort. St. Ingbert 1990. – Leben und Tod Sebastian Silligs. Erster Theil. Ein Roman für allerley Leser zur Warnung nicht zur Nachfolge. Frankfurt u. Leipzig 1776. Neudruck mit einem Nachwort hg. v. Gerhard Sauder u. Christoph Weiß. St. Ingbert 1991. – Die Kindermörderin. Ein Trauerspiel. Im Anhang: Auszüge aus der Bearbeitung von K.G. Lessing (1777) und der Umarbeitung von H.L. Wagner (1779) sowie Dokumente zur Wirkungsgeschichte. Hg. v. Jörg-Ulrich Fechner. Bibliographisch ergänzte Ausgabe. Stuttgart 1997. Goethe, Johann Wolfgang: MA 16, 636 [Dichtung und Wahrheit].

Hacks, Peter: Wagners *Kindermörderin*, in: Junge Kunst. Monatsschrift für Literatur, Kritik, Bildende Kunst und Theater (1957), Heft 2, 2 ff. – *Die Kindermörderin*, ein Lust- und Trauerspiel nach Heinrich Leopold Wagner, in: Hacks, Peter: Zwei Bearbeitungen. Frankfurt a.M. 1963, 71 ff.

Harig, Ludwig: Ein Fest für den Rattenkönig. Erstdruck, in: Hörspiele saarländischer Autoren. Hg. v. Werner Klippert. Dillingen 1982, 7–35.

## Forschung

Braese, Stephan: Hanswurst und Geniekultur. Die Idee vom Ende der Kritik in Heinrich Leopold Wagners *Prometheus, Deukalion und seine Recensenten*, in: Lessing Yearbook 40 (2013), 123–135.

Dörr, Volker C.: „Wie die Kerls mit dem guten W\*\* umgehen“. Heinrich Leopold Wagners *Prometheus Deukalion und seine Recensenten* im Kontext der Werther-Kontroverse, in: Neophilologus (2011), 463–476.

Elm, Theo: Heinrich Leopold Wagner: *Die Kindermörderin. Ein Trauerspiel* (1776). Die Strafe des Körpers

und das Recht der Seele, in: ders.: Das soziale Drama. Von Lenz bis Kroetz. Stuttgart 2004, 69–87.

Fechner, Jörg-Ulrich: Nachwort, in: Heinrich Leopold Wagner: *Die Kindermörderin. Ein Trauerspiel*. Im Anhang: Auszüge aus der Bearbeitung von K.G. Lessing (1777) und der Umarbeitung von H.L. Wagner (1779) sowie Dokumente zur Wirkungsgeschichte. Hg. v. Jörg-Ulrich Fechner. Stuttgart 1969; bibliographisch ergänzte Ausgabe 1997, 163–174.

Friedrich, Wolfgang: Ein vergessener Roman der Sturm-und-Drang-Zeit, in: Weimarer Beiträge 5.1 (1959), 562–567.

Froitzheim, Johann: Goethe und Heinrich Leopold Wagner. Ein Wort der Kritik an unsere Goethe-Forscher, in: Beiträge zur Landes- und Volkeskunde von Elsaß-Lothringen. Heft 10 (1889).

Genton, Elisabeth: *Prometheus, Deukalion und seine Recensenten*. Eine umstrittene Literatursatire der Geniezeit. In: Revue d'Allemagne 3.1 (1971), 236–254.

Genton, Elisabeth: La vie et les opinions de Heinrich Leopold Wagner (1747–1779). Frankfurt a.M. 1981.

Goedecke 4.1, 766–773.

Hansen, Christiane: *Phaeton* in der Mythenrezeption der Aufklärung, in: dies.: Transformationen des Phaeton-Mythos in der deutschen Literatur. Berlin 2012, 131–136.

Herboth, Franziska: Wagner: *Prometheus, Deukalion und seine Recensenten* (1775), in: dies.: Satiren des Sturm und Drang. Innenansichten eines literarischen Feldes zwischen 1770 und 1780. Hannover 2002a, 221–238.

Herboth, Franziska: Wagner: *Voltaire am Abend seiner Apotheose* (1778), in: dies.: Satiren des Sturm und Drang. Innenansichten eines literarischen Feldes zwischen 1770 und 1780. Hannover 2002b, 272–280.

Karthus, Ulrich: Heinrich Leopold Wagner: *Die Kindermörderin*, in: ders.: Sturm und Drang. Epoche – Werk – Wirkung. München 2000, 113–123.

Killy 12, 74–76.

Kosch 27, 40–45.

Künzel, Christine: Johann [!] Heinrich Leopold Wagners *Die Kindermörderin*. Geschlechterkodierung und Geschlechtskritik im Sturm und Drang, in: Sturm und Drang: Epoche – Autoren – Werke. Hg. v. Matthias Buschmeier u. Kai Kauffmann. Darmstadt 2013, 203–219.

Lee, Hyunseon: Vor Gericht. Kindsmord im Sturm und Drang und Heinrich Leopold Wagners Drama *Die Kin-*

*dermörderin* (1776), in: *Mörderinnen: Künstlerische und mediale Inszenierungen weiblicher Verbrechen*. Hg. v. Hyunseon Lee u. Isabel Maurer Queipo. Bielefeld 2013, 89–109.

Luserke, Matthias: Die Kindermörderin und der Kindsmord als literarisches und soziales Thema, in: ders.: *Sturm und Drang. Autoren – Texte – Themen*. Bibliographisch ergänzte Ausgabe. Stuttgart 2010, 218–243.

Martin, Ariane: *Gedanken des Verfaßers der Anmerkungen übers Theater: Wagners Mitteilung wirkungsästhetischer Bemerkungen von Lenz im Neuen Versuch über die Schauspielkunst*, in: *LJb* 19 (2012), 49–57.

Sauder, Gerhard: Kein Sturm und Drang in Saarbrücken. Heinrich Leopold Wagners Hofmeisterzeit, in: *Saarheimat*, Heft 3–4 (1979), 57–62.

Scheuer, Helmut: Heinrich Leopold Wagner, in: *Deutsche Dichter: Leben und Werk deutschsprachiger Au-*

*toren*. Bd. 4: Sturm und Drang, Klassik. Stuttgart 1989, 64–74.

Schmidt, Erich: Nachträge zu Heinrich Leopold Wagner, in: *Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Literatur* 1876, 372–385.

Schmidt, Erich: Heinrich Leopold Wagner, Goethes Jugendgenosse. Jena 1875. 2., völlig umgearbeitete Aufl. Leipzig 1879.

Voit, Friedrich: „Ein Roman für allerley Leser“? Zu Heinrich Leopold Wagners Romanfragment *Leben und Tod Sebastian Silligs*, in: *A Journal of Germanic Studies Seminar* 1 (1990), 1–5.

Weiß, Christoph: Vorbemerkung zu den *Confiskablen Erzählungen*, in: *LJb* 7 (1997), 7–9.

Werner, Johannes: Gesellschaft in literarischer Form. H.L. Wagners *Kindermörderin* als Epochen- und Methodenparadigma. Stuttgart 1977.

*Lisa Wille*

